

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2009



Jahrg. 21, Heft 2, August 2009, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Zeitlich zwischen 12. 2. (Geburtstag von Charles Darwin, 1809) und 24. 11. (Erscheinungstag von *On the origin of species*, 1859) kann noch einmal die Karikatur zu Darwins Evolutionstheorie gedruckt werden [*Punch*, 1891].

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. i. R. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

Uni Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2009 verschickt.

Früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 4,- und 13,-). **Jahrgänge:** 1989 = 9,- €; 1990-1991 je 10,- ; 1992-1994 je 12,- ; 1995-1996 = 15,- ; 1997-1998 je 17,- ; 1999-2002 je 20,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,-. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),

Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 21, Heft 2
August 2009

Editorial

Zum Wesen des Schwelbrandes gehört es, dass er eine Zeitlang kaum bemerkbar ist, bevor er unvermutet an einer für ihn günstigen Stelle auflodert. Damit lässt sich das Geschehen ums erfundene Mittelalter gut vergleichen: 'Offiziell' ist an der sauber gepflegten Fassade keine Spur irgendeines Feuers zu entdecken. Wie es dahinter aussieht, kann im Regelfall nur vermutet werden. Gelegentlich spürt man die verdeckte Unruhe, die sich in dem einen oder anderen Artikel Luft schafft (s. S. 469, 481 und 482). Nun hat ein dendrochronologischer Befund dazu geführt, dass mit einem Mal Wissenschaftler und kirchliche Vertreter Seite an Seite gemeinsam frohlocken (s. S. 473 und 478). Diese seltene Übereinstimmung offenbart, wie eng die Schlinge um den Hals geworden ist, die sich nun mit einem Male nach ungefähr 14 Jahren zu lösen scheint.

Im Weiteren wird es allerdings darum gehen, wie lange noch Labore Datierungen vorgeben können, die allenfalls von anderen Laboren kontrollierbar sind. Spätestens seit den dubiosen Vorgängen ums Turiner Grabtuch ist bekannt, dass sich auch drei Labore zusammenschließen können. Und zu was Labore in der Lage sind, beweist jetzt das Schließen der Akten im Falle Protsch (s. S. 488), bei dem man einen hochstapelnden Gauner glimpflich entweichen lässt, während sein wissenschaftliches Umfeld keine Kommentare mehr abgibt und das wissenschaftliche Skandalon im Dunkeln belässt.

Hochaktuell sind auch die Beiträge über Varus und sonstige römische Umtriebe in Germanien (354, 362, 369), wie die über Darwin (S. 492, 499). So gibt es in diesem Heft mehr Aktuelles, als manchem lieb sein kann. Daneben ragt schon vom Umfang ein Aufsatz über das Entstehen erhabener Marmorarchitektur aus Schilf und Lehm heraus (s. S. 312); er beweist, dass nicht nur vieles in die Binsen geht, sondern manches – und keineswegs das schlechteste – auch aus ihnen kommt. Er darf nur nicht dahingehend missverstanden werden, dass es lohnen könnte, wegen dieser absoluten Ausnahme die traditionelle 30-Seiten-Obergrenze je Beitrag mit frischen Kräften zu attackieren.

Mit freundlichen Grüßen



29.7.

Zeitensprünge 2/2009 S. 259

Räder · Wagen · Wege

Scheibenrad, Speichenrad und Streitwagen

Heribert Illig

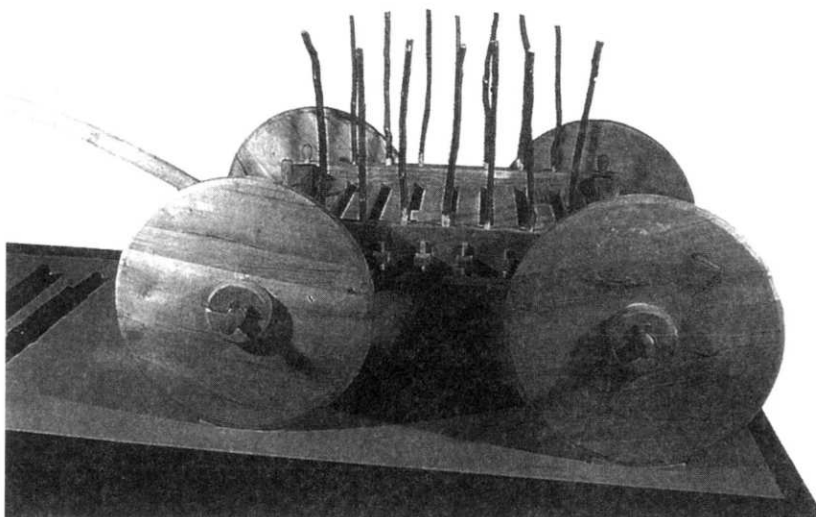
Letzthin hat Otto Ernst Einwände gegen Gunnar Heinsohns Interpretation von Gefolgschaftsgräbern in Ur als Gräber skythischen Ursprungs vorgebracht. Heinsohn hat im selben Heft seine stratigraphisch-chronologische Einschätzung bekräftigt. Insofern blieb nur noch im Raum stehen, ob man archaisch anmutende Ochsenwagen mit Scheibenrädern oder bestimmte antiquierte Modeformen noch in einer Hochkultur erwarten dürfe. Dies gab Anlass, zur Entwicklung von Rad und Wagen eine Synchronopse für das Gebiet zwischen Skandinavien, Mandschurei und Nubien aufzustellen und den Wert der neuen Chronologie zu unterstreichen.

Über Kleidermode ist schwer zu streiten. Immerhin kann bei Ernst angemerkt werden, dass die archaisch anmutenden Zottenröcke im Kontext von weit entwickelten Musikinstrumenten – Leiern mit elf Seiten und zweckmäßig gestalteten Resonanzkörpern – auftreten. Da diese nicht archaischen Ursprungs sein können, müssen die ‘archaischen’ Gewandungen jünger als von Ernst erwartet sein. Wie aber steht es mit den Wagen, die auf der „Königsstandarte von Ur“ abgebildet sind?

„Vor allem sind die *Wagen* anzuführen, die noch Scheibenräder besitzen und von Ochsen gezogen werden, was auch auf die Streitwagen zutrifft, was im -7. Jh. zumindest bei Streitwagen anachronistisch gewesen sein dürfte“ [Ernst, 46].

Rad und Wagen im alten Europa

Zur Beantwortung von Ernsts Einwand empfiehlt sich ein Umweg über das Europa nördlich von Griechen und Etruskern. Zwar mag hier die Entwicklung etwas, wenn auch überraschenderweise nicht viel dem Vorderen Orient nachhinken, doch haben diese Befunde den entscheidenden Vorteil, dass Epochen nur zeitlich aufgespreizt, aber nicht verdoppelt und verdreifacht worden sein dürften. So ist zu fragen, ab wann hier Räder für Transport, Krieg und Sieg gerollt sind. Dies beantworten zwei Bände von Ernst Probst [= P1; P2], der als Wissenschaftspublizist das Kunststück fertig gebracht hat, gediegene, großformatige, bestens bebilderte ‘Folianten’ über Stein- und Bronzezeit in Mitteleuropa herauszubringen, wie es die fachlichen Koryphäen nicht zustande gebracht haben (sein dritter Band über die Urzeit wird hier nicht benötigt).



Scheibenradfragment, Seekirch (BW); 3500–2800, $\varnothing > 60$ cm / Modell eines jungsteinzeitlichen Wagens mit Scheibenrädern; Oldenburg [P1, 234 f.]

Beginnen wir mit einem groben Überblick über die verschiedenen Epochen bis zur Eisenzeit [Daten nach Probst, aber volatil zu sehen]:

Linienbandkeramik	5500–4900
Stichbandkeramik	4900–4500 (parallel Lengyel-Kultur)
Rössener Kultur	4600–4300 (danach einsetzende Kupfersteinzeit)
Trichterbecherkultur	4300–3000 (–2700)
Schnurkeramik	2800–2400
Glockenbecherkultur	2500–2200
Frühbronzezeit	2300–1500 (Aunjetitzer Kultur)
Mittelbronzezeit	1600–1200 (Streitwagen)
Spätbronzezeit	1300– 800 (–600)

danach Eisenzeit.

Jungsteinzeit

„Irgendwann um 3500 v. Chr. wurde das Verkehrswesen um eine Neuerung von großer Tragweite bereichert. Zu dieser Zeit hat man die Vorteile der rollenden Bewegung von Rädern erkannt und den Wagen erfunden, vor den man in Mesopotamien Rinder und Halbesel (Onager), in Europa zunächst nur Rinder vorspannte. Diese Erfindung wurde offenbar in verschiedenen Gegenden der Erde in geringem zeitlichem Abstand gemacht. Ähnlich alt wie die frühesten Belege von Wagen in Mesopotamien sind einige Funde von Bohlenwegen, Rädern und anderen Wagenteilen in europäischen Mooren“ [P1, 239].

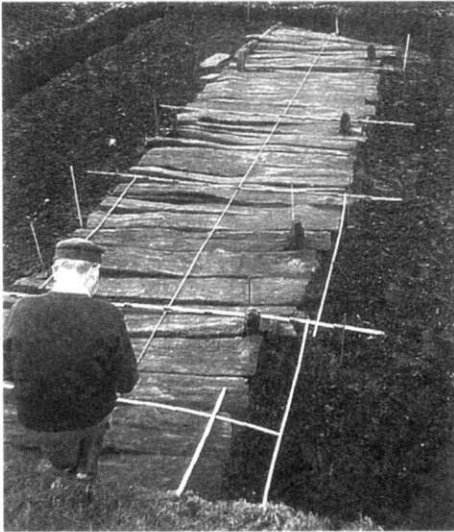
Die ältesten Überreste eines mitteleuropäischen **Scheibenrades** stammen von Seekirch, Kreis *Biberach* an der Riß (BW), aus der Goldberg III-Gruppe, ca. **3500–2800** [Foto: P1, 234]:

„Jedes der beiden Wagenräder besteht aus zwei Teilen, die mit Einschubleisten verbunden wurden. [...]

Die Radreste von Seekirch-Achwiesen entsprechen in allen Einzelheiten den in Schweizer Seeufersiedlungen geborgenen Rädern. Sie gehörten zu zwei- oder vierrädrigen Karren, deren mit einem viereckigen Loch in der Mitte versehene Scheibenräder fest auf der rotierenden Achse saßen. Die Räder von Seekirch-Achwiesen und aus der Schweiz unterscheiden sich mit ihren rechteckigen, buchsenlosen Achslöchern von den aus Nordeuropa und dem Donauraum bekannten Radtypen ganz deutlich“ [P1, 371].

Wer einen Wagen baut, braucht auch einen Weg, auf dem er fahren kann. Das ließen sich die Altvorderen in schwerem Gelände viel Schweiß kosten:

„In Holland, Norddeutschland und Dänemark baute man bereits vom vierten Jahrtausend v. Chr. an in ausgedehnten Hochmoorgebieten hölzerne Bohlenwege, die so breit waren, dass darauf Wagen fahren konnten. Auf



Bohlenweg südlich von Varel, -1360, (Kreis *Wesermarsch*, NI) [P2, 208] /
Abbildung von Kivik, -1100 [wapedia → Kivik] / Streitwagen mit zwei Mann
Besatzung; Amphoroider Krater, Nauplion, -13. Jh. [Demakopoulou, 239]

und neben solchen Bohlenwegen fand man Räder und andere Wagenteile, die nach Unfällen liegengelassen waren“ [P1. 239].

Ein Bohlenweg – nicht aus dem frühen +3. Jtsd. [Bohlen] – sondern aus dem frühen -3. **Jtsd.** führte durchs Meerhusener Moor beim niedersächsischen *Aurich* (NI): Er war mehrere Kilometer lang und bis zu vier Meter breit [P1. 239; Foto 233]. Eine ganze Reihe weiterer solcher Wege sind gefunden worden, konservieren doch Moore die Hölzer gut. Aus norddeutschen Funden ließ sich das Modell eines vierrädrigen Wagens mit einer Länge von 1,40 m und einer Radhöhe von 0,90 m rekonstruieren [P1. 235].

So man sich an Intervallmitten orientieren will, folgt 550 Jahre später ein ganz ähnliches Rad aus Saint-Blaise (CH-Kanton *Neuenburg*): **2800–2400** bzw. Saône-Rhone-Kultur [P1. 462]. Das 42 cm durchmessende Scheibenrad war ähnlich konstruiert: Einschubleisten halten drei Teile zusammen; das Buchsenloch ist wiederum viereckig. Nach wie vor sägt man die Scheiben nicht ‘als Scheibe’ quer von einem Baum, sondern in Wuchsrichtung, damit es nicht zu schnell ausfasert und spannungsbedingt reißt. Also 550 Jahre ohne jeden Fortschritt – aus hier vertretener Sicht eine durch falsche Chronologie erzeugte ‘Friedhofsruhe’ für die Menschen von Stein- und Bronzezeit.

In dieser schnurkeramischen Zeit gab es auf Schweizer Gebiet zahlreiche Seeufersiedlungen. Aus der von *Zürich-Dufourstraße* kennt man drei Buchenholzräder mit einem Durchmesser von 65 cm und einer Dicke von 6 cm, wiederum aus zwei Teilen gefertigt, verbunden mit Einschubleisten aus Esche [P1. 503]. Ein weiteres Rad wurde in der Seeufersiedlung von *Vinelz* am Bieler See gefunden [P1. 504].

Bronzezeit

Für die **frühe Bronzezeit** lässt sich auf Wagendarstellungen verweisen, wie sie auf Menhiren, etwa in Rottenburg (Kreis *Tübingen*, BW) gefunden werden [P2. 74], aber auch auf Bohlenwege, wie etwa den bei Ockenhausen (Kreis *Leer*, NI), der gegen -2100 ca. 180 m durch mooriges Gelände geführt worden ist [P2. 86].

Mit dem Übergang zur **mittleren Bronzezeit** tritt das **Speichenrad** auf, ab -1800 [P2. 33]. „wiederum fast gleichzeitig u.a. in Mesopotamien und in Mitteleuropa“ [wiki ↔ Wagen], gibt es doch Speichenräder aus dem anatolischen *Acemhöyük*, die ins -18. Jh. datiert werden [Heinsohn 2007. 195], aber bislang keine noch älteren.

Schweden, Russland diesseits wie jenseits des Urals und die Südalpen liefern hier direkt und indirekt – durch Erdabdrücke oder Felsabbildungen – ab -1700 reiches Anschauungsmaterial, wobei es Modelle mit vier bis zehn Speichen gab, lenkbare Vierradkarren und Wagen für stehenden Fahrer [P2. 33].

Aber das Scheibenrad ist so wenig veraltet wie der Bohlenweg – im Gegenteil: Das Vehnemoor aus dem Kreis *Oldenburg* (NI) gab vier Wagenräder frei [P2, 87]: diesmal mit einem Durchmesser bis 74 cm sogar einteilig aus Erlenholz, die Buchse aus Birkenholz als Verschleißteil eingesetzt. Sie werden auf 1750–1550 angesetzt [P2, 88]. Aus Niederösterreich stammt aus der gleichen Zeit (1800–1500) das Tonrad eines Wagenmodells.

Der Wechsel ins **-14. Jh.** bringt uns zu zwei Bohlenwegen, die schon fast als Holzstraßen angesprochen werden könnten. Im *Allgäu* (Agathazeller Moor, BY) treffen wir auf einen mehr als 400 m langen Knüppeldamm, auf dessen Längsbalken zwei Lagen von Stämmen bis zu 20 cm Dicke aufgebracht waren; die obere war als Verschleißschicht wohl auswechselbar. Nahe der Jade (Kreis *Wesermarsch*, NI) führte ein 650 m langer, tennenglatte Fahrweg durchs Moor bis zu einer Bootsanlegestelle [P2, 208]. Zeitgleich wird eine Amphore aus Vel'ke Raškovce (*Slowakei*) eingeschätzt, die zweirädrige Wagen mit vierspeichigen Rädern zeigt [P2, 177].

In die Zeit bis **-1200** führt uns der Fund eines zehnspeichigen Rades aus dem Barnstorfer Moor (Kreis *Diepholz*, NI) [P2, 32]. Trotzdem wird nach wie vor gewissermaßen zweigleisig gefahren:

„Pferde dienten damals vielleicht nicht nur als Reit-, sondern auch als Zugtiere von leichten Wagen mit Speichenrädern. Dagegen wurden schwere, vierrädrige Wagen mit Scheibenrädern wohl von Rindern gezogen“ [P2, 214].

In der **späten Bronzezeit**, also zur **Urnenfelderzeit** (1300/1200–800) bleibt es bei dieser zweckmäßigen Aufteilung.

„In der Urnenfelder-Zeit gab es – wie in der Jungsteinzeit – vierrädrige Karren mit schweren hölzernen Scheibenrädern. Diese langsamen Gefährte wurden von Bauern zum Transport schwerer Lasten benutzt. Dagegen waren vierrädrige Wagen mit leichten vierspeichigen Rädern eher Prunkfahrzeuge der damaligen Oberschicht“ [P2, 275].

Auch der Wegebau blieb einigermaßen unverändert. Aus der späten Urnenfelderzeit stammt der 1,8 km lange Bohlenweg in den Rottauer Filzen (Kreis *Traunstein*, BY) [P2, 274 f.]. In der 'Wasserburg' am Federsee bei *Bad Buchau* (BW) wurde ein interessantes Scheibenrad gefunden (78 cm Ø): Es besteht aus drei Eichenplanken, die durch Nuten und Leisten zusammengefügt sind und halbmondförmige Durchbrüche zur Gewichtserleichterung aufwiesen. Hoch im Norden, bei Kühlungsborn (Kreis *Bad Doberan*, MV), wurden zwei genauso konstruierte Scheibenräder aus der Ostsee gehoben, die etwas größer waren (93 cm Ø) und aus Eschen- bzw. Ahornholz bestanden.

Gleichzeitig tauchten **Streitwagen** mit Speichenrädern auf: abgebildet auf einer Stele in Kivik in der schwedischen Region Schonen, die auf -1100 oder

-1000 datiert wird (s. S. 263). Derartige Vehikel sind nicht in Schweden erfunden worden, müssen also schon früher in Mittel- und Osteuropa gefahren sein. Ebenso gleichzeitig rollten auch **bronzene Speichenräder** durch Norddeutschland. Das beweist der bronzene Felgenrest aus Kemnitz (Kreis *Prignitz*, BB). Für den zugehörigen Wagen werden Pferde als Zugtiere vermutet [P2, 345].

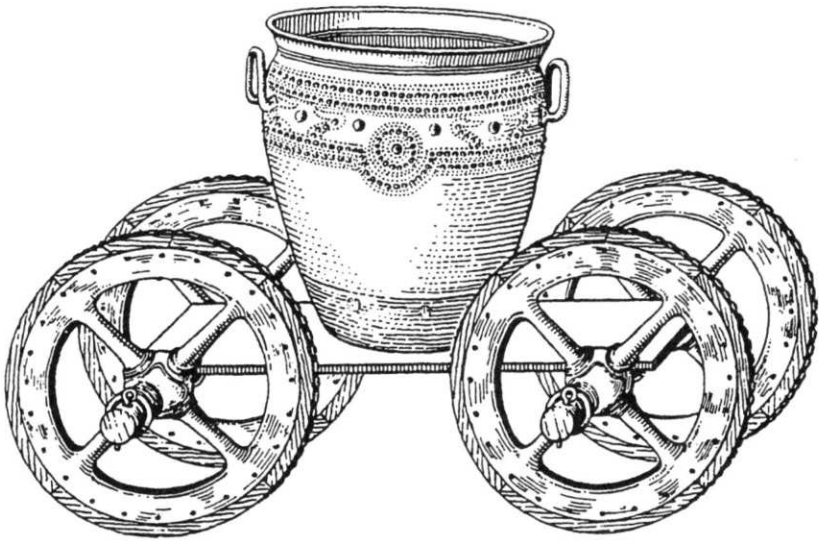
Als außergewöhnliches Kunstwerk darf der bronzene Kultwagen von *Stade* (NI) gesehen werden. Seine vier jeweils vierspeichigen Bronzeräder messen 58 cm im Durchmesser und wiegen einzeln 12 kg; sie sind über ihre 'Holzbereifung' auf -870 datiert worden [P2, 313 f.]. Er war sicher nicht für den Überlandverkehr gedacht, beweist aber das handwerkliche Können.

Aus Haßloch (Kreis *Bad Dürkheim*, RP) stammen Überreste zweier fünf-speichiger Bronzeräder, die mit 'Holzreifen' ausgestattet waren. Diese ebenfalls auf ca. -870 datierten Exemplare [P2, 276] prunken mit hohlgegossenen Speichen [P2, 277]: Der Guss

„der Haßlocher Räder mit langer Nabe und hohlen Speichen war nach Ansicht des erwähnten Mainzer Prähistorikers Hans-Jürgen Hundt dem Guß einer antiken Bronzestatue ebenbürtig und stellte für die ganze vorchristliche Metallzeit Mitteleuropas eine technische Gipfelleistung dar.“

Allerdings gab es im -9. Jh. noch keine antike, also griechische Bronzestatue! Im -7. Jh. wurden noch einigermaßen unbeholfen Bleche über Holzkerne zu größeren Figuren geformt (sog. Sphyrrelata), zeitgleich wurden zunächst kleine Figuren in verlorener Form, später lebensgroße Bronzefiguren mit Hilfe mehrfach nutzbarer Formen gegossen, kunstvoll zusammengelötet und auch geschweißt. Perfekt gegossene Bronzestatuen aus dem griechischen Raum sind erst ab dem letzten Drittel des -6. Jh. zu finden [Heinsohn/Illig, 204-207]. Dementsprechend muss die Datierung für *Stade* und *Haßloch* aus den *dark ages* herausgenommen und im →6. Jh., vielleicht sogar erst im →5. Jh. [vgl. Heinsohn 1996, 168] gesehen werden; das gilt generell für die Bronze-gusstechnik in Europa, ob Lausitzer Kultur, Urnenfelder-Kultur oder nordische Bronzezeit Skandinaviens und Norddeutschlands [P2, 32] und führt zu der Frage, ob diese Technik zwangsläufig aus Vorderem Orient, Ägypten und Kreta stammt (s.u.).

Die *Schweiz* kennt in der Urnenfeldzeit dieselbe Aufteilung: Das hölzerne Scheibenrad von *Grandson-Corcelettes* im Kanton *Waadt* hatte bei einem Durchmesser von 85 cm ebenfalls halbmondförmige Aussparungen und zur Verbindung der drei Bretter versenkte schwalbenschwanzförmige Klammern. Zeitgleich kennt man in einem Stück gegossene Bronzeräder mit vier Speichen (*Cortailod* am Neuenburger See), ebenso kunstvolle in Ostfrankreich (*La Côte-Saint-André*) [P2, 277, 431].



Kultwagen von Stade: die vier aus Bronze gegossenen Speichenräder, Ø 58 cm / Rekonstruktion des Kultwagens durch K. H. Jacob-Friesen [P2, 313]

Das ergibt in Kürzestfassung entsprechend der *Veralteten Vorzeit* [2005, 174] folgende, grob angenäherte Entwicklungsstufen in neuer Datierung:

- Ab -3500 Scheibenräder und Wagen →1500
- ab -1800 hölzerne Speichenräder →900
- ab -1200 Streitwagen →800
- ab -900 bronzene Speichenräder →600.

Vorderer Orient und Ägypten

In herkömmlicher Sicht ist im Orient das Rad erfunden worden, wird doch in einem Bildzeichen von Uruk aus der Zeit um -4300 zum ersten Mal ein Rad dargestellt [holzkantine]. Ab da bringen Rekonstruktionszeichnungen immer wieder Karren mit großen Scheibenrädern [etwa Piggott, 81, 232]. Sie stützen sich vielleicht auf die frühdynastischen Gräber in Kisch (2650–2400) und Ur: Dort erhielten Tote als Beigabe Wagen mit massiven Rädern und Zugtieren, bei denen Rinder wahrscheinlicher sind als Pferde [Seton-Williams, 20]. Seitdem ist der zweirädrige Karren mit Scheibenrädern nie mehr ganz außer Gebrauch gekommen, selbst im Indien des +20. Jh. [Foto Piggott, 233].

Erfindung und Verbreitung von **Streitwagen** wie von **Speichenrad** wird den Hyksos zugeschrieben, also Angreifern aus dem Norden – deren Herkunft höchst umstritten sind, zählt doch Heinsohn [1996, 226] neben seinem eigenen Vorschlag zwölf frühere auf –, die im herkömmlich -17. Jh. Ägypten erobern. Danach wird von der Streitwagenzeit gesprochen, die ein neuer Geist beflügelt hat:

„Keine Waffe ist so weltverwandelnd geworden wie der Streitwagen, auch die Feuerwaffen nicht. Er bildet den Schlüssel zur Weltgeschichte des 2. Jahrtausends v. Chr., das in der gesamten Geschichte die Welt am meisten verändert hat. Er ist die erste komplizierte Waffe: Der Wagen, das Lenken eines gezähmten Tieres, die lange Schulung von Berufskriegern, deren Lebensinhalt dieser Kampf von oben herab war, kommen zusammen. Vor allem tritt hier das Tempo als taktisches Mittel zuerst in die Weltgeschichte ein. Die Entstehung der Reiterei – an derselben Stelle – ist nur die Konsequenz aus dem Streitwagenkampf. Es handelt sich um eine einmalige Erfindung, die aus dem innersten Lebensdrang von einer bis dahin völlig neuen Art Menschen entstanden ist. [...]

Es fragt sich, wie, wo und wann. Naive Begriffe wie »Erfindung des Wagens« und »Kenntnis des Pferdes« rühren nicht entfernt an das Problem. Es handelt sich um drei Dinge: Das Schnellfahren, die Heranbildung des Pferdes zu diesem Zweck und der Kampf mit der Handwaffe unter dieser Voraussetzung. Erst alle drei zusammen bilden den taktischen Gedanken. [...]

Das Tempo als Waffe tritt damit in die Kriegsgeschichte ein, und ebenso der Gedanke, daß der waffengeübte Berufskrieger ein Stand, und zwar der vornehmste im Volke ist. Zu dieser Waffe gehört eine neue Art Mensch. Die Freude an Wagnis und Abenteuer, an persönlicher Tapferkeit und ritterlichem Ethos macht sich geltend. Es entstehen Herrenrassen, die den Krieg als Lebensinhalt betrachten und mit Stolz und Verachtung auf Bauernvölker und Viehzüchterstämme herabsehen. Hier, im 2. Jahrtausend, spricht sich ein Menschentum aus, das noch nicht da war. Eine neue Art Seele wird geboren. Von da an gibt es ein bewußtes Heldentum“ [Spengler].

Damals bildete sich eine weit spannende Region zwischen Griechenland, Mandschurei und Nubien, in der die neue Waffe produziert, Pferde gehalten und das Gespann zum Prestigeobjekt wurde. Offensichtlich wurden Wagen wie Pferde bis Oberägypten exportiert, aber dann auch dort produziert respektive gezüchtet.

Gebaut wurden von Hethitern und Ägyptern zu ihrer besten Zeit extrem leichte Vehikel aus verschiedenen Hölzern, die mit ihren 24 kg [wiki → Streitwagen] im Bedarfsfall vom Fahrer auch getragen werden konnten. Im Grab des Tutanchamuns wurden sechs zerlegte Wagen gefunden und zusammengesetzt, so dass man die Konstruktion in allen Details der Holz- und Lederarbeit kennt, dazu die Unterschiede zwischen Repräsentations- und Gebrauchskarossen. Mindestens zwei der Wägen waren übrigens trotz ägyptischer Fertigung mit ägäischen Spiralmustern geschmückt [Reeves, 170-173; Edwards 46 f.]. Derartige ‘Renner’ bestehen aus bis zu 19 verschiedenen Holzarten und beweisen, wie Wagner (Stellmacher) je nach Funktion des Bauteils auch zu Hölzern griffen, die nicht in Ägypten wuchsen. Zumal das verwendete Birkenpech wurde aus dem Kaukasus importiert, über eine Entfernung von 2.000 km [Tellenbach]. Die erste Tempowaffe der Menschheitsgeschichte bedurfte demnach enormen handwerklichen Geschickes, eines großen Netzes an Handelsbeziehungen wie auch einer ausgeklügelten Infrastruktur für die Zucht und Haltung der Pferde:

„Man brauchte Weiden, Rennplätze, Stallungen, Vorräte, Lagerhallen, Mannschaftsunterkünfte und Fertigungsstätten. Das setzte eine Hochkultur, eine Palastkultur voraus. In der Steppe ist man stattdessen geritten“ [ebd.].

Es entzieht sich allerdings der Vorstellungskraft des Autors, wie mit diesen spartanischen Vehikeln Krieg geführt oder gejagt werden konnte: Jede Unebenheit, ob Maulwurfshaufen, Stein oder Loch, konnte den Fahrer aus dem häufig niedrigen, nicht einmal hüfthohen und gänzlich ungefederten Wagenkorb katapultieren. Rad-, Achs- oder Deichselbruch war ständig zu gewärtigen; zumindest bei Galopp bräuchte es planiertes Gelände wie in einem Stadion, um den Herrscher nicht spektakulär ‘abstürzen’ und dabei

Kopf, Kragen und Ruf riskieren zu lassen. Nutzte man den Streitwagen doch mehr zur schnellen Distanzüberwindung, um nach dem Absteigen den Kampf aufzunehmen?

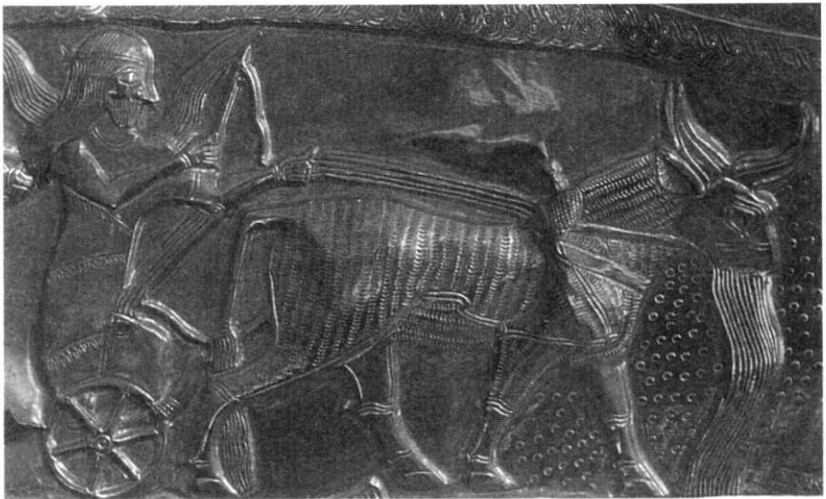
Trotzdem ist „der Kampf der Wagen“ in der *Ilias* besungen worden, trotzdem lassen sich die Spuren dieser Kultur genau verfolgen, bis hin zur ‘größten Schlacht der Weltgeschichte’, die mit Streitwagen entschieden worden ist: zu der von Kadesch am Orontes (herkömml. -1274). So ist dank der Hyksos und trotz ihrer Vertreibung aus Ägypten der Streitwagen zur typischen Waffe des Neuen Reichs geworden, finden sich doch die aufgeputzten Rösser auf allen repräsentativen Königsdarstellungen von 18. bis 20. Dynastie.

Um auf den Einwand von Otto Ernst zurückzukommen: Im Vergleich mit diesen Rennmaschinen der Hyksos, Hethiter, Ägypter oder auch Assyrer zeigt die Abbildung auf der Königsstandarte von Ur ein atavistisches, schier vorsintflutliches Gefährt: einen vierrädrigen Kriegswagen mit Scheibenrädern und vorgespannter Onager-Quadriga [Ernst, 45]. Bei seinem Bau war mit Sicherheit noch nicht das Tempo als Waffe entdeckt! Seine herkömml. Datierung bei 2600–2300 [Heinsohn 2009, 48] scheint dafür früh genug zu liegen.

Es gibt aber auch deutlich spätere Darstellungen dieser Art – in herkömmlicher Chronologie gute 1.500 Jahre später! So präsentiert ein Relief von Ars-lantepe/Malatya zu Beginn des -1. Jtsd. den Wettergott, wie er sich mit kleinem Streitwagen auf Scheibenrädern im Schlepptau zweier Stiere zeigt [Hrouda, 398]. Der Goldbecher aus Hasanlu zeigt uns eine andere Darstellung des Wettergottes, ebenfalls auf einem von zwei langbärtigen Stieren gezogenen Streitwagen, der aber auf zwei sechsspeichigen Rädern rollt [Hrouda, 417]. „W. Orthmann sieht einen deutlichen späthethitischen Einfluss und plädiert für eine Datierung um 950 v. Chr.“ [wiki → Mannäer], ansonsten findet sich bei Google auch „frühe Eisenzeit“.

Bleiben wir zunächst bei -950. Hier also lässt sich bei den einachsigen Karren der Übergang vom Scheibenrad zum Speichenrad finden, was sich durch ein plumpes Relief aus Karkemisch (950–850) bekräftigen lässt, das wiederum einen Streitwagen auf Speichenräder zeigt, aber noch ohne jedes Tempo, wie im Stillstand [Hrouda, 111]. Griechische Dipylonvasen dieser Zeit demonstrieren im Geometrischen Stil zweispännige Wagen auf vier Speichenrädern, aus denen erst noch Streitwagen werden können [Schuchhardt, 294].

Frühe Eisenzeit ergibt beim Streichen der griechischen *dark age* →7. Jh. In dieselbe Zeit gehören zwei bislang dem -13. Jh. (SH III B) zugeschriebene Streitwagen aus Thessalien und Nauplion: ersterer als Tonmodell mit Scheibenrädern, letzterer als gemalte Darstellung mit vierspeichigen Rädern ([Demakopoulou, 131, 239] s. S. 263). Dieses -13. Jh. rückt als letztes Jahrhundert vor dem Fall von Troia und Mykene ins →7. Jh. Die Königsstandarte von Ur ist



Wettergott: mit Stiergespann und Scheibenräderwagen; Steinrelief, Arslantepe/Malatya, heute Ankara / auf Speichenräderwagen, Goldbecher von Hasanlu, heute Teheran; beide um -950 [Hrouda, 398, 417]

kurz zuvor, um →700 anzusetzen, die im Übrigen nichts mit einer Standarte zu tun hat, sondern als Resonanzkörper (20 x 48 cm) zu einem Instrument gehört haben dürfte. Ihr voraus ging – als Frühdynastisch II identifiziert – das erzene Miniaturmodell eines Streitwagens mit Scheibenrädern und Onager-Quadriga [Seton-Williams, 79], den bislang frühesten Guss in verlorener Form.

Hier ist an die oben genannten altassyrischen Speichenräder von Acemhöyük zu erinnern, die im herkömml. -18. Jh. eingereiht worden sind. Sie ähneln den Speichenrädern eines Zeremonialwagens aus Tropakkale, die als sehr ähnlicher Typus bald darauf entstanden sein müssten, aber wegen der eigenständigen Chronologie Urartus frühestens 1.000 Jahre später gerollt sein dürfen: bei oder nach -800. Diese zeitliche Verwerfung, hervorgerufen durch zwei nicht synchronisierte Chronologien, ist schon von Heinsohn [2007, 195] behoben worden: Solche Exemplare der sog. altassyrischen Zeit „gehören zur großassyrischen Periode des -8./7. Jh.“

Heinsohn verweist an gleicher Stelle auf mehrere Premieren zwischen -2040 und -1920 in Kültepe, einem assyrischen Handelsposten in Zentralanatolien: Auf Rollsiegeln werden nicht nur zwei recht verschiedene Wagentypen gezeigt, sondern auf Keilschrifttafeln tauchen erstmals die Worte für Pferd, Esel und Streitwagen auf [ebd.]. Wir sind also bei herkömml. Zeitrechnung noch vor dem Hyksos-Angriff gegen Ägypten. Waren also die Assyrer weiter als die Hyksos? Diese Frage erledigt sich als Scheinproblem, da Heinsohn die Assyrer mit den Hyksos gleichsetzt [ebd. 264 f.].

Die Assyrerkönige haben sich auf Steinreliefs ab dem -9. Jh. bevorzugt auf Streitwagen abbilden lassen, etwa:

- Assurnasirpal II. (883–859) auf einer Troika [Hrouda, 344, 347],
- Salmanassar III. (858–824) [Hrouda, 132],
- Tiglatpileser III. (745–725) auf Einspänner [Seton-Williams, 165],
- Sanherib (705–681) auf Aussichtswagen [Hrouda, 262],
- Assurbanipal (669–627) große Speichenräder [Hrouda, 150, 353].

Unter Tiglatpileser III. gab es auch von Ochsen gezogene Transportkarren mit großen Speichenrädern [Hrouda, 203]. Zumindest in den Zentren des Landes war also die Abkehr von den plumpen Scheibenrädern bereits erfolgt; gekonnte Stellmacherei kümmerte sich nicht mehr allein um die Streitwagen.

Gleichwohl kämen die Assyrerkönige technikgeschichtlich in herkömml. Datierung deutlich zu früh. Heinsohn hat dem zum Teil Rechnung getragen, indem er die Spätassyrier, die Sargoniden (705–611), als Alter Egos der späten Perserherrscher sieht, womit die späte Blüte assyrischer Wagentechnik zwanglos ihre Erklärung findet, stammt sie doch aus dem →5. und →4. Jh.:

- 423–404 Dareios II. = Sanherib/Sennacherib
- 404–359 Artaxerxes II. Mnemon = Asarhaddon
- 359–338 Artaxerxes III. Ochos = Assurbanipal

Weissgerber, der diese Gleichsetzungen nicht mitträgt, sondern im -4. Jh. ca. 75 Jahre der späten Perserzeit streicht, rückt damit auch den Beginn der Eisenzeit bis ungefähr →540, ebenso den Untergang Assyrien von -611 auf ca. →540. Jene Assyrer, die vor den Medern bleiben, behalten vor ca. -750 zunächst ihre Mainstream-Datierungen.

Hatten aber die Assyrer bereits bronzene oder gar eiserne Räder für ihre Streitkarren? Dazu ist nichts zu finden, wie gerade die Bronzetechnik in Mesopotamien höchst umstritten ist. Eiserne Streitwagen werden im AT den Kanaanitern zugeschrieben [Josua 17,16]. Ob damit lediglich die Räder oder viel zu schwere, aber gut schützende Wagen gemeint sind? Doch ihre Datierung in die Zeit der Landnahme unter Josua im -13. Jh. hält keiner kritischen Betrachtung stand.

Zwischen Mittelmeer und Tigris gibt es ebenso wenige Beispiele für den Guss kleiner Figurinen in der verlorenen Form wie für den Guss großer Figuren, die mit mehrfach verwendbaren Teilmodellen ausgeführt worden sind:

- Am mächtigsten die schön ziselierte Bronzestatue einer Königin aus Susa (-14. Jh.): ohne Kopf 1,26 m hoch und 1.750 kg schwer [Hrouda, 413];
- weiter der Torso einer Sitzstatue mit Widmung an Naram-Sin [H/I, 211] und
- der berühmte Sargon-Kopf [Seton-Williams, 114].

Im herrschenden Datierungsgerüst kommen diese Hohl-guss-Arbeiten im Vergleich mit der sonstigen Technologie Vorderasiens viel zu früh, weshalb zwei von ihnen längst durch uns umdatiert worden sind:

- Sargon-Kopf: -24./22. Jh. →700 bis →4. Jh. [H/I, 210; Schmidt, 19],
- Naram-Sin: -23. Jh. frühes →7. Jh. [H/I, 210],
- Susa-Königin: -14. Jh. nach →700.

Es gibt auch ein gewichtiges literarisches Zeugnis. Sanherib/Sennacherib, den Heinsohn als Alter Ego von Dareios II. sieht, rühmt sich, er könne als erster große Bronzehohlplastiken gießen, genauso sicher wie winzige Münzen [Heinsohn 1992=1996, 166-169; Schmidt 1993]. Da es in der Sanherib zugeschriebenen Zeit (bis -681) noch keine Münzen gab – sie gelten unbestritten als lydische Erfindung nach -600 –, muss er später regiert haben. Seine Umdatierung durch Heinsohn ins späte →5. Jh. entspricht den Münzen, die bei den Persern erst mit Dareios II. auftreten [Heinsohn 1996, 166], zwingt aber den großen König, ausländische Konkurrenzentwicklungen zu ignorieren. Für Weissgerber rückt Sanherib ins letzte Drittel des →7. Jh., doch damit gewinnt er noch keine Münzen, während er tatsächlich den Beginn des großen Hohl-gusses repräsentieren würde.

So kann die Frage nach dem Beginn von Hohl-guss, der übers Miniaturformat hinausgeht, noch immer nicht beantwortet werden [so schon bei H/I 1990=2003, 210]: bei den Assyrern des →7. Jh., bei den Griechen des -6. Jh. oder in

Mitteuropa im →7./6. Jh.? Auf jeden Fall scheinen gegossene Bronzeräder erstmals hier und nicht in Griechenland oder in Mesopotamien aufzutreten. Deshalb wird folgender Datierungsvorschlag gemacht:

- Ab -3500 Scheibenräder und Wagen ab →1500
- ab -1800 hölzerne Speichenräder
und hölzerne Streitwagen ab →7. Jh.
- ab -900 bronzene Speichenräder ab →6. Jh.

Offenbar kam in Mesopotamien der zweirädrige Streitwagen mit Speichenrädern genau so plötzlich von außen wie in Ägypten oder in Skandinavien. Insofern war auch den Kunsthandwerkern der „Königsstandarte“ dieser ‘exotische Leichtbauwagen’ noch nicht bekannt bzw. noch nicht vertraut. Bislang wurde das Kunstwerk um -2500 datiert. Angesichts der großen Datierungsunsicherheiten in Ur [vgl. Heinsohn 2009, 49 f.] bleibt nur der Blick auf die Stratigraphie von Ur [ebd. 48]. Demnach dürfte die Königsstandarte aus dem -8. oder -7. Jh. stammen. Hier hilft eine von Heinsohn vor gut 20 Jahren formulierte Aussage weiter:

„Überdies spricht vielleicht einiges dafür, dass die besagten 17 Könige in Zelten, deren Namen bis heute nicht eindeutig semitisch identifizierbar sind, zu skythischen Fürsten gehören, die sich gegen Ende des -7. Jhs. an der Zerschlagung Assyriens beteiligen (oder bereits im späten -8. mit Assyrien an der Unterwerfung Chaldäas) und daraufhin wohl etliche Städte als Herrschaftssitze gewinnen“ [Heinsohn 2007, 173 = 1988, 96 f.].

Ende des -7. Jh. erlebte Mesopotamien dank der streitwagengerüsteten Assyrer einen ebenso jähren kultureller Aufschwung wie Ägypten, hier dank der streitwagengerüsteten Hyksos, dem Alter Ego Assyriens.

Literatur

- Bohlen, Dieter (2008): *Der Bohlenweg. Planieren statt Sanieren*; München
- Demakopoulou, Katie (1988): *Das mykenische Hellas. Heimat der Helden Homers*; Berlin
- Edwards, Iorwerth Eiddon Stephen (1978): *Tutanchamun. Das Grab und seine Schätze*; Bergisch Gladbach
- Ernst, Otto (2009): Zu Heinsohns Sumerer-Buch; in *Zeitensprünge* 21 (1) 43-46
- Heinsohn, Gunnar (²1996): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*; Gräfelting (¹1992)
- (2007): *Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der ›Zivilisationswiege‹ Südmesopotamien*; Gräfelting (¹1988)
- (2009): Menschenopfer in Ur: Stratigraphie und Alter; in *Zeitensprünge* 21 (1) 47-51
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (⁵2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting

(¹1990)

holzkantane = <http://www.holzkantane.de/tipps.php?section=25&action=dspContentDetail&id=1>

Hrouda, Barthel (Hg., 1991): *Der alte Orient. Geschichte und Kultur des alten Vorderasiens*; Gütersloh

Illig, Heribert (²2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting (¹1988)

Neumeister, Christoff (1991): *Das antike Rom. Ein literarischer Stadtführer*; München

Piggott, Stuart (Hg., 1961): *Die Welt, aus der wir kommen*; Berlin

P1 = Probst, Ernst (1991): *Deutschland in der Steinzeit. Jäger, Fischer und Bauern zwischen Nordseeküste und Alpenraum*; München

P2 = Probst, E. (1999): *Deutschland in der Bronzezeit. Bauern, Bronzegießer und Burgherren zwischen Nordsee und Alpen*; München (¹1996)

Reeves, Nicholas (1990): *The Complete Tutankhamun. The King · The Tomb · The Royal Treasure*; London · New York

Schmidt, Hanjo (1993): Bronzeuß im allgemeinen und der sogenannte Sargonkopf im besonderen; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3) 11-21

Schneider, Helmut (2007): *Geschichte der antiken Technik*; München

Schuchhardt, Carl (¹1941): *Alteuropa, die Entwicklung seiner Kulturen und Völker*; Berlin

Seton-Williams, Marjory Veronica (1981): *Babylonien. Kunstschätze zwischen Euphrat und Tigris*; Hamburg

Spengler, Oswald (1934): *Der Streitwagen und seine Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte* (Vortrag vom 6. 2.1934 in München)

<http://www.zeno.org/Philosophie/M/Spengler,+Oswald/Reden+und+Aufs%C3%A4tze/Der+Streitwagen+und+seine+Bedeutung+%C3%BCr+den+Gang+der+Weltgeschichte>

Tellenbach = Wagner, Hans (2007): „Zentralasien ist eine Wettrecke Alteuropas“; in *Eurasisches Magazin* (6), 30. 6. 2007 [Interview mit Dr. Michael Tellenbach]

www.eurasischesmagazin.de/?artikelID=20070604

wiki = Wikipedia-Artikel

Abkürzungen der Bundesländer:

BB Brandenburg,

BW Baden-Württemberg,

BY Bayern,

MV Mecklenburg-Vorpommern,

NI Niedersachsen,

RP Rheinland-Pfalz

Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt

Volker Heinitz

Zusammenfassung: Mit der Kreisgrabenanlage Goseck verfügt die Region Saale-Unstrut über das bisher älteste astronomisch gedeutete Erdwerk Mitteleuropas. Datierung und Funktion werden kritisch beleuchtet, außerdem wird ein Zusammenhang mit dem Fernhandel zur Diskussion gestellt.

1. Besuch von Goseck

Am 09.05.09 veranstaltete die *Archäologische Gesellschaft Thüringen e.V.* eine vom *Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt* betreute Exkursion zum *Sonnenobservatorium Goseck*. Es handelt sich um ein so genanntes offenes Denkmal, für das Führungen angeboten werden.

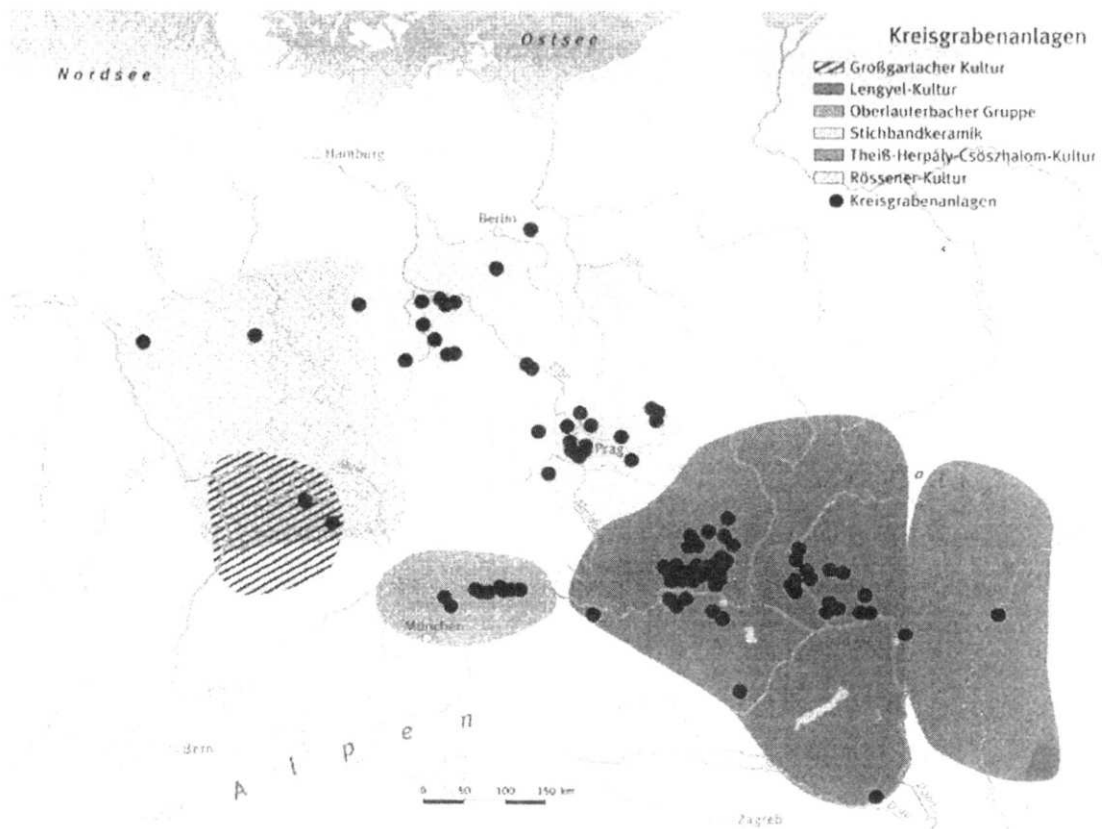
Gezeigt wird ein **Grabenwerk**, wie es für das Neolithikum des vorderen Orients und Europas typisch ist. Bereits eine der ältesten neolithischen Siedlungen, Jericho, wurde durch ein Grabenwerk geschützt [alternative Datierung zu Jericho s. Heinitz 2005]. Die Größen schwanken erheblich; allein in Deutschland sind Ausmaße zwischen 0,5 und 45 Hektar nachgewiesen, damit manchmal größer als mittelalterliche Stadtkerne.

Eine besondere Form der Grabenwerke stellen die **Kreisgrabenanlagen** mit einheitlichen Grundrissen dar, von denen bisher in Südost- und Mitteleuropa etwa 180 Exemplare entdeckt wurden (s. Abb. S. 278); sie werden durchgehend ins -48. Jh. datiert. Ihre Durchmesser variieren zwischen 50 und 145 m (beim niederösterreichischen Kamegg nahe Gars am Kamp). An Grabenunterbrechungen erkennbare Zugänge werden von verschiedenen Wissenschaftlern mit astronomischen Ausrichtungen in Verbindung gebracht. Das Innere der Kreisgrabenanlagen wird zumeist leer vorgefunden und markierte wohl ein heiliges Areal. Ringsum finden sich in vielen Fällen Hausanlagen oder Siedlungsreste [soweit nach Schnurbein, 82 f.]

Goseck ist bei Luftbildauswertungen entdeckt, bis 2004 ergraben und 2005 rekonstruiert worden. Dadurch ist es bislang einmalig, nicht jedoch wegen seiner Größe: der äußere Durchmesser beträgt 75 m, jener der beiden Palisadenringe 56 und 49 m; sie bestehen aus 1.675 Eichenstämmen. Der Einführungstext für die Anlage (erhältlich bei mehreren Info-Tafeln bzw. im nahe gelegenen Museum im Schloss Goseck als Flyer) imaginiert die Entstehungszeit:

„Goseck vor fast 7000 Jahren...

Nachkommen der ersten Bauern Mitteleutschlands heben mit einfachen Holz- und Knochenwerkzeugen einen mächtigen kreisförmigen Graben



aus. Sie umschließen ihn von außen mit einem Wall. Im Inneren des 75 m breiten Kreises werden nun über 3 m hohe Stämme in die Erde eingelassen. Diese bilden zwei ringförmige Palisaden, die Blicke ins Innere verhindern und gleichzeitig von innen gesehen neue Horizonte schaffen. Drei aufwendig gestaltete Tore gewähren einen engen Zugang zur Anlage, der Eintritt ist nur der Spitze der Kultgemeinschaft gestattet. Am Tag der längsten Nacht beobachten sie den Untergang der Leben spendenden Sonne im Südwesttor.

Am Ende dieser Nacht erwartet sie die Wiedergeburt des Lichtes im Südosttor...“ [Flyer]

2. Datierung und Funktion von Goseck

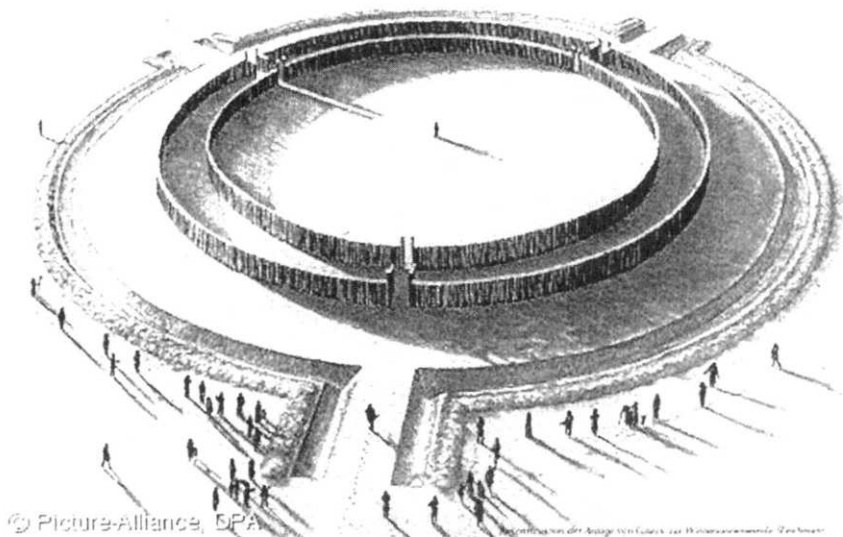
Der Mitarbeiter des Landesamtes Sachsen-Anhalt zitierte während der Führung aus eigenen, bisher noch nicht erschienenen Grabungsberichten, was ich hier in etwa wiedergebe.

Die Anlage soll ca. 250 Jahre genutzt worden sein. Die Datierung erfolgte über in den Gräben gefundene Keramik: Periode der Stichbandkeramik (4900–4500; vgl. dazu Tabelle auf S. 261). Außerhalb des Grabenrundes wurden Gruben mit verglühten Wänden entdeckt. Im Bereich der äußeren Palisade gefundene und wohl an ihr befestigte Rinderschädel werden als Symbole für Fruchtbarkeitskulte gedeutet.

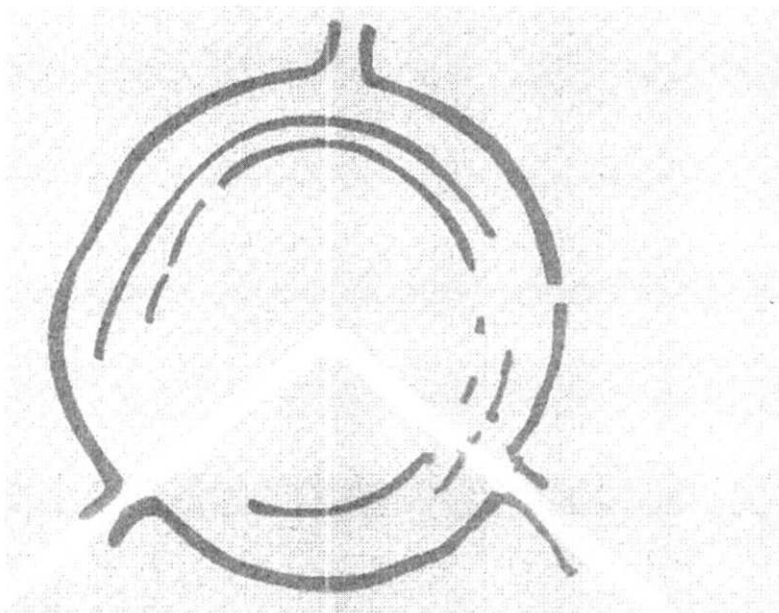
Komplexe astronomische Untersuchungen ergeben eine Ausrichtung der Anlage auf die Wintersonnenwende; dies insbesondere durch die drei Tore im Norden, Südwesten und Südosten. „Goseck deutet an, dass von Anfang an astronomisches Wissen mit mythologisch-kosmologischen Vorstellungen verknüpft war“ [Bertemes/Schlosser, 50 f.].

Ein im Zentrum der Anlage ausgegrabenes Haus sowie ein unmittelbar neben der Anlage befindliches Haus, beide in die Bronzezeit datiert, lassen die Ausgräber vermuten, dass man um die kultische Bedeutung dieses Platzes in der Bronzezeit noch wusste, obwohl man nach über ca. 2.500 Jahren kaum noch äußere Spuren gesehen haben dürfte. Skeletteile in Brandgruben verbindet man mit noch unklaren Bestattungsriten, sprach zumindest anfangs von Menschenopfern [faz].

Eine Nutzung zu Verteidigungszwecken wird ausgeschlossen, da der Wall sich *vor* dem Graben befindet und nicht umgekehrt. Die mit der Auswertung der Grabungsergebnisse befassten Archäologen beschränken sich auf den Begriff *Sonnen-Observatorium* und leiten eine kultische Verwendung ab, indem eine Kalenderbeherrschung durch die Elite postuliert wird. Dabei geht man von der Idee aus, dass den Bauern des Neolithikums Ernte- bzw. Ausaattermine gewissermaßen 'von oben' angewiesen wurden.



© Picture-Alliance, EPA



Rekonstruktion der Kreisgrabenanlage Goseck - das Nordtor ist unten [dpa].
 Orientierung der Anlage: Die beiden südlichen Tore sind auf den Sonnenaufgang wie -untergang zur Wintersonnenwende gerichtet. Der astronomische Meridian verläuft fast durchs Nordtor [wiki].

Ein gewisser Stolz war während der Führung des Archäologen nicht zu überhören, dass am Ende einer neolithischen Kulturdrift, welche wohl aus dem Balkanraum bis Mitteleuropa führte, gerade in Sachsen-Anhalt die älteste bisher ausgegrabene Kreisgrabenanlage existierte.

Diese Einschätzungen werden erst nach einem Überblick über ähnliche Anlagen in der weiteren Umgebung kritisiert.

3. Weitere Funde in der Region

Im Internet kann man die Zusammenarbeit zwischen der Universität Halle und dem *Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt* bei weiteren zwölf Kreisgrabenanlagen – per Luftbildarchäologie gefunden – seit 2005 verfolgen. Für sie werden C14-Daten genannt.

Datierung der Kreisgrabenanlagen			
Grabenanlage	C14-Datierungen	Kulturzugehörigkeit	
	(Wahrscheinl. > 90 % / kalibriert, v. Chr.)		
Belleben 1	Jungneol. 3650–3360	späte Baalberger Kultur (?)	
Belleben 2	Jungneol. 3640–3370	späte Baalberger Kultur (?)	
Dederstedt	Jungneol. 3640–3350	späte Baalberger Kultur (?)	
Glöthe	Jungneol. 3660–3370 (2880–2620)	späte Baalberger Kultur (?)	
Groß Rosenberg	Späthneol. 3350–3080	Jüngere Trichterbecher/ Bernburger Kultur	
Egeln	Endneol. bis Frühbronze. 2350–2030	Glockenbecher/ frühe Aunjetitzer Kultur	
Schönbeck	Frühbronze. 2150–1740	Aunjetitzer Kultur	
Pömmelte	Endneol. bis Frühbronze. Proben in Bearbeitg.	Glockenbecher/ Aunjetitzer Kultur, ev. Schnurkeramik	
Bad Dürrenberg	Spätbronze- / Früheisenzeit 1210– 970	Helmsdorfer Gruppe (?)/ Haus- urnen-/Thüringische Kultur(?)	
Belleben 3	Spätbronze. 1420– 970	Saalemündungsgruppe (in Bear- beitung)	
Neutz-Lettewitz	Spätbronze-/ Früheisenzeit 1130– 920	Saalemündungsgruppe, Hausurnenkultur (?)	
Preußlitz	Spätbronze. 1420–1020	Saalemündungsgruppe	

„Bisher waren für den mitteldeutschen Raum Kreisgrabenanlagen der frühmittelneolithischen Stichbandkeramik (z.B. Goseck, Quenstedt) sowie infolge neuerer Grabungen auch solche der Spätbronzezeit (Preußlitz,

Schkölen [Thüringen; VH]) bekannt [bei Schnurbein, 2009, so noch nicht aufgeführt]. Als Ergebnis der 2005 durchgeführten Grabungen kann diese Befundgattung für das Jung- und Spätneolithikum, den Zeitraum des Endneolithikums und der Frühbronzezeit und wohl der Früheisenzeit nachgewiesen werden“ [mars].

Mit anderen Worten: Zwischen -4900 und -920 konvent. Chronologie ist die Nutzung von Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt nachgewiesen. Was machte diese Anlagen für die Region so wichtig und kann man deren lang andauernde Nutzung lediglich religiös interpretieren?

4. Chronologische Zweifel

Alle oben in der Tabelle aufgeführten C14-Werte geben eine Schwankungsbreite an, die von 260 bis 450 Jahren (im Falle Belleben 3) reicht. Es handelt sich hierbei *nicht* um die Nutzungsdauer der Anlagen, sondern lediglich um die kumulierten Zeitunsicherheitsintervalle der dendro-kalibrierten C14-Datierungen. (Einzelmessungen hätten nur eine Schwankungsbreite von ca. ± 30 Jahren.

Tatsächlich werden *alle* diese Anlagen dem frühen -5. Jtsd. zugerechnet! Insofern muss die Bedeutung von Goseck relativiert werden, wie dies der *Wikipedia*-Eintrag [→ Goseck] leistet:

„Das Phänomen Kreisgrabenanlage kam in den mitteldeutschen Raum elb-
abwärts aus dem Gebiet der westlichen Lengyelkultur. Alle bisher datierten Kreisgrabenanlagen wurden in einer recht kurzen Zeitspanne in der frühen Stufe der Lengyelkultur bzw. ‚Kultur mit Mährisch Bemalter Keramik‘ (IA) und am Beginn der Stufe IV (= Stufe II nach D. Kaufmann) der Stichbandkeramik errichtet. Eine Stilisierung Gosecks in der Presse als ‚Ältestes Observatorium der Welt‘ ist daher unsachlich. Als hölzernes Henge-Monument ist die Anlage von Goseck jedoch rund 2.000 Jahre älter als Stonehenge, was eine medienwirksame Darstellung solcher in der Erde verborgenen Monumente wiederum rechtfertigt.“

Es bleibt also generell bei frühem -5. Jtsd. als Errichtungsdatum, gewonnen zumeist aus Keramikfunden. Aber die C14-Datierungen, die ja nicht keramikbezogen sind, ergeben viel spätere Datierungen. Insofern ergibt sich für die Forschung eine Zwickmühle: Entweder liegen die C14-Datierungen teils viel zu niedrig, was die Methode desavouieren würde – oder die Anlagen wurden von fast -5000 genutzt bis -920 (im Falle von Neutz-Lettewitz) oder sogar bis ca. -600 (die oben [mars] genannte Früheisenzeit), also während eines Zeitraums, der nach herkömmlicher Rechnung von der Erbauung der Gizeh-Pyramiden bis heute reichen würde. Wenn wir dem Menschen vor der Hochkulturphase auch nur ein Minimum geistiger Flexibilität zugestehen, kann das mit

Sicherheit ausgeschlossen werden. Dieser Eindruck wird durch die beiden oben genannten bronzezeitlichen Häuser verstärkt, sollen sie doch nach ca. 2.500 Jahren im Wissen um die kultische Bedeutung von Gosecks Kreisgrabenanlage errichtet worden sein. Das Gleiche gilt für die durch Wolffhard Schlosser festgestellte „enge Beziehung“ zwischen Goseck und der Himmels-scheibe von Nebra [faz: auch bei Meller, 48-51], wird sie doch auf -1600 datiert und damit mehr als 3.000 Jahre später!

Insofern wächst unsere Skepsis gegenüber C14-Datierungen genauso wie gegenüber der herkömmlichen Chronologie weiter! Diese langen Zeiträume sind letztlich einer falschen absoluten ägyptischen Chronologie geschuldet, deren Auswirkungen bei Eggers [2006, 132] nachzulesen ist:

„Wir haben diese drei Sothisdaten auf Abb. 11 [dort: -1882 Papyrus von Kahun, -1550 Papyrus Ebers, -1474 Opferliste von Elephantine; VH] erstens mit dem beigefügten Herrschernamen am Rande der den Kalender darstellenden Kreisfläche an den entsprechenden Monatstagen eingetragen, zweitens auf der rechten Seite der Abbildung als Dreiecke mit beigeschriebener Jahreszahl vermerkt. ***Es sind dies die drei »Nägel«, an denen letzten Endes die gesamte Chronologie der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit Europas hängt.***“ [fett-kursive Hervorhebung V.H.]

Zur Sothisdatierung ist von Heinsohn und Illig schon so viel geschrieben worden, dass hier nicht erneut darauf einzugehen ist. Es genügt der Hinweis, dass die Verwendung eines Sothiskalenders den Ägyptern von den Historikern unterschoben wurde und seine Verwendung als widerlegt gilt. Damit sind auch alle daraus abgeleiteten Datierungen hinfällig.

Illig [1988=2007] hat für das europäische Neolithikum drastisch reduzierte Zeiträume vorgeschlagen, die sich hier bestätigen. Bei einem Beginn der Metallzeit am Ende des -2. Jtsd. verbleiben gemäß obiger Tabelle Nutzungszeiträume von vielleicht 1.000 Jahren, was aus heutiger Sicht noch immer sehr lang ist.

Unsere Skepsis bleibt auch im Falle der Kalenderfunktion. Da sich das Wetter keineswegs exakt nach Kalenderdaten richtet und somit Aussaat und Erntezeitpunkt mit Sicherheit von den Bauern selbst gemäß ihren Wetterbeobachtungen festgelegt wurden, geht es sicher nicht um einen ‚Bauernkalender‘, auch wenn Schlosser [bei Meller, 51] dies vertritt:

„Die Festlegung markanter Fixpunkte der Jahreszyklen war für die ersten bauerlich geprägten Gesellschaften Europas von größter Bedeutung, da davon das unmittelbare Überleben der Gruppe abhing.“

Vielmehr ging es wohl um den Versuch, die Jahreslänge, vielleicht auch die Jahreszählung möglichst exakt zu bestimmen. Doch zu welchem Zweck?

5. Kalenderfunktion im Fernhandel

Dieser Absatz ist rein spekulativ und durch Funde nur bedingt abgesichert; er führt frühere Überlegungen weiter [Heinitz 2006, 616 ff.]. Die Region verfügt über Salz im Raum Halle. Dieses ist neben Silex (Feuerstein) ein besonders wichtiges Fernhandelsgut, im Gegensatz zu Nutztieren oder Getreide, welche im Neolithikum wahrscheinlich nicht im Fernhandel vertrieben wurden. Auf bereits aus dem Silex-Fernhandel existierenden Produktaustauschrouten gelangte Salz in deutlich weiter entfernte Regionen. Fernhandel benötigt ein Netzwerk von Partnern, die zu bestimmten Terminen sich trafen und ihre Güter austauschten; deshalb ist für sie der Kalender besonders wichtig. Diesen Hinweis verdanke ich *Franz Löhner*.

Damit im Fernhandel aus unterschiedlichen Richtungen anreisende Parteien zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort aufeinander treffen können, benötigte man einen funktionierenden Kalender. Hier liegt m.E. die *profane, aber außerordentlich wichtige Seite bei Kreisgrabenanlagen mit Kalenderfunktion*. Ebenso mussten Eliten in nur durchreisten Landstrichen möglicherweise Transportmöglichkeiten und bewaffneten Schutz für die Händler bereitstellen. Es organisierte sich ein Markt, bei dem mittels *Kredit* gehandelt werden konnte, Maße und Gewichte garantiert und Plätze des Güterausstausches festgelegt wurden. Damit gelangten die Eliten in eine vorteilhafte Position: einerseits religiöses Oberhaupt – andererseits Organisator des Fernhandels, der durch Kalenderbeherrschung Markthoheit bzw. -recht gewährleistet. Wir spekulieren hinsichtlich Nutzungsdauer auf ca. 2 bis 5 Generationen, innerhalb derer die Führungsposition in den Eliten am selben Platz weitergegeben wird. Danach verschiebt sich die Führungsposition im Fernhandel innerhalb einer Region möglicherweise an einen anderen Platz.

Aber es gab in der Region auch andere Möglichkeiten der Kalender-Nutzung. So ist z.B. das Steinbeil von Radewell [Kerner 2006, 13 ff.; 2006b, 269 ff.] aus der neolithischen Salzämder Kultur ein bekanntes Instrument für komplexe Kalendersysteme.

Aus anderen Regionen in Deutschland sind weitere Kalendersymbole wie das Venus-Zepter von Bernstorf [Kerner, 2006, 167 ff.; 2007, 12 ff.] und der Goldhut von Schifferstadt bekannt geworden [Kerner, 2006, 135; 2006b, 282 ff.]. Auch die Himmelscheibe von Nebra als bronzezeitliches Kalendersymbol aus der unmittelbaren Region Saale-Unstrut [Kerner, 2006, 264 ff.] ist in diesem Kontext zu sehen, wobei die Darstellungen auf der Himmelscheibe von Kerner etwas abweichend zu Schlosser [2004, 44 ff.] interpretiert werden. Diese Kalendersymbole stellen m.E. unterschiedliche Versuche dar, zu einer Verwendung von Protoschrift- bzw. Rechensymbolik zu gelangen, um einen Kalender unabhängig von Kreisgrabenanlagen zu machen, bzw. nicht ständig den Auf-

wand an Arbeitsstunden zur Errichtung oder Instandhaltung für diese Erdwerke betreiben zu müssen.

In all diesen Fällen ist davon auszugehen, dass eine Elite aus Kalenderkenntnis und Fernhandel Kapital schlägt, welches sich dann gewissermaßen in Fürstengräbern widerspiegelt.

Literatur

Bertemes, François (2004): Zur Entstehung von Macht, Herrschaft und Prestige in Mitteleuropa; in *Meller*, 150-153

Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (2000): *C14-Crash*; Berlin
dpa = DPA-Bild aus www.storyal.de/weblog2004/bilder/4-quartal/goseck2

Eggers, Hans-Jürgen (2006): *Einführung in die Vorgeschichte*; Berlin
Einführung = www.archaeologie-online.de/de/magazin/thema/archaeoastronomie/einfuehrung

faz (2003) = Menschenopfer in Europas ältestem Sonnenobservatorium; in *FAZ.NET*, 8. 8. 2003

Flyer = *Sonnenobservatorium Goseck*; Flyer Museum Schloss Goseck

Heinitz, Volker (2005): Jericho – eine Festung aus präkeramischer Zeit [Leserbrief]; in *Zeitensprünge* 17 (3) 741

- (2006): Der Zusammenhang zwischen Metallzeit, Siedlungsdifferenzierung und Fernhandel; in *Zeitensprünge* 18 (3) 616-622

Heinsohn, Gunnar (2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelting

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2001): *Wann lebten die Pharaonen*; Gräfelting

Heske, Immo (1994): Feudvar: Befunde, Stratigraphien und Meßserien. C14 ist das (Un-)Maß aller Dinge; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 82-98

Illig, Heribert (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting

Kerner, Martin (2006): *Bronzezeitliche Astronomie*; Gräfelting

- (2006b): Bronzezeitliche Astronomie. Das Steinbeil von Radewell – ein luni-solar-planetarer Kalender; in *Zeitensprünge* 18 (2) 269-281

- (2007): Das goldene Zepter von Bernstorff; in *Zeitensprünge* 19 (1) 12-20

mars = <http://mars.geographie.uni-halle.de/for550/index.php/a2>

Meller, Harald (Hg., 2004): *Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren*; Stuttgart

Schlosser, Wolfhard (2004): Die Himmelsscheibe von Nebra - astronomische Untersuchungen; in *Meller*, 44-47

Schnurbein, Siegmund von (Hg., 2009): *Atlas der Vorgeschichte. Europa von den ersten Menschen bis Christi Geburt*; Stuttgart

wiki = <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/5f/Goseck-2.jpg>

Heinitz, Volker, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31

Die frühen Pharaonen I (Aegyptiaca XV)

Klaus Weissgerber

Nichts ist mühsamer als detaillierte Chronologie. Aber wenn diese Mathematik der Geschichte nicht zum Selbstzweck betrieben wird, [...] dann kann sie zur erregenden Studie werden.“
Immanuel Velikovsky [1983, 71]

Vorbemerkungen (zu allen Teilen dieser Beitragsfolge)

Nach der derzeitigen konventionellen Chronologie entstand der ägyptische Staat etwa um -3000; vorher wurde der Beginn der altägyptischen Hochkultur noch weitaus früher datiert. Solche Rechnungen beruhten letztlich auf der simplen Addition der von Manetho angegebenen Dynastienlängen. Zu Beginn des 20. Jh. versuchten einige Ägyptologen, dieser Frühdatierung einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben. Auf dieser Grundlage datierte z.B. Eduard Meyer, auch unter Bezugnahme auf Manetho und den Turiner Papyrus, den Regierungsantritt des legendären Menes auf das Jahr -3315.

Unbestreitbar gebührt Velikovsky das Verdienst, als erster die konventionelle Zeitstreckung erkannt und widerlegt zu haben. In detaillierten, auch archäologisch begründeten Studien erarbeitete er eine wesentlich gekürzte Chronologie des pharaonischen Ägypten, die er in mehreren Bänden mit dem Gesamttitel *Zeitalter im Chaos (Ages in Chaos)* der Öffentlichkeit vorlegte.

Velikovsky [1983a, 235-251; vgl. Illig in H/I 20-29] hat mit überzeugenden Gründen die Unhaltbarkeit aller Sothis-Berechnungen aufgezeigt. In seinem späteren, zuerst 1978 veröffentlichten Ramses-Buch betonte Velikovsky [1983, 231], dass kein Ägyptologe es gewagt hatte, seinen Argumenten von 1977 zu widersprechen; manche gaben ihm sogar recht. Die Anstrengungen solcher „Giganten“ wie Meyer und Borchardt erwiesen „sich letztlich nur als große Übung in Sinnlosigkeit“. Illig gab seinen Darlegungen die schlichte Überschrift: „Der Irrglauben an Sothis“; Birken [2001, 316] schrieb von einer „berühmt-berüchtigten“ Sothis-Konstruktion, die „den Ägyptologen erheblich mehr Kopfzerbrechen bereitet hat als den Ägyptern selbst, denen jedenfalls der Begriff unbekannt war“. Schließlich hat Jürgen von Beckerath [1997, 42-45], ein bedeutender Ägyptologe, recht vorsichtig aufgezeigt, dass die wichtigsten Grundlagen der Sothis-Konstruktion nicht zu halten sind. Damit versetzte er diesem Mythos gewissermaßen den wissenschaftlichen Todesstoß. Alle namhaften Ägyptologen haben danach diesen Mythos stillschwei-

gend aufgegeben. Bezeichnenderweise vertreten trotzdem fast alle Ägyptologen, wenn auch mit individuellen Abweichungen, die bisherige Chronologie, wobei sie sich in der Regel auf die konventionell lange Frühgeschichte Mesopotamiens („Große assyrische Königsliste“ beziehen).

Typisch hierfür sind die Beiträge von Zibelius-Chen in der 2006 von der Zeitschrift *Die Zeit* herausgegebenen *Welt- und Kulturgeschichte*, in denen der konventionell angenommene Geschichtsverlauf dargestellt wird. Der Text vermittelt den Eindruck, dass hier die absolute Wahrheit verkündet wird. Alles Störende wird weggelassen; nirgends ist auch nur die Spur eines Zweifels zu erkennen.

Velikovsky erkannte auch, dass Manetho Dynastien verdoppelt hatte. Um das Ausmaß seiner angenommenen Zeitverkürzung zu verdeutlichen, möchte ich hier nur darauf hinweisen, dass er das Ende der 18. Dynastie auf etwa -830 datierte [1983a, 224], während alle konventionellen Ägyptologen sich einig sind, dass Echnaton und die letzten Herrscher der 18. Dynastie im -14. Jh. gelebt und gewirkt haben.

Heinsohn und Illig begründeten viel weitergehende Zeitkürzungen und widerlegten einige sachliche Fehler Velikovskys; ich denke hierbei besonders an seinen Bibeldogmatismus. Trotzdem haben sie die Leistungen ihres großen Vorgängers stets anerkannt. Sie veröffentlichten im Jahr 1990 ihr Buch *Wann lebten die Pharaonen?* [H/I], das bis heute seine Bedeutung nicht verloren hat. Beide analysierten in vielen konkreten archäologischen und technikgeschichtlichen Einzelstudien die Geschichte des pharaonischen Ägypten und zeigten überzeugend auf, dass es weder ein Altes und Mittleres Reich noch längere Zwischenzeiten gegeben hat. Hierbei stellten sie die auf Manetho beruhende Dynastienabfolge ernsthaft in Frage und gingen davon aus, dass viele Dynastien vor dem Neuen Reich nebeneinander bestanden haben, was ein zeitliches Nacheinander nicht ausschließt. Das Buch beruht auf der Erkenntnis, dass nach dem Ende der Kupfersteinzeit (Naqada) vier „vorhellenistische Schichtengruppen“ aufeinander folgten. In diese Zeitspanne (800–330) ordneten sie die konventionellen Manetho-Dynastien ein:

- IV: (800–700) Prädynastische Zeit („0.“ Dyn.) und Gerzean-Zeit
- III: (700–610) 1., 2., 3., frühe 4. (Snofru), 11., frühe 12., 15. (Hyksos), 16., 17., frühe 18. Dyn.
- II: (610–525) 4. ab Cheops, mittlere 12., späte 18. (Echnaton), frühe 19., 21., frühe 25., späte 26. Dyn.
- I: (525–330): 27.-31. Dyn., 5., späte 12., 13., späte 19., 20., 22., 23., 24. und späte 25. Dyn.) [H/I, 457].

Auf den Erkenntnissen dieses Buches beruht letztlich mein dreiteiliger Beitrag *Zwischen Echnaton und Kambyzes* [Aeg. VII/1-3] und die folgenden Ergän-

zungsbeiträge [Aeg. IX-XIII]. Auf der Grundlage des archäologischen (und Mumien-)Befundes, zeitgenössischer und späterer Schriftquellen (Herrscherlisten), Synchronismen zu anderen altorientalischen Staaten und neueren wissenschaftlichen Spezialwerken habe ich versucht, diese Zeitspanne möglichst allseitig zu analysieren und die Pharaonen ab Echnaton absolut zu datieren. Bis jetzt sind mir keine Kritiken bekannt geworden, obwohl ich von Velikovskys Gleichsetzung der 19. mit der 26. Dyn. ausging, deren Richtigkeit kaum noch zu bezweifeln ist. (Auch Zeller schwieg diesmal.) In dieser Beitragsfolge möchte ich versuchen, mit der gleichen Methodik auch die Geschichte Ägyptens vor Echnaton real zu datieren.

Heinsohn gebührt das Verdienst, 1998 in seinem 'Sumerer-Buch' durch umfangreiche stratigraphische Analysen bewiesen zu haben, dass die Geschichte der vorhellenistischen Staaten Vorderasiens sich nicht über mehr als 3.000 Jahre hinzog, sondern diese tatsächlich im -1. Jtsd. bestanden, wobei er – wie später im 'Pharaonen-Buch' – vier aufeinander folgende Schichtengruppen unterschied. Auf diesen Analysen beruhen letztlich alle meine Erkenntnisse zur Geschichte des Alten Orients [vgl. Weissgerber 2008d]. In einem Beitrag für diese Zeitschrift (damals noch VFG) untersuchte Heinsohn [1991] stratigraphisch die Ausgrabungen im Nildelta (Tell el-Daba und Tell el-Fara'in) [heute H/I, 434-447]. Inschriften wurden in diesen Fundorten nicht gefunden; die Ausgräber datierten nach der gefundenen Keramik, die sie mit der bereits konventionell datierten Keramik Syriens und Palästinas datierten. Zur großen Überraschung der Ausgräber wurde keine Keramikgegenstände des Alten und Neuen Reiches gefunden; die Bebauung begann, nach der Brache, mit primitiven Funden, die denen der 1. bis 3. Dynastie entsprachen und in Tell el-Daba auf ca. -1800 datiert wurde, Ohne jede Zwischenschicht folgten hier in kurzen Abständen asiatische Besiedlungen (Hyksos) und dann die Schichten der 18. und 19. Dynastie sowie unmittelbar darauf die Ptolemäerzeit. Es fehlten somit Schichten, die dem Alten und Neuem Reich zugeordnet werden können!

Ähnlich sieht nach den Feststellungen Heinsohns die Schichtenfolge in Tell el-Fara'in aus. Nach Naqada-Schichten folgen solche der 1. - 3. Dynastie, unmittelbar anschließend eine „Schicht VI“, der dann Besiedlungen aus der 26. Dyn. (Saïtenzeit!) und der Ptolemäerzeit folgen. Besonders problematisch ist die „Schicht VI“, die von den Ausgräbern auf ca. 2.000 Jahre „gestreckt“ wurde, was Heinsohn widerlegt hat. Die dem „Alten Reich“ zugeordneten Schichten waren tatsächlich solche aus der 1. bis 3. Dynastie; das „Mittlere Reich“ war überhaupt nicht vertreten. Heinsohn ordnete zeitlich alle Schichten nach der Naqada-Zeit dem -1. Jtsd. zu. Spätere Ausgrabungen in Tell el-Fara'in, besonders im Abschnitt TeF 17 TX, haben überzeugend Heinsohns damalige Erkenntnisse bestätigt [Otte 2006, 545]: „Das Hintereinan-

der von Altem, Mittlerem und Neuem Reich in Ägypten ist am Tell el-Fara'in mit der Grabung TeF 87 TX eindeutig widerlegt“.

Persönlich vertrete ich die Auffassung, dass die „Schicht VI“ etwa zwei Jahrhunderte umfasst hat; es war m. E. die Zeit der 18. Dynastie. Die ihr folgende Saitenzeit (26. Dyn.) war nach meinen Erkenntnissen mit der Zeit der 19. und der frühen 20. Dynastie identisch; sie ging unmittelbar der Perserzeit voraus.

Leider sind Ausgrabungen, wie sie im Nildelta erfolgten, in den dicht bebauten Zentren des südlicheren Niltals kaum möglich. Abgesehen von den Ausgrabungen in Hierakonpolis, welche die früheste Geschichte Oberägyptens betreffen, sind mir nur die vor einigen Jahren von Rainer Stadelmann unterhalb des Totentempels des Amenophis III. in Theben bekannt; eine verwertbare Dokumentation liegt mir noch nicht vor. Illig hat seit 1986, nicht nur im 'Pharaonen-Buch', mit großem Fleiß und sehr sachkundig die ägyptischen Baudenkmäler analysiert und ist zu bedeutenden Erkenntnissen über ihre tatsächliche Reihenfolge gekommen. Um aber auch die reale Regierungszeit der Pharaonen zu rekonstruieren, ist es erforderlich, deren Inschriften und weitere Schriftquellen konkret zu analysieren. Ich halte es für sinnvoll, solche Untersuchungen zunächst für jede größere Stadt einzeln durchzuführen, um Fehlinterpretationen zu vermeiden.

Alle konventionellen Ägyptologen sind sich einig, dass die Pharaonen des „Alten“ und „Mittleren Reiches“ ganz Ägypten beherrscht hatten; nur in den langen „Zwischenzeiten“ sollen Lokalherrscher neben- und nacheinander regiert haben. Dagegen hatte ich schon in meinen ersten Ägypten-Beitrag [*Aeg* I. 266 f.] auf die Analysen von Michael Mann hingewiesen, der bewies, dass im alten Ägypten („Altes und Mittleres Reich“) gar keine ökonomische Notwendigkeit für die Errichtung eines zentralistischen Staates bestanden hatte; woraus er folgerte, dass jeder „Nomarch“ weitgehend selbständig gewesen war. Mann bezweifelte auch, dass es damals möglich war, solche Großbauten wie die Pyramiden („die größten von Menschenhand jemals geschaffenen Bauten“) zu errichten. Dafür fehlten die technologischen, organisatorischen und politischen Voraussetzungen. Hierzu schrieb Mann [184]:

„Ihre Errichtung – ohne das Rad – muß Arbeit von einem Umfang, einer Intensität und Koordination erfordert haben, wie sie vorher von niemandem geleistet wurde, auch von den Erbauern der Megalithen nicht.“

In *Aegyptiaca* II habe ich dann auf Grundlage der Karnak-Tafel belegt, dass die meisten der dort genannten „Herrscher“ nur lokale Kleinfürsten gewesen sein konnten, die sich, wie ich später erkannte, um einige Kultstätten (z. B. Theben, Abydos, Memphis und Buto) gruppierten. Trotzdem betrachteten sich die frühen Ägypter als sprachliche und kulturelle Einheit, wie später die Deutschen in der Zeit der Kleinstaaterei zwischen 1806 und 1871.

Viele ägyptische Herrscher stellten sich in ihren Inschriften mit zwei Kronen dar, was die Herrschaft über Ober- und Unterägypten symbolisieren sollte. Dies scheint aber mehr Anspruch als Wirklichkeit gewesen zu sein. Das zeigt auch der von mehreren Herrschern geführte Nebti-Name, der aus zwei Hieroglyphen, den Bildern einer Pflanze (Binse? swt = Code M 23) und einer Biene (bjt = Code L 2), besteht/ und der von Ägyptologen der letzten Jahrhunderte durchweg mit „König von Ober- und Unterägypten“ übersetzt wird. Beckerath [1984. 19] hatte jedoch Bedenken: „Ihre eigentliche Bedeutung ist unbekannt; möglicherweise handelt es sich um zwei vorgeschichtliche Häuptlingsbenennungen.“ Anscheinend wurde es später Mode, diese in die Titulierungen aufzunehmen.

Die Gliederung meiner Beitragsfolge ergibt sich aus den dargelegten Erwägungen. In den ersten drei Teilen werde ich die konkrete Geschichte dreier Regionen analysieren: Theben und Oberägypten, Abydos und Mittelägypten, Memphis und Unterägypten. Ergänzend gehe ich im Teil 4 auf *Dubiose Manetho-Dynastien und frühe ägyptische Gaue* ein. Im folgenden Teil 5 (*Synchronismen*) werde ich die Einzelergebnisse zusammenfassen. Dabei werde ich auch prüfen, ob es Herrscher gab, die vor der 18. Dynastie ganz Ägypten beherrschten. Im abschließenden Teil 6 (*Zum frühesten Ägypten*) werde ich auf die Anfänge der Staatlichkeit in Ägypten, auf den Palermostein und die ersten vier recht dubiosen Dynastien eingehen. Obwohl ich mich auf die Erkenntnisse von Heinsohn und Illig stütze, vertrete ich meine eigene Meinung. Diese betrachte ich aber nicht als sakrosankt. Für sachliche (korrigierende oder weiterführende) Hinweise bin ich deshalb stets dankbar.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift ist eine Konsonantenschrift; kurze Vokale wurden nicht bezeichnet. Um die Leser nicht unnötig zu verwirren, verzichte ich auf die in der Ägyptologie üblichen diakritischen Zeichen. Alle Herrschernamen gebe ich so wieder, wie sie üblicherweise in der Literatur genannt werden. Allerdings gehe ich von einigen Grundregeln aus, da es mitunter auch Abweichungen in der Schreibweise gibt. Die „Geier“-Hieroglyphe (Code G 1), die in der wissenschaftlichen Transliteration „3“ geschrieben wird, gebe ich mit „a“ wieder. Die „Schilfblatt“-Hieroglyphe (Code M 17), die als „j“ transliteriert wird, gebe ich mit „i“ wieder; Ich schreibe also nicht „Antef“, „Anyotef“ oder „Inyotef“, sondern durchweg „Intef“, wie es schon Heinsohn und Illig in ihrem ‘Pharaonen-Buch’ taten. Meine ermittelten Realdaten verstehen sich natürlich als „ca.“-Jahreszahlen.

Teil 1: Theben und Oberägypten

Aus Inschriften ergibt sich, dass in der oberägyptischen Frühzeit mehrere Gaue nebeneinander bestanden haben:

„So gibt es in Oberägypten einen Hasengau, einen Gazellengau, einen vorderen und hinteren Sykomorengau, zwei Palmengau, einen Messergau und der südlichste Teil Oberägyptens heißt einfach das vordere Land“ [Erman, 35].

Die ägyptische Bezeichnung für Gau war „Sepad“; später wurde er mit dem griechischen Begriff „Nomos“ wiedergegeben. Entsprechend wird der erbliche Gaufürst in der Literatur als „Nomarch“ bezeichnet. Im Neuen Reich wurden die Gaue zu Verwaltungseinheiten umgebildet. In Oberägypten bestanden nunmehr vier Gaue: Ta-Sety, Djeba, Shrine und Theben, die von Süden nach Norden nummeriert wurden; Theben wurde Zentrum des 4. Gaus.

Theben soll jedoch erst durch die Pharaonen der 11. Dynastie gegründet worden sein; vorher war Armant Zentrum dieses Gaus. Diese Stadt wurde in der Ptolemäerzeit Hermonthis genannt. Sie liegt südwestlich von Theben am westlichen Nil-Ufer und war mit dem „südlichen“ On identisch [vgl. I. Müller II: 329; wiki → Armant; Baedeker. 571].

Die Stadt Theben

Unbestritten war Theben seit mindestens der späten 17. Dynastie das Zentrum Oberägyptens. Soweit es um die Topographie der Stadt geht, kann ich mich kurz fassen: Viele Leser waren, wie ich, persönlich dort; in jedem Reiseführer werden die Tempel und Stelen der Stadtteile Karnak, Luxor und West-Theben (Westufer) sehr ausführlich beschrieben. Nur über die Einwohner der „hunderttorigen“ Stadt ist wenig bekannt:

„Wahrscheinlich wohnte auf dem Westufer stets der Großteil der thebanischen Bevölkerung. Der Ostteil um die großen Tempel von Karnak und Luxor war wesentlich die Stadt der Amtsgebäude, der Beamten, wohl auch des Nilhafens, der bei Luxor anzunehmen ist“ [Kees, 152].

Weiter westlich befindet sich eine durch hohe Felsen zerfurchte Steinwüste; hier wurden im Neuen Reich zahlreiche unterirdische Felsgräber errichtet. Am Rande dieser Wüste befinden sich die Totentempel der Hatschepsut (18. Dyn.) und des mysteriösen Mentuhotep (angeblich 11. Dyn.).

Der älteste Name der Stadt soll T'Ape (Stadt des Gottes) gewesen sein; den die Griechen zu Thebae (Theben) umformten. (Das ist allerdings nur eine Vermutung.) Nach den Urkunden des Neuen Reiches hieß die Stadt jedenfalls Uset (ust) oder schlicht auch „u“. Dies war der erste Buchstabe der vollständigen Stadtbezeichnung, der mit der Hieroglyphe „Zepter“ (Code S

49) wiedergegeben wird. In der Ptolemäerzeit wurde die Stadt dann Diaspolis (Stadt Gottes) genannt. Entsprechend bezeichnete Manetho die aus Theben stammenden Dynastien als Diaspolitener.

Zu Manetho

Manetho, ein Priester aus Sebennytos/Unterägypten soll um die Mitte des -3. Jh., zur Zeit des Ptolemaios II., auf der Grundlage älterer ägyptischer Schriften in drei Büchern eine Geschichte Ägyptens von den ältesten Zeiten bis zur makedonischen Eroberung unter dem Titel *Aegyptiaca* geschrieben haben. Das Werk ist frühzeitig verloren gegangen; erst viele Jahrhunderte später wurden „Auszüge“ veröffentlicht, die sich fast nur auf die Aufzählung von Dynastien und ausgewählten Herrschern beschränken. Schon deshalb können sie nicht als absolut zuverlässige Schriftquellen betrachtet, aber als Schriftquellen auch nicht ignoriert werden. Die Auszüge stammen von dem jüdisch-lateinischen Schriftsteller Flavius Iosephus und dem byzantinischen Mönch Georgios Synkellos; außerdem gibt es einen armenischen Text des Eusebios [vgl. Illig in *H/I*, 15-18; 1998, 16-39]. In meinem Echnaton-Beitrag [*Aeg. VII/1*] habe ich, hiervon ausgehend, hierzu auch eigene Gedanken geäußert.

Flavius Iosephus, der berühmte Autor des *Jüdischen Krieges* und der *Jüdischen Altertümer*, schrieb im +1. Jh. die Streitschrift *Contra Apionem*, indem er noch aus dem Werk Manethos, anscheinend in der Fassung des Theophilos, zitierte. Allerdings erwähnte er nur die Hyksos-Herrscher und spätere Pharaonen des Neuen Reiches. Unübersehbar ist seine Tendenz, möglichst lange Regierungszeiten anzugeben, um das „hohe Alter des Jüdischen Volkes“ zu betonen [vgl. *Aeg. I*, 570].

Beckerath [1997, 218-226] hat alle Manetho-Auszüge vollständig aufgelistet. Danach wurden die Herrscher der 11., 12., 13., 17., 18. und 19. Dynastie übereinstimmend als Diaspolitener, also als Thebaner bezeichnet. Natürlich steht die Frage, ob Manethos Zuordnungen in jedem Fall richtig sind. So hat er die Pharaonen der 26. Dynastie als „Saiten“ bezeichnet; Wie ich aufzeigte, war Sais mit Theben identisch [*Aeg. VII/2*, 54-57]. Ich werde noch darlegen, dass die Herrscher der 12. Dynastie keineswegs Herrscher von Theben waren; sie residierten in Mittelägypten (Lischt und Abydos).

Manetho unterschied noch nicht zwischen Altem, Mittlerem und Neuem Reich sowie den Zwischenzeiten. Es ist das 'Verdienst' von Carl Richard Lepsius (1810-1884), diese dubiosen Begriffe eingeführt zu haben.

Die Herrscherlisten von Abydos und Saqqara

Mit Ausnahme des sehr frühen Palermo-Steins – aber auch nur in Kopie aus dem -7./6. Jh. – und der späten Manetho-Texte entstanden alle ägyptischen

Herrscherlisten (Tafeln von Karnak, Abydos und Saqqara sowie Turiner Papyrus) erst während des Neuen Reiches, was bei ihrer Bewertung stets beachtet werden sollte. Sie waren noch nicht nach Dynastien gegliedert (wenn hier Dynastiebezeichnungen folgen, so dienen sie nur der Orientierung).

Im mittellägyptischen Abydos wurden in den Tempeln des Sethos I. und Ramses II. (19. Dyn.) königliche Ahnentafeln errichtet. Die im Sethos-Tempel ist noch vollständig erhalten, sie nennt, beginnend mit „Meni“ (Menes), 76 Herrschernamen. Den Herrschern Mentehotep II. und III. (11. Dyn.) folgen ohne Lücke die Herrscher der 12. Dyn., denen – wiederum ohne Lücke – die Herrscher der 18. Dyn. folgen [Vollständiger Text dieser Liste: Beckerath 1997, 26-28; ab Neues Reich: Illig 1998]. Hieraus ist zu schließen, dass sie als örtlich mittellägyptische Dynastie parallel zur oberägyptischen 17. Dyn. dem Neuen Reich unmittelbar vorausgegangen sein müssen (vgl. nachfolgend Teil 2).

Eine weitere hieroglyphische Herrscherliste wurde im Grab des memphitischen Priesters Tjuloy im Friedhof von Saqqara gefunden [Vollständiger Text: Beckerath 1997, 24-26; ab Neues Reich: Illig 1998]. Diese Tafel war offenbar die Kopie einer Herrscherliste, die sich in einem Tempel von Memphis befand. Auf diese Weise wollte der Priester anscheinend die vergöttlichten Pharaonen um ihren Segen bitten. Die lückenhafte Liste beginnt mit Herrschern der ersten memphitischen Dynastien und leitet dann von Pepi I. (6. Dyn.) auf Herrscher der 11./12. Dyn. und dann fast unmittelbar auf die der 18. und 19. Dyn. über. Als letzter Herrscher wurde Ramses II. genannt, während dessen Regierungszeit (oder kurz darauf) somit die Tafel entstanden sein muss. Beckerath [1997, 24] bemerkte zur Saqqara-Tafel: „Auch sonst enthält die Tafel einige Fehler.“ „So sind die Könige der 11. und 12. Dyn. in umgekehrter Folge wie die übrigen aufgeführt“ [ebd. Anm. 67].

War die Saqqara-Liste aber wirklich fehlerhaft? Immerhin hat ihr Autor Mentuhotep II. und III. in die Zeit nach der 12. Dyn. eingeordnet, was den archäologischen Erkenntnissen Heinsohns/Illigs entspricht. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass bis auf die genannten Mentuhoteps in den Listen von Abydos und Saqqara keine oberägyptischen Herrscher erwähnt wurden.

Die Königstafel von Karnak

Diese ist die früheste bekannte hieroglyphische Herrscherliste; ein Pharaon mit dem Thronnamen Mencheperre (mn-hpr-re) ließ sie anfertigen. Offensichtlich war dies Thutmosis III., der nicht nur fiktiv, sondern real Ober- und Unterägypten beherrschte. Zuletzt ging Eduard Meyer [vor 1958 = 2000, 413 f.], allerdings recht kurz und abwertend, auf diese Tafel ein. Seitdem wird sie von konventionellen Ägyptologen durchweg ignoriert oder höchstens nebenbei erwähnt, mitunter aber auch als „willkürlich“ bezeichnet. So hat sie laut Gar-

diner [50] „den Nachteil, daß sie die Könige nicht in ihrer wirklichen Reihenfolge aufführt“. Wegen ihrer chronologischen Unordnung sei ihre „historische Verwertbarkeit stark eingeschränkt“ [Schneider, 16]. Das Ziel, das dahinterstehende System zu entschlüsseln, hatte ich mir 1997 [Aeg. II] gestellt, wobei ich mich auf die kaum bekannten hieroglyphischen Texte stützte, die Sethe [1927/30] und Blumenthal [1984] herausgegeben hatten, (Aus den Bemerkungen der Herausgeber ergibt sich allerdings, dass auch diese den wirklichen Aufbau der Tafel nicht verstanden.)

Ich betrachte die Karnak-Tafel als eine so bedeutende Geschichtsquelle, dass ich sie bei allen folgenden Analysen berücksichtigen werde. Noch heute stehe ich zu dem abschließenden Absatz meines Beitrages [Aeg. II, 78]:

„Ich habe versucht aufzuzeigen, daß die Königsliste von Karnak nicht deshalb als willkürlich, oberflächlich oder falsch abqualifiziert werden darf, weil sie viel späteren Königslisten widerspricht. Sie ist durchaus logisch-historisch (aus damaliger Sicht) gegliedert und entspricht den zeitgenössischen Denkmälern. Vor allem widerspricht sie nicht den Ergebnissen der archäologischen und technikgeschichtlichen Forschungen von Heinsohn und Illig, sondern sie ist durchaus geeignet, diese zu stützen. Mit der Karnak-Liste läßt sich beim besten Willen nicht die These eines ‚jahrtausendlangem Ägypten‘ rechtfertigen. Die in der Tafel aufgeführten Könige lassen sich ohne Schwierigkeiten in die erste Hälfte des -1. Jtsd. einordnen.“

Der Turiner Papyrus

Dieser Papyrus wurde, schon wegen des Pergaments, in hieratischer Schreibung niedergeschrieben. Sie wurde von einem Beamten oder Priester auf der Rückseite einer Abgabenliste aus der Zeit des Ramses II. (oder III.) niedergeschrieben, enthält aber keine Angaben über Herrscher des Neuen Reiches. Aus dem Text der Vorderseite geht hervor, dass die abschließende Kolumne XIII die letzte dieser Liste gewesen sein muss:

„Dort finden wir Königsnamen der 17. Dynastie, jedoch keine aus dem Neuen Reich. [...] Wir können daraus schließen, daß der Schreiber der Zeit Ramses' II. eine ältere Vorlage aus dem Anfang der 18. Dynastie verwendet hat“ [Beckerath 1997, 21].

Die Papyrusrolle wurde um 1820 in der Nähe von Luxor gefunden und nach Europa überführt. 1824 erwarb sie das Königliche Museum in Turin. Möglicherweise war sie schon beim Fund beschädigt; auf jeden Fall erfolgte der Transport nach Turin so schlampig, dass der Papyrus größtenteils nur noch aus Fragmenten besteht. Seitdem bemühten sich Generationen von Wissenschaftlern darum, diese Fragmente zu einem Ganzen zusammenzufügen. Trotzdem gelten größere Teile des Papyrus als irreparabel zerstört. Dies ist

schon deshalb sehr bedauerlich, weil der Papyrus die einzige Herrscherliste vor Manetho ist, welche die Regierungszeiten der Herrscher angibt. Den erhaltenen Text hat Beckerath [1997, 207-213] vollständig wiedergegeben.

Soweit einigermaßen verwertbare Angaben zu bedeutenderen größeren Herrschern vorliegen, werde ich diese natürlich im jeweiligen Zusammenhang erörtern. Erhalten blieben vor allem Angaben über sehr frühe Herrscher, die auch konventionelle Ägyptologen als recht zweifelhaft betrachten. Der Papyrus beginnt mit der Aufzählung von Götterdynastien, denen Dynastien von „Geistern“ (achu) folgen. Anschließend folgen der unvermeidliche Meni und seine dubiosen Nachfolger. Bemerkenswert ist auf jeden Fall, dass Cheops (Chufu) und die ihm konventionell folgenden Herrscher der 4. Dyn. im Papyrus fehlen; der Autor ahnte anscheinend noch nichts von diesen Herrschern, die offensichtlich erst später erfunden wurden.

Die eigentliche Bedeutung des Papyrus liegt in den erhalten gebliebenen Angaben über fast unzählige Gaufürsten; Experten versuchen seit vielen Jahrzehnten, trotz der großen Lücken, diese Angaben zu systematisieren. Ich möchte hierzu bemerken, dass alle Namen der Kleinfürsten auf der rechten Seite der Königstafel von Karnak sich im Turiner Papyrus finden [Aeg. II, 59-61]. Natürlich spricht auch dies für die Glaubwürdigkeit dieser Königstafel. Über die Zuverlässigkeit der Angaben des Papyrus, die von einigen Ägyptologen und auch von einigen *Zeitensprünge*-Autoren bezweifelt wurde, möchte ich hier nicht spekulieren. Wegen der vielen Lücken sind solche Zweifel nicht zu beweisen.

Grundsätzliches zur 18. Dynastie

In meiner Beitragsfolge *Zwischen Echnaton und Kambyzes* habe ich die reale Regierungszeit Echnatons auf die Jahre 564–547 datiert, wobei ich mich auch auf synchrone kleinasiatische und mesopotamische Quellen stützte. Ausgehend von dieser Regierungszeit, an deren Richtigkeit ich keine Zweifel habe, legte ich eine ‘vorläufige’ reale Zeittafel der 18. Dyn. vor, wonach die Regierungszeit des Ahmose, des Begründers des Neuen Reiches und damit der 18. Dyn., nicht in der Mitte des -16. Jh., sondern im Realjahr -766 begann [Aeg. VII/1, 561]. Sie beruhte auf einer Rückrechnung der in der Literatur, z. B. von Rohl [285], Schneider [318] und vor allem Eder/Renger [38] angegebenen Regierungslängen der Herrscher vor Echnaton. Natürlich betrachtete ich diese Reihung nur als ersten Denkansatz und betonte ihre Vorläufigkeit, zumal die konventionellen Daten in der Ägyptologie auch recht umstritten sind. Besonders verwies ich auch auf die Bemerkungen Illigs [1998, 34 f.] zu den frühen Herrschern der 18. Dyn. und versprach, in einem späteren Beitrag nach weiteren Analysen eine möglichst reale Datierung dieser Dynastie vorzulegen.

In diesem Zusammenhang erwähnte ich auch Thomas Völker, dessen Namen jüngeren *Zeitensprünge*-Lesern wohl nicht bekannt sein dürfte. Dieser frühe 'Zeitenspringer' hatte, unabhängig von mir und mit anderen Argumenten 1997 [414-431] begründet, dass die Achämenidenzeit um etwa 70 Jahre zu kürzen ist [vgl. *Hell.* II]. Er trat entschieden für eine radikale Verkürzung der konventionellen Chronologie Ägyptens ein; die Amarna-Zeit datierte er zunächst vorläufig auf 564–550 [1997, 402], dann abschließend die Regierungszeit Echnatons auf die Jahre 568–552; in den ersten 12 Jahren sei er Mitregent seines Vaters gewesen [1999, 187]. In seinen beiden *Grundrissen zur Rekonstruktion der Antike* [1997; 1999] schlug er auch die Identität der 18. mit der 26. Dynastie vor. Um diese These zu begründen, verglich er die Lebensläufe von Herrschern dieser beiden Dynastien, so den des Thutmosis III. mit Psammetich I. und den des Echnaton mit Amasis, die er schließlich auf dieser Grundlage identifizierte. Ohne weitere Begründung identifizierte er diese dann in seiner Zeittafel [1997, 410]. In seinem zweiten Grundriss benannte er bis Ramses I. die Nachfolger Echnatons; dann eroberten die Perser unter Kambyses das Land [1999, 187]. Erstaunt war ich, dass er hier diese Eroberung auf das konventionelle Jahr -525 datierte, obwohl er schon 1997 die Verkürzung der Achämenidenzeit um etwas 70 Jahre vertrat. Unerwähnt ließ Völker in beiden Beiträgen die Herrscher der 19. und 20. Dyn. In seinen *Anmerkungen zu Thomas Völker* schrieb hierzu Otto Ernst [1999, 552]:

„Und wie soll die Zeit Sethos' I., Ramses' II. und Merenptahs, für die man doch etwa 100 Jahre ansetzen muß, in der Perserzeit untergebracht werden? Wer verbirgt sich dann unter den Hethitern, gegen die Ramses II. nun eindeutig über einen längeren Zeitraum gekämpft hat; eventuell lokale Herrscher Kappadokiens während der Perserzeit bzw. unter persischer Oberhoheit? Man kann sich eigentlich kaum vorstellen, dass während einer Perserherrschaft über Kleinasien, den Vorderen Orient und Ägypten im persischen Machtbereich Vasallen gegeneinander kämpften, zumal die Provinzen des Achämeniden-Reiches ja noch durch vom Großkönig eingesetzte Beamte, die sogenannten Satrapen, verwaltet wurden.“

Ich hatte stets Interesse nicht nur für neue Erkenntnisse, sondern auch für neue Ideen, allerdings aber von Anfang an auch Vorbehalte gegen Völkers neue Konzeption, nicht nur, weil sie der von mir allseits begründeten Identität der 19. mit der 26. Dyn. widerspricht. Während unserer *Zeitenspringer*-Treffen in Leonberg und Paderborn diskutierte ich mit ihm spätabends viele Stunden über das Problem, welche ägyptische Dynastien identifiziert werden können, wobei jeder seinen Standpunkt vertrat. Diese sehr tiefgehenden Gespräche halfen mir, meine Konzeption zu durchdenken und zu vertiefen. Allerdings hatte ich von Anfang an Bedenken gegen die von ihm angewandte Methode. Um Verdopplungen von Dynastien zu prüfen, sind Vergleiche der

Lebensläufe von Herrschern ein mögliches Hilfsmittel, sie dürfen aber nicht einseitig sein und die einzige Basis von Identifizierungen bilden. Wie ich darlegte, gibt es weitaus größere Gemeinsamkeiten zwischen Sethos I. und Psammetich I.; seinen Vergleich von Echnaton mit Amasis (II.), die er willkürlich jeweils in zwei Persönlichkeiten ('gut' und 'böse') aufspaltete, kann ich beim besten Willen nicht nachvollziehen. Nach der Schilderung Herodots [II:172-182] war Amasis jedenfalls kein Königsohn, sondern kam als Usurpator aus dem Volk. Er deutete mit keinem Wort an, dass Amasis ein Reformator war; das war für ihn Cheops [II:124]. Vor allem störte mich, dass Völker in seinen beiden Beiträgen mit keinem Wort auf den archäologischen Befund und die vielen zeitgenössischen Inschriften des Neuen Reiches einging, um seine These zu begründen. Ob er dies noch vorgehabt hat, weiß ich nicht.

Obwohl er weitere Beiträge zur Problematik ankündigte, stellte er nach 1999 seine Publikationstätigkeit ein, was ich sehr bedauere. Nach wie vor betrachte ich ihn, trotz aller Vorbehalte, als intelligenten und wagemutigen Vorkämpfer für unsere gemeinsame Sache.

Zur Mitregentschaft von Amenophis III. und Echnaton

Eines der umstrittensten Probleme der Ägyptologie ist, ob bzw. wie lange Echnaton Mitregent seines Vaters Amenophis (Amenhotep) III. war. Völker [1999] war bis jetzt der einzige *Zeitensprünge*-Autor, der hierzu Überlegungen vorstellte (die von Ernst [1999] kritisiert wurden). Diese dienten dem Zweck, seine neue Konzeption auch auf diesem Weg zu rechtfertigen: „Für meine eigene Rekonstruktion ist die Mitregentschaft quasi der Eckstein des gesamten Gebäudes“ [Völker 1999, 176]. Dazu ist es nicht mehr gekommen; mir ist auch unverständlich, inwiefern eine bewiesene Mitregentschaft die Identität der 18. mit der 26. Dyn. beweisen könnte. Aber auch nach meiner Meinung kann eine richtige Datierung der 18. Dyn. nur erfolgen, wenn vorher das Problem der Mitregentschaft überzeugend geklärt wird. Wie Völker schon im Untertitel betonte, beschränkte er sich im wesentlichen auf die Analyse der Manetho-Auszüge und der beiden Varianten des Sothis-Buches. In Auseinandersetzung mit einigen konventionellen Büchern über die Amarna-Zeit vertrat er die Auffassung, dass es eine Mitregentschaft von Amenophis III. und Echnaton gegeben haben muss, die nach seiner Meinung 12 Jahre bestand:

„Erst wenn man eine Mitregentschaft von etwa 12 Jahren akzeptiert, ergeben die Angaben des ägyptischen Priesters einen chronologischen Sinn“ [Völker 1999, 186].

In seiner neuen Zeittafel [ebd. 187] konkretisierte er diese Feststellung. Er nahm eine Regierungszeit des Amenophis III. von 39 Jahren an; den Beginn der Mitregentschaft datierte er in das 27. Regierungsjahr des Amenophis III.

Allerdings hatte Völker seine Datierung der Länge der Mitregentschaft auf 12 Jahre keineswegs bewiesen. Er kam zu dieser Behauptung, weil er glaubte, anders die Angaben Manethos über die Regierungslängen von Amenophis (21), Akencheres (12) und Oros (37 Jahre) nicht in Einklang bringen zu können [ebd. 186].

Wie sich aus seinem Literaturverzeichnis ergibt, kannte er im Gegensatz zu Ernst [1997] nicht das Buch von Cyril Aldred [1980]. Unerwähnt ließ er auch das chronologische Standardwerk, das 1997 Jürgen von Beckerath veröffentlicht hatte. Letzterer hielt [110] nur eine kurze Mitregentschaft für möglich:

„Eine längere Zusammenregierung, die sogar bis ins 12. Jahr des jüngeren Partners gedauert haben sollte, ist mit Sicherheit auszuschließen; eine kurze Mitregentschaft von 1–2 Jahren ist möglich, jedoch nicht beweisbar.“

Viel bedeutsamer sind die ausführlichen Studien, die Aldred [110-144] vorgenommen hat; Er analysierte viele Inschriften, die Amenophis III. und Echnaton in Amarna nebeneinander zeigen. Er hielt es für möglich, dass eine Mitregentschaft von höchstens zwölf Jahren bestand, wobei ihm allerdings (s. übernächster Abschnitt) ein Denkfehler unterlief.

Zu „Oros“

Bevor ich auf Amenophis III. eingehe, möchte ich zum besseren Verständnis kurz auf den Herrscher Oros eingehen, der nach den Manetho-Auszügen 36/37 Jahre regiert hat. Über diesen wurde viel gerätselt. Gardiner [507] identifizierte ihn mit Haremhab; nach der Reihenfolge der Manetho-Listen dürfte er mit dem auf Echnaton über einige Zwischenherrscher folgenden Armeses/Armais identisch gewesen sein [*Aeg.* VII/1, 573, 581]. Im Gegensatz hierzu identifizierte ich Echnaton mit Oros, wobei mich dessen angegebene Regierungs-dauer nicht störte, da Manetho für seine Zeitstreckungen bekannt ist. Völker [179] störte diese dagegen schon: „Es liegt nahe, daß unter dem Namen Oros die gesamte Amarnazeit bis zum Ende des Haremhab zusammengefaßt ist.“

Er übersah dabei, dass nach den Manetho-Listen dem Oros Personen der Amarnazeit folgten; Iosephus bezeichnete Akencheres als Tochter und unmittelbare Nachfolgerin des Ochos [vgl. *Aeg.* VII/1, 572 f.]. Vielleicht auf Grund unserer persönliche Gespräche im Mai 1998 in Leonberg (mit gegenseitigem Listenvergleich) änderte Völker 1999 seine Meinung. Nunmehr identifizierte auch er Tutanchamun mit Rathoris, Eje mit Encheres und Haremhab mit Armais [Völker 1999, 187; vgl. schon *Aeg.* I, 262 f.]. Nach allen Manetho-Texten ging Oros ein Herrscher mit dem Namen Amenophis voraus, den auch Völker mit Amenophis III. identifizierte und dessen Regierungszeit übereinstimmend mit 31 Jahren (bei Iosephus 30 J., 10 Mon.) angegeben wird.

Wie lange regierte Amenophis III.?

Völker [1999, 187] gab die Regierungszeit dieses Pharaos mit 39 Jahren an; er setzte sich damit ohne Begründung in Widerspruch zu den Manetho-Exzerptoren; offensichtlich ging er davon aus, dass dieser noch sein 37. Sed-Fest gefeiert hat, das er, entsprechend der derzeit herrschenden Meinung, als 37. Regierungsjahr betrachtete. Diese Annahme war mir von Anfang an unverständlich, da ich mir nicht vorstellen kann, dass der sonst so zu Zeitstreckungen neigende Manetho hier mit 31 Jahren weitaus kürzer als real datiert haben sollte. Schneider [64] betonte, dass im Palast des Amenophis III. in Malqata (West-Theben) Hinweise gefunden worden sind, nach denen der Pharaos „drei Sedfeste in seinem 30., 34. und 37. Regierungsjahr“ gefeiert habe. Krauss nahm deshalb eine Regierungszeit von 37 Jahren, Helck sogar von 39 Jahren an [vgl. Schneider, 318].

Zunächst beschäftigte ich mich mit der Frage, was eigentlich ein „Sed-Fest“ (ägypt. Heb-sed) ist. Wie ich feststellte, ist wegen der Lückenhaftung der Überlieferung die Bedeutung dieses Festes recht umstritten [vgl. Aldred, 86 f.]. Der angesehenen Ägyptologe Breasted [1936, 37] bemerkte: „Am 30. Jubiläum seiner Ernennung zum Kronprinzen und Erben des Reiches feierte der König ein großes Fest, das »Sedfest« genannt.“ Diese Ernennung kann nur durch seinen Vater und Vorgänger Thutmosis IV. erfolgt sein. Dieser regierte laut Manetho und den Inschriften [Beckerath 1997, 110] nur 9 Jahre (laut Iosephus 9 J. 8 Mon.); nach dem Mumienbefund wurde er etwa 35 Jahre alt [Schneider, 296; R/W, 108]. Nach meinen Berechnungen kann Amenophis III. nicht sehr alt geworden sein; nach einer zeitgenössischen Abbildung war er in seinen letzten Lebensjahren recht gebrechlich:

„Eine Stele, die aus den Ruinen vom Hause Pinhasys in Amarna stammt und sich heute im Britischen Museum befindet, zeigt Amenophis III. als einen beleibten alten Mann, der lässig neben seiner Gemahlin Teje auf dem Thron lehnt. Über beiden erblickt man die Strahlen Atons, und zwar erscheint Aton auf dieser Darstellung in seiner Spätform. Man muß sich darüber klar sein, daß es sich bei der Abbildung Amenophis' um die Darstellung eines lebenden Menschen handelt. Der König, dessen Gesundheit, wie es scheint, angegriffen ist, befindet sich in seinen letzten Lebensjahren. Keineswegs ist er bereits verstorben und der Apotheose teilhaft geworden, denn gewiß hätte man ihn sonst idealisiert und heroisiert wiedergegeben und auch seine Gemahlin nicht zusammen mit ihm dargestellt, die ja noch am Leben war und auf der fraglichen Abbildung den Arm um ihren Gatten legt“ [Aldred 133, mit Tafel 80].

Wegen dieser Gebrechlichkeit hat Echnaton offenbar schon im Jahr -564 die faktische Herrschaft übernommen, woraus sich seine inschriftlich bezeugte

Regierungszeit von 17 Jahren ergibt. Aus der angeführten Tafel ergibt sich aber auch, dass Amenophis III. in seinen letzten Lebensjahren Aton-Anhänger war und nunmehr in Amarna lebte. Anscheinend ist er im Realjahr -564 wegen seiner Gebrechlichkeit zurückgetreten. Die von Aldred vorgelegten Abbildungen beweisen keineswegs eine Mitregentschaft von Vater und Sohn, sondern nur, dass sie miteinander in Amarna lebten; so war Amenophis III nunmehr gewissermaßen 'Ehren-Pharao' ohne Regierungsverantwortung. Ich möchte hier nicht spekulieren, wann er gestorben ist; begraben wurde er in Theben (Western Valley = WV 22).

Nur unter dieser Voraussetzung ist es möglich, seine Regierungszeit vernünftig zu datieren. Aldred [144] führte viele konkrete Inschriften an, die keinen Zweifel daran lassen, dass dieser Pharao 38 Jahre regiert hat:

„Als höchste Zahl der Regierungsjahre ist für Amenophis III. die Jahreszahl 38 überliefert. Sie fand sich auf sechzehn Gefäßfragmenten aus dem Malkata-Palast“.

Ähnlich äußerte sich auch Beckerath [1997, 110]:

„In Malqata, dem Palast Amenophis' III. im Westen von Theben, kamen neben zehn Weinkrügen aus dem Jahr 38 auch fünf aus einem Jahr 1, zweifellos Amenophis' IV., zutage. Der Regierungswechsel – ob durch den Tod des alten Herrschers verursacht oder durch seinen Rückzug vom aktiven Königtum – trat demnach in der Zeit zwischen der Weinernte des Jahres 38 und der des folgenden Jahres ein.“

Geht man davon aus, dass Amenophis III. kurz nach Beginn der Regierungszeit seines Vaters zum Mitregenten eingesetzt wurde, ergibt sich die Lösung von selbst: Die ersten 7 Jahre seiner Regierungszeit entfallen auf die Mitregentschaft mit seinem Vater Thutmosis IV., die restlichen 31 Jahre auf seine Alleinherrschaft: Diese 31 Jahre entsprechen der Zeit, die alle Manetho-Exzeptoren als seine Regierungszeit angeben! Nur so kann der m. E. nur scheinbare Widerspruch zwischen den Inschriften und den Manetho-Daten geklärt werden. Nach meinen Berechnungen konnte er sein 37. Sed-Fest durchaus noch vor seinem Rücktritt feiern, da er 7 Jahre vor seinem Regierungsantritt schon Mitregent war. Illig [1998, 35] bemerkte, dass 7 seiner 38 Regierungsjahre nicht belegt seien; das waren offensichtlich die Jahre seiner Mitregentschaft mit seinem Vater. Ich habe keine Zweifel, dass Amenophis III. nach dem Tod seines Vaters real von 595–564 regiert hat.

Zwischen Thutmosis III. und Amenophis III.

Alle hier in Frage kommenden Herrscherlisten gehen von der Abfolge Thutmosis III. (Mencheperre), Amenophis II. (Acheprure), Thutmosis IV. (Mencheprure) und Amenophis III. (Nebmare) aus (in Klammern die Thron-

namen.). Es folgte stets der Sohn dem Vater. An der Historizität dieser Herrscher kann kein Zweifel bestehen; von allen sind Mumien, Gräber, Tempel und viele Inschriften erhalten. Nach den Manetho-Auszügen regierten die hier interessierenden Herrscher Amenophis II. („Misphragmuthis“) 26 Jahre und Thutmosis IV. 9 Jahre. Diese Datierungen entsprechen den inschriftlich belegten Regierungsjahren; ernsthafte Zweifel sind mir nicht bekannt. Aus diesen Regierungslängen ergeben sich folgende reale Regierungszeiten:

- Amenophis II. 630–604
- Thutmosis IV. 604–595
- Amenophis III. 595–564.

Die frühen Pharaonen der 18. Dynastie

Vorab möchte ich eine Übersicht über die derzeit in der konventionellen Ägyptologie üblichen Datierungen geben. Ich folge hier den Angaben von Eder/Renger [38], die sich von den früheren Angaben Schneiders [318] etwas unterscheiden. Gleichzeitig verweise ich auf die üblichen, aber umstrittenen Manetho-Entsprechungen:

Eigenname	Thronname	Reg.zeit	Manetho-Entsprechungen
Ahmoose	Nebpechtire	1550–1525	Amos, Amosis
Amenophis I.	Dheserkare	1525–1504	Amenophis
Thutmosis I.	Acherperkare	1504–1492	Mephres, Miphres, Misaphris
Thutmosis II.	Acheperenre	1492–1479	nach Helck: Chebron
Hatschepsut	Matkare	1479–1458	Amesssis
Thutmosis III.	Mencheperre	1479–1425	Thetmosis

An der Historizität und an der Reihenfolge dieser Herrscher kann kein Zweifel bestehen. Von allen gibt es Totentempel, Grabanlagen, Inschriften und vor allem Mumien (von Ahmoose fehlen allerdings Grab und Tempel). Recht umstritten sind dagegen die Regierungslängen: Dies zeigt schon ein Vergleich zwischen den Listen von Schneider und Eder/Renger. Um zu einer akzeptablen Datierung zu kommen, ist es nötig, auf jeden Pharaon einzeln einzugehen.

Ahmoose bereitet hierbei die größten Probleme, obwohl auch an seiner Historizität nicht gezweifelt werden kann. Seine Mumie wurde im Depot von Deir el-Bahari gefunden [Bild: R/W, 200]. Nach den Inschriften war er, wie sein Bruder Kamose, Sohn des Sequenre, eines auch in der Karnak-Tafel erwähnten thebanischen Herrschers der 17. Dyn. Aus dem *Papyrus Sallier I* ergibt sich, dass Sequenre gegen die Hyksos kämpfte und fiel; nach seinem Tod setzte sein Sohn Kamose den Kampf fort:

„Über Kamoses Schicksal ist nichts bekannt, doch vermutlich fiel auch er

im Kampf gegen die Besatzungsmacht, da seine Herrschaft nur drei Jahre dauerte. Sein Nachfolger war dessen jüngerer Bruder Ahmose⁴ [Rohl, 286].

Von Ahmose besitzen wir keine inschriftlichen Zeugnisse aus den ersten zehn Regierungsjahren [vgl. Beckerath 1997, 119; Illig 1988, 34]. Die meisten Ägyptologen nehmen an, dass Ahmose als kleines Kind Pharao wurde und in seinem ersten Jahrzehnt seine Mutter Ahhotep die Regierungsgeschäfte führte, bis er erwachsen wurde. Hierfür wurden aber keine Beweise erbracht [Rohl, 286].

Ebenso wenig gibt es Beweise für die Behauptung, dass Ahmose erst in seinem 24. Regierungsjahr die Hyksos besiegt und deren Hauptstadt Auaris erobert habe. Dieses Ereignis schildert die in el-Kab gefundene Autobiographie eines Soldaten, der auch Ahmose (aber Sohn des Abana/Ebana) hieß. Dieser war ein Ruderer in den Truppen des Ahmose; er nahm an der Eroberung von Auaris und an der Verfolgung der Hyksos nach Palästina teil [Text: Struwe, 87 f.; vgl. Clayton, 97]. Kamose wurde nicht erwähnt; als Befehlshaber nach dem Tod des Sequenere wurde, ohne zeitliche Unterbrechung, Ahmose genannt. Im Text ist nirgends davon die Rede, dass die Eroberung von Auaris erst am Ende der Regierungszeit des Ahmose erfolgt ist.

Nach meiner Überzeugung war Ahmose mit Kamose identisch. Es gibt keinen Beweis dafür, dass Kamose nach drei Jahren gefallen ist. Dieser hatte in Karnak eine Stele errichtet, deren Anfangszeilen erhalten blieben. Die Fortsetzung des Textes ergibt sich aus dem zeitgenössischen Carnarvon-Tablet, das die ersten drei Regierungsjahre des Kamose (u. a. Kämpfe gegen die Hyksos) beschreibt. Dann bricht auch dieser Text ab; vom Tod des Herrschers ist keine Rede. Ich nehme an, dass in diesem verlorenen Fragment die ersten zehn Regierungsjahre des Ahmose geschildert wurden.

Für die Datierung des Ahmose spielt dies keine Rolle. Bezeugt ist sein 22. Regierungsjahr [Gardiner, 506; Beckerath 1997, 119]. Von den Manetho-Exzerptoren gab nur Eusebios seine Regierungsdauer an: 25 Jahre. Iosephus begann seine Liste der Pharaonen mit einem „Thetmosis, der die Hirten [= Hyksos] aus Ägypten vertrieb“. Dieser soll 25 Jahre, 4 Mon. regiert haben. Anscheinend meinte er hiermit Ahmose; jedenfalls entspricht diese Datierung der Angabe des Eusebios, so dass ich auch von 25 Regierungsjahren ausgehe.

Amenophis I. war der Sohn Ahmoses. Eusebios gab seine Regierungszeit mit 21 Jahren, Iosephus mit 20 J. 7 M. an. Diese Regierungslänge entspricht dem inschriftlichen Befund; der letzte Beleg aus seiner Regierungszeit stammt aus seinem 21. Regierungsjahr [Gardiner, 506]. Dem entspricht die Grabinschrift des Astronomen Amenemhet, der angab, 21 Jahre unter Amenophis I. gelebt zu haben [ebd. 193].

Thutmosis I. war kein Sohn des Amenophis I.; er war Offizier und kam zur Regierung, weil er die Prinzessin Ahmose, die Tochter des Pharao Ahmose, heiratete. Er begründete somit eine neue Dynastie, welche die 17. ablöste.

Anscheinend war er identisch mit Misaphris/Miphres/Mephres, der nach Africanus 13, nach Eusebios 12 und nach Iosephus 12 Jahre (+ 9 M.) regiert hat. In der Literatur gibt es mannigfaltige Angaben über seine Regierungszeit: 4 (u.U. 9) [Gardiner, 506], 6 [Clayton, 101], 12 Jahre [Eder/Renger, 38]; Beckerath [120] verwies auf die Inschrift einer Karnak-Steile, in denen sein 8. und 9. Regierungsjahr genannt wurde. Krauss bezeichnete diese als zweifelhaft, nahm jedoch nach anderen Analysen eine „Regierungszeit von etwas über 10 Jahren“ an [Schneider, 289]. Da es mir nicht um Zeitkürzungen um jeden Preis geht, nehme ich, wie Eder/Renger, die sehr wahrscheinliche Regierungszeit von zwölf Jahren an.

Thutmosis II. war der Sohn von Thutmosis I. Er regierte offenbar nur kurz: Obwohl einige Autoren eine weitaus längere Regierungszeit angaben, wies Schneider [290] diese Auffassung recht überzeugend zurück:

„Das einzige Datum stammt aus dem 1. Jahr, höhere Angaben [...] lassen sich nicht bestätigen [...]. Eine kurze Regierung wird u.a. durch die geringe Zahl von Denkmälern T.s' und insbesondere das über Anfänge [...] nicht hinaus gekommene Grab T.s' im Tal der Könige (KV 42 nach E. Hornung; anders, aber unwahrscheinlich, C. N. Reeves) gestützt. R. Krauss ermittelte eine Regierungslänge von knapp über vier Jahren.“

Von dieser möchte ich ausgehen, auch wenn Eder/Renger 13 Regierungsjahre angaben. Sie stützten sich hierbei offenbar auf die fragwürdige Identifizierung Thutmosis' mit dem in den Manetho-Auszügen genannten offenbar erfundenen Chebron (13 Jahre), die Helck [1956, 40] vorgeschlagen hatte.

Thutmosis III., Sohn von Thutmosis II., war zur Zeit des Todes seines Vaters noch minderjährig. Die Regentschaft übernahm als Witwe Hatschepsut, die sich bald selbst zum „Pharao“ erklärte. Sie soll 21 Jahre regiert haben; erst nach ihrem Tod konnte Thutmosis III., der stets Mitregent war, seine Alleinherrschaft antreten. Da er seine Regierungszeit ab dem Tode seines Vaters datierte, ist es nicht nötig, die genaue Regierungszeit Hatschepsuts zu analysieren. Ich möchte hier nur darauf hinweisen, dass sie keineswegs der damnatio memoriae verfiel, wie mitunter behauptet wurde. Das beweisen schon die unversehrten Inschriften in ihrem Totentempel. Aus den kaum zu überblickenden zeitgenössischen Inschriften ergibt sich, dass Thutmosis III. 54 Jahre regiert hat.

Aus meinen Analysen ergeben sich folgende reale Regierungszeiten:

Ahmose	746–721	25 Jahre
Amenophis I.	721–700	21 J.
Thutmosis I.	700–688	12 J.
Thutmosis II.	688–684	4 J.
Hatschepsut	684–663	21 J.
Thutmosis III.	684–630	54 J.

Insofern begann das Neue Reich 20 Jahre später, als ich in meinem vorläufigen Zeitschema [*Aeg.* VII/1. 561] angenommen hatte. Dies liegt vor allem an meinen Kürzungen der konventionellen Regierungszeiten von Thutmosis II. und Amenophis III.

Meine Ausführungen zu diesem Teil I werde ich im Folgebeitrag fortsetzen. In diesem werde ich die komplizierten Probleme der 11. und der 17. Dynastie erörtern und auch beweisen, dass der mysteriöse Mentuhotep-Tempel in Theben-West tatsächlich der Totentempel von Thutmosis I. ist. Diesen Abschnitten wird Teil 2 folgen: „Abydos und Mittelägypten“ (12. Dynastie).

Zur Hyksos-Problematik

Um die thebanischen Dynastien vor dem Neuen Reich richtig zu analysieren, ist es unumgänglich, vorher die komplizierte Problematik der „Hyksos“ (ägyptisch: Heka-chasat = Herren aus den Fremdländern) zu analysieren. Es handelte sich hierbei um vorderasiatische Stämme, die den Gott Seth verehrten und nach dem eindrucksvollen Bericht des Flavius Iosephus [*Contra Apionem* I: 14] unter der Führung von Salitis (auch Salatis geschrieben) Memphis eroberten, das vorher von dem König Timitaeus (in den griech. Fassungen: Timitaios, Timaos) beherrscht wurde. Sie setzten sich vor allem im Nildelta fest, wo sie Auaris (Avaris) zu ihrer Hauptstadt machten. Es handelte sich hierbei um den von Bietak ausgegrabenen Fundort Tell el-Daba, dessen „Schicht F“ eindeutig vorderasiatisch geprägt ist. In der Folgezeit unterwarfen die Hyksos auch Mittel- und Oberägypten, wo allerdings regionale Herrscher verblieben, die zu Tributeleistungen verpflichtet wurden. Die Historizität der Hyksos wird durch den archäologischen Befund (vor allem im Nildelta) und durch zeitgenössische Inschriften und Schriftquellen eindeutig bewiesen.

Der Manetho-Exzerptor Africanus ordnete im Gegensatz zu Eusebios zwei Dynastien den Hyksos zu: die 15. (mit 6 Herrschern) und die 16. Dyn. (mit 32 anderen Herrschern). Wie üblich, wurden diese von den frühen Ägyptologen zunächst als aufeinander folgende Dynastien angesehen [vgl. Weiß, 388 f.]. Nach den von Africanus angegebenen Summenzahlen (15. Dyn. = 284 Jahre; 16. Dyn. = 518 Jahre) hätte dies aber bedeutet, dass die Hyksos 702 Jahre über Ägypten geherrscht hätten, was kaum noch mit dem immerhin schon gestreckten konventionellen Zeitschema in Einklang zu bringen war. Es ist das Verdienst von Eduard Meyer [2000. 465], schon im Jahr 1909 zumindest in diesem Fall relativ vernünftigen Überlegungen zum Sieg verhelfen zu haben: „Insgesamt haben die Hyksos im Niltal nur rund ein Jahrhundert geschaltet, von ca. 1680 bis 1580 v. Chr.“

Bemerkenswert ist, dass er sich damals noch nicht auf ein Fragment aus dem Turiner Papyrus bezog, in dem die Hyksos-Zeit auf 108 Jahre datiert

wurde. Nachdem dieses bekannt wurde, gab es keinerlei Widerspruch mehr gegen Meyers Datierung. Stattdessen kam es bald unter den Vertretern der ägyptologischen Zunft zu einem seltsamen Kompromiss: Einerseits wurden nur noch die relativ kurzen Zeiten des Eusebios akzeptiert, andererseits ignoriert, dass dieser nur vier Hyksos-Herrscher nannte. Nunmehr galten die von den anderen Manetho-Exzerptoren genannten sechs Herrscher der 15. Dyn. als eigentliche Oberherren Ägyptens und wurden als „Große Hyksos“ bezeichnet, während die von Manetho nicht namentlich genannten Herrscher der 16. Dyn. [Beckerath 1984, 79 f., hat 18 Namen ermittelt] als „Kleine Hyksos“ nur noch als Lokalfürsten der gleichen Zeit galten. Nebenbei: Es handelte sich hierbei um einen der wenigen Fälle, in denen anerkannt wurde, dass Manetho-Dynastien auch nebeneinander bestanden haben!

Allerdings waren die Angaben der drei Manetho-Exzerptoren, soweit es sich um die Anzahl, Reihenfolge und die Regierungszeiten der „Großen Hyksos“ ging, keineswegs identisch:

Eusebios (17. Dyn.)		Africanus (15. Dyn.)		Iosephus [<i>Contra Apionem</i>]	
1. Saites	19 J.	1. Saites	19 J.	1. Salitis	19 J.
2. Bnon	40 J.	2. Bnon	44 J.	2. Beon	44 J.
3. Apophis	14 J.	3. Pachnan	61 J.	3. Apachnan	36 J. 7 M.
4. Archles	30 J.	4. Staan	50 J.	4. Iannas	50 J. 1 M.
		5. Archles	49 J.	5. Apophis	61 J.
		6. Apophis	61 J.	6. Assis	49 J. 2 M.
Summe:	103 J.	Summe:	284 J.	Summe:	259 J. 10 M.

[Quelle: Beckerath 1997, 221 f.].

Wie schon erwähnt, setzte sich die Datierung der Hyksos-Zeit auf etwa 108 Jahre vor allem deshalb durch, weil ein bisher übersehenes Fragment des *Turiner Papyrus* bekannt wurde. Dieses ist kein Bestandteil des zusammenhängenden Textes und wird nur provisorisch als Kolumne „X“ [Gardiner] bzw. „XI“ [Beckerath] bezeichnet. Der Text lautet: „[Herrscher aus] fremden Ländern – 6 ; sie machten 100 + [...] Jahre“ [Rohl, 287, mit Abb.]. Laut Gardiner [504] ist nur der Name eines „Chamudi“ (hmd; allerdings nicht in einer Kartusche geschrieben) zu entziffern. Rohl [ebd.] bemerkte zu diesem Fragment:

„Die hieratischen Zeichen, die die Zahl der Jahre angeben, las man früher als 108, doch diese Angabe läßt sich heute nicht mehr nachprüfen, da sich der Zustand des Dokuments seit seiner Entdeckung weiter verschlechtert hat.“

Fest steht nur, dass in diesem Text sieben Namen standen, von denen nur der letzte (Chamudi) lesbar ist; außerdem blieben einige vage Jahresangaben und

die „Summe“ von mutmaßlich 108 Jahren erhalten. Davon ausgehend haben z. B. Schneider [317] die 15. Dyn. auf die Jahre **1630–1522** und Eder/Renger [37] auf **1648/45–1539/36** datiert.

Velikovsky hat, bedingt durch seinen Bibeldogmatismus, diese konventionellen Datierungen nicht in Frage gestellt, was besonders in seinem Buch über *die Seevölker* [1983a, 240-242] deutlich zum Ausdruck kommt.

Erst Heinsohn und Illig haben auch die konventionellen Hyksos-Datierungen widerlegt. In ihrem 'Pharaonen-Buch' [z.B. H/1 454 f., 457] ordneten sie die Hyksos der „dritten vorhellenistischen Schichtengruppe“ zu und datierten sie ins -1. Jtsd.

Schon in meinem ersten Ägypten-Beitrag [1996, 267] hatte ich mich dieser Erkenntnis angeschlossen und „vorläufig“ die Hyksos-Zeit auf die Realjahre **800–750** datiert. In meinem übernächsten Beitrag [*Aeg.* III, 206-212] äußerte ich mich grundsätzlich zu den Hyksos. Ich wandte mich nicht nur gegen Heinsohns Ansicht, diese mit den Assyrern zu identifizieren, sondern äußerte auch gewichtige Zweifel daran, dass die Hyksos tatsächlich mehr als 100 Jahre Ägypten beherrschten; meine jetzigen Studien haben mich in dieser Auffassung bestärkt.

Zweifelhaft erscheinen mir schon die „Summen“, sowohl im *Turiner Papyrus* wie auch in den Manetho-Listen. Meyer [2000, I: 304, Anm. 39] kam bei der Analyse der Angaben des *Turiner Papyrus* zur 6. und 8. Dyn. zu der Erkenntnis, dass die angegebene „Summe“ nicht stimmen kann; sie muss das Produkt eines gedankenlos addierenden späteren Abschreibers gewesen sein. Nach meiner Überzeugung entstanden so alle Summenangaben. Das Fehlen von Verwandtschaftsangaben spricht dafür, dass in den Listen auch Herrscher enthalten sein konnten, die nebeneinander regierten: Nur wenigen Herrschern ist es anscheinend gelungen, „Oberherrscher“ zu werden.

Dafür spricht auch der *Memphitische Priesterstammbaum* (auch *Priestergenealogie* genannt) des Anchef en-Sachmet, der im Neuen Reich entstanden ist und in dem auch Herrschernamen genannt wurden [Text: Borchardt 1932]. Ich teile nicht die Bedenken Beckeraths [1997, 29] über die Zuverlässigkeit dieser Quelle, auf die ich hier allerdings nicht näher eingehen kann. Jedenfalls widersprechen ihre Angaben eindeutig der konventionellen Auffassung, dass die Hyksos-Herrschaft in Ägypten 108 Jahre bestand. In ihr werden nur drei Herrscher dieser Zeit genannt: Scharek, Apopi und Ahmose. Der erstgenannte Scharek soll danach zwei Generationen vor Ahmose, der mit Eigennamen genannte Apopi (Ippi) eine Generation vor Ahmose regiert haben. Scharek [vgl. Beckerath 1984, 77] war offensichtlich mit Salitis [vgl. Schneider, 246], Apopi mit Apophis identisch. Datiert man eine Generation auf 22,5 Jahre [so Beckerath, ebd.], begann die Hyksos-Zeit nach dieser Quelle etwa **50 Jahre vor** der Einigung Ägyptens durch Ahmose!

Von besonderer Bedeutung sind die Analysen, die der recht früh verstorbene Heidelberger Ägyptologe Detlef Franke (1952–2007) vorgenommen hat. Auf seinen Namen stieß ich schon, als ich in Vorbereitung meiner Promotionsarbeit mich intensiv mit den mannigfaltigen Theorien über die vorindustriellen Produktionsweisen beschäftigte; er äußerte sich 1973 über die „asiatische Produktionsweise“. Franke war Spezialist für die 12. Dynastie, schrieb aber 1988 auch über die Chronologie der Hyksos-Zeit. Auf diesen inhaltsreichen Beitrag [1988b] über die *so genannte* „Zweite Zwischenzeit“ wurde ich erst bei Vorbereitung dieser Beitragsfolge aufmerksam. In ihm ging Franke konkret auf jeden der in den Manetho-Texten genannten Herrscher und auf die in zeitgenössischen Inschriften, besonders auf Skarabäen-Siegeln genannten Thronnamen ein und zeigte auf, wie schwierig die jeweilige Zuordnung ist. Leider kann ich hier nicht auf die umfangreichen Analysen Frankes eingehen, die bei weitem das Niveau der Spekulationen anderer Ägyptologen übertreffen. Sein Verdienst besteht vor allem darin, dass er aufzeigte, wie unhaltbar alle konventionellen Angaben über die Regierungslängen der einzelnen Herrscher sind. (Dass die konventionelle Gesamtchronologie nicht stimmt, ahnte er nicht.)

Als einzigen einigermaßen zuverlässigen Manetho-Exzerptor betrachte ich Eusebios; immerhin gab er keine überlangen Summen an und nannte vor Archles (= offenbar Chamudi) nur drei Hyksos-Herrscher: Saites, Bnon und Apophis. Die Herrscher, die von den anderen Exzerptoren genannt wurden und deren Historizität ich nicht bezweifeln möchte, waren nach meiner Überzeugung entweder Verdopplungen dieser Herrscher oder Kleinfürsten, die das Glück hatten, durch die Aufnahme in die Listen ‘unsterblich’ zu werden. Letzteres gilt m. E. für **Apachnan/Pachnan**, der überhaupt nicht inschriftlich belegt ist. Nur weil nach dem Turiner Fragment der dritte dort genannte Herrscher 8 Jahre 3 Mon. regiert hat, billigte ihm Franke diese Regierungszeit zu.

Salitis wurde von Iosephus so eindrucksvoll beschrieben, dass ich keinen Grund sehe, ihn nicht als „Großen Hyksos“ zu bezeichnen. Offensichtlich war er auch mit dem in der „Memphitischen Priestergenealogie“ genannten **Scharek** identisch. Beckerath [1984, 77] vertritt die Meinung, dass dieser Name auch als „Schalik“ gelesen werden kann. Er identifizierte ihn damals noch mit dem inschriftlich belegten Jakob-her (später mit dem dubiosen Apachnan). Franke [1988b, 261 f.] setzte ihn m.E. überzeugend mit Scheschi (Schschj) gleich; dies hatte schon Vercoutter [353] vermutet. Auf Skarabäen-Siegeln dieser Zeit ist dieser Eigenname am häufigsten belegt; während andererseits Skarabäen mit dem Thronnamen Ma-ib-re, der ihm zugeordnet wird, von Nubien bis Palästina gefunden worden sind. Alle Manetho-Exzerptoren gaben die Regierungszeit des Salitis mit 19 Jahren an; Franke billigte ihm auf Grund seiner Scheschi-Analysen jedoch höchstens 15 Jahre zu.

Iosephus berichtete, dass Memphis vor der Eroberung durch Salitis von dem ägyptischen König **Tutimaïos** beherrscht wurde. Dieser dürfte mit dem inschriftlich mehrfach bezeugten Dedumose identisch gewesen sein, wie auch Schneider [109] vermutete. Beckerath [1997, 136, Anm. 317] hatte Bedenken, die ich nicht teile.

Bnon (nach Iosephus **Beon**) war nach allen Manetho-Exzerpten der Nachfolger des Salites. Gemäß Eusebios war er der einzige „Große Hyksos“, der zwischen „Saites“ (gemeint war offenbar Salitis) und Apophis das Land beherrschte. Bei meinen Studien fiel mir auf, dass außer Apophis nur ein Hyksos-Herrscher sich als „Großkönig“ bezeichnete: **Chi'an/Chajan**, der den Thronnamen Se-user-en-re führte. Eine seiner Inschriften befindet sich in Oberägypten; auch in Handelsgütern, die in Knossos und Babylon gefunden wurden, steht sein Name, worauf schon Meyer [I: 467 f.; vgl. Vercoutter, 354] hinwies. Zu meiner Verwunderung ist m.W. noch kein Ägyptologe, auch nicht Franke, auf die Idee gekommen, diesen Chajan mit Bnon zu identifizieren; ich vertrete trotzdem diese m.E. nahe liegende These. Dafür spricht auch eine andere Überlegung: In dem *Wikipedia*-Beitrag über „Beon“ [2009] wurde erwogen, dass dieser Herrscher tatsächlich den semitischen Namen „Ben On“ (Sohn des On) trug. Ich prüfe noch, ob Chi'an nicht auch als „Sohn des An“ gelesen werden kann. Üblicherweise wird im Ägyptischen der Sohn als „sa“ bezeichnet und mit dem Ideogramm einer Ente (Code G 39) wiedergegeben [vgl. Zauzich 26, 29, 112].

Gegen diese Gleichsetzung scheint nur zu sprechen, dass allein Iosephus sowohl „Beon“ als auch „Iannis“ in seiner Aufzählung der Hyksos-Herrscher nannte. Dieser Autor, übrigens ein entschiedener Gegner Manethos, neigte jedoch zu Verdopplungen, um das hohe Alter des jüdischen Volkes zu betonen, wie schon seine Liste der ägyptischen Herrscher des Neuen Reiches [vgl. Illig 1998, 21] deutlich zeigt. Ich gehe davon aus, dass er auch die genannten Hyksos-Herrscher verdoppelt hat.

Bnon soll nach Eusebios 40 Jahre regiert haben, was nicht nur von Franke bezweifelt wurde. Dieser ging davon aus, dass dieser Herrscher höchstens 13 Jahre regiert hat. Beckerath billigte sowohl Bnon wie auch Iannis 20 Regierungsjahre zu; letzterem, weil der vierte im Turiner Fragment (nicht namentlich) genannte Herrscher „?0 Jahre + x“ regiert hat. Das spricht jedoch nicht gegen Frankes Datierung, die ich für recht wahrscheinlich halte.

Apophis wurde mit seinem Eigennamen „Apopi“ (eig. Ipopi) in zeitgenössischen Inschriften und einer Schriftquelle erwähnt. Im *Papyrus Sallier I* aus der 19. Dyn. wird er als Gegner von Seqenenre (späte 17. Dyn.) bezeichnet. Diesem Apopi werden drei verschiedene Thronnamen zugeschrieben, weshalb früher behauptet wurde, dass es drei Herrscher mit dem Namen Apopi gegeben habe. Sein Thronname A-user-re wurde nicht nur auf Gefäßen, Ska-

rabäen und einer Schreiberpalette, sondern auch auf einer Siegesstele des Kamose genannt [Text: Struwe 84 f.]. Nach der letztgenannten Inschrift rühmte sich dieser Herrscher, Apophis besiegt und vertrieben zu haben; er bezeichnete seinen Feind abwertend als „Fürst von Retjenu“ (Palästina).

Im Turiner Fragment wurden dem vorletzten Hyksos-Herrscher „40 + x Jahre“ zugeschrieben; Iosephus und Africanus gaben 61 Jahre an, Eusebios dagegen nur 14 Jahre. Diese Differenz dürfte darauf beruhen, dass Apopi nach seinem 14. Regierungsjahr aus Ägypten vertrieben wurde, anscheinend aber in Palästina als Kleinfürst weiterregierte. Im mathematischen Papyrus Rhind wurde das 33. Regierungsjahr des A-user-re genannt; dieser wurde anscheinend in Palästina niedergeschrieben. (Darunter wurden damals auch die kulturell hochentwickelten Küstenstädte Phönikiens verstanden.) Interessant ist, dass nach diesem Papyrus die Stadt Heliopolis schon im Jahr 11 (offenbar des Apopi) von den Ägyptern erobert wurde [vgl. *semataui* zur 15. Dyn.], was voll meiner Konzeption entspricht. Diese Eroberung erfolgte somit drei Jahre vor der endgültigen Vertreibung der Hyksos!

Archles/Assis war offensichtlich nur noch Kleinfürst in Palästina und mit Chamudi identisch, dem einzigen lesbaren Namen des bezeichneten Fragments, der bezeichnenderweise nicht in einer Kartusche geschrieben wurde. Seine von Iosephus und Africanus angegebene Regierungszeit von 49 Jahren wurde von Helck und Beckerath wohl zu Recht bezweifelt, die ihm nur 9 Jahre zubilligen [vgl. *semataui*, ebd.].

Nach dieser relativ kurzen Darlegung meiner Erkenntnisse zur Hyksos-Zeit betrachte ich – ausgehend von Eusebios – nur Salitis, Bnon und Apophis als „Große Hyksos“. Deren reale Regierungszeiten datierte ich nach Franke, wobei mir bewusst ist, dass es sich nur um Annäherungen handelt, die aber trotzdem recht wahrscheinlich und für meine Zielstellung ausreichend sind:

788–773	Salitis	15 Jahre	= Scheschi
773–760	Bnon	13 Jahre	= Chi'an/Chajan
760–746	Apophis	14 Jahre (in Ägypten)	= Apopi.

Schon Beckerath [1980, Sp. 548] betonte, dass vor Chamudi nur drei „Große Hyksos“ Ägypten regierten: Salitis/Schark, Chajan/Iannas und Apophis. Die Hyksos-Herrschaft über Ägypten dauerte somit 42 Jahre, unter Berücksichtigung etwaiger Ungenauigkeiten **höchstens fünfzig Jahre**. Das ist die Zeitspanne, die ich 1996 vorläufig angenommen hatte. Geht man hiervon aus, können die chronologischen Probleme der thebanischen Dynastien vor Errichtung des Neuen Reiches, die schon Meyer sehr beunruhigt hatten, recht einfach gelöst werden. Sie würde auch den Übergang von der frühen zur späten Phase der 17. Dyn. besser erklären.

In der populären Literatur werden die Hyksos meist als ein Konglomerat kulturloser Räubernomaden dargestellt. Deshalb möchte ich nicht unerwähnt lassen, welche Auffassung Heinson/Illig [H/I. 455] hierzu hatten:

„Die Hyksos sind die großen Kulturbringer aus dem Orient: Webgewichte, Goldgranulation und Stahl [156, 399], Sichelschwerter [267], Niello- und Inkrustationstechnik [220] samt echter Zinnbronze und dem Blasebalg als Schmiedewerkzeug, Pferd und Streitwagen [232], angeblich ‚frühdynastische‘ Glasperlen [264], erste Glasgefäße [268], Glasplaketten [314] und das Interesse für geschriebenes Wissen [122]“ [Die in Klammern angegebenen Seitenzahlen gelten ab der 2. Auflage].

Literatur (wird bei den folgenden Teilen dieser Beitragsfolge ergänzt)

Aeg. = *Aegyptiaca* s. Weissgerber

Aldred, Cyril (1980): *Echnaton*. Bergisch Gladbach (1968)

Baedeker (2001) = Baedeker Allianz Reiseführer: *Ägypten*. Ostfildern

Beckerath, Jürgen von (1980): Königsnamen und -titel; in *Lexikon der Ägyptologie* Bd. III (Hg. Wolfgang Helck / Wolfhard Westendorf). Wiesbaden

- (1984): *Handbuch der ägyptischen Königsnamen*. München

- (1997): *Chronologie des vorhellenistischen Ägypten. Die Zeitbestimmung der ägyptischen Geschichte von der Vorzeit bis 332 v. Chr.* Mainz

Birken, Andreas (2001): Das früheste Datum der Geschichte. Bemerkungen zum ägyptischen Kalender; in *ZS* 13 (2) 315-322

Blumenthal, Elke (1982): *Urkunden der 18. Dynastie*. Berlin/DDR [Nr. 198: Übersetzung der Karnak-Tafel]

Borchardt, Ludwig (1932): *Ein Stammbaum memphitischer Priester* (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Nr. XXV); Berlin

Breasted, James Henry (1916): *Ancient Records of Egypt. I-V*. London · Leipzig

- (1936): *Geschichte Ägyptens*. Zürich (Engl. 1905, New York)

Clayton, Peter A. (1995): *Die Pharaonen. Herrscher und Dynastien im alten Ägypten*. Düsseldorf (Engl. 1994, London)

E/R = Eder, Walter / Renger, Johannes (Hg., 2004): *Herrscherchronologien der antiken Welt* (Der neue Pauly. Supplement I). Darmstadt

Erman, Adolf (1885): *Aegypten und Aegyptisches Leben im Altertum*. Tübingen

Ernst, Otto (1999): Anmerkungen zu Thomas Völker. Mitregentschaft Amenophis III.– IV. (Echnaton); in *ZS* 11 (4) 550-559

Franke, Detlef (1973): Ein Beitrag zur Diskussion über die asiatische Produktionsweise; in *Göttinger Miscellen* (5) 63-72

- (1984): *Personendaten aus dem Mittleren Reich (20. bis 16. Jahrhundert v. Chr.)*. Wiesbaden

- (1988a): Zur Chronologie des Mittleren Reiches (12. Dynastie); in *Orientalia. Nova series* (Rom). 57. 113-138

- (1988b): Zur Chronologie des Mittleren Reiches. Teil II: Die sogenannte „Zweite Zwischenzeit“ Altägyptens; in *Orientalia. Nova series* (Rom). 57. 245-274

- (2003): *Theben und Memphis - Metropolen im Alten Ägypten*:

- archiv.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2003/3384/pdf/Franke_1.pdf
- Gardiner, Sir Alan H. (1994): *Geschichte des alten Ägypten*. Augsburg (Engl. ¹1961, Oxford)
- GRMNG-Bulletin = *Bulletin der Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte e. V.*; Puchheim (1984-1988)
- H/I = Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting (¹1990; Frankfurt/Main)
- Helck, Wolfgang (1956): *Untersuchungen zu Manetho und den ägyptischen Königslisten*. Berlin/DDR
- Herrmann, Joachim (Hg.; 1984): *Lexikon früher Kulturen*. I-II. Leipzig
- Herodot (1955): *Die Historien* (Hg. H.W. Haussig). Stuttgart
- Illig, Heribert (1998): Die Königslisten für das „Neue Reich“; in *ZS* 10 (1) 16-39
- Kees, Hermann (²1958): *Das alte Ägypten. Eine kleine Landeskunde*. Berlin/DDR
- Mann, Michael (1990): *Geschichte der Macht. Erster Band*. Frankfurt · New York
- Meyer, Eduard (2000): *Geschichte des Altertums* (Hg. Hans Erich Stier). Band I. München (¹1909, Stuttgart · Berlin)
- Müller, Ingeborg (1984): Beiträge in *Herrmann I/II*, z. B. über Abydos (I: 13), Herakleopolis (I: 362), Hierakonpolis (I: 369), Lischt (I: 522) und Theben (II: 329)
- Otte, Andreas (2006): Tell el-Fara'in. Ausgrabungen des DAIK im Nildelta; in *ZS* 18 (3) 537-546
- Rohl, David (1995): *Pharaonen und Propheten*. München
- R/W = Reeves, Nicholas / Wilkinson, Richard H. (1997): *Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*. Düsseldorf (engl. ¹1996, London)
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen. Die altägyptischen Könige von der Frühzeit bis zur Römerherrschaft*. Zürich
- semataui (ab 2007) = www.semataui.de [= ständig aktualisierte Internet-Beiträge zu allen altägyptischen Dynastien und Herrschern]
- Sethe, Kurt (Hg., ²1927/30): *Urkunden der 18. Dynastie. Erster Band: Historisch-Biographische Urkunden*. Berlin. (Reprint 1961, Berlin/DDR) IV 607-610 [Hieroglyphischer Text der Königstafel von Karnak]
- Struwe, Wassili Wassiljewitsch (Hg., 1959): *Der Alte Orient. Chrestomathie*. Berlin/DDR (russ. ¹1950, Moskwa/Moskau)
- Truhart, Peter (²2000): *Regenten der Nationen. Teil I: Altertum weltweit*. München
- Velikovsky, Immanuel (1983a): *Die Seevölker*; Frankfurt/M. · Berlin (¹1977 Garden City/N.Y.)
- (1983b): *Ramses II. und seine Zeit*. Frankfurt/M. · Berlin (engl. ¹1978, Garden City/N.Y.)
- Vercoutter, Jean (1965): *Die Altorientalischen Reiche. I. Vom Paläolithikum bis zur Mitte des 2. Jahrtausends (Fischer Weltgeschichte II)*. Frankfurt/Main: Kap. 6-11 (Ägypten), 210-374
- VFG = *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart. Interdisziplinäres Bulletin*. Gräfelting (Vorgänger der *Zeitensprünge*, 1989-1994)
- Völker, Thomas (1997): Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I); in *ZS* 9 (3) 402-433
- (1999): Mitregentschaft Amenophis III. = Amenophis IV. / Echnaton)? Manetho als Schlüssel zur Chronologie der Amarnazeit. (Grundrisse zur Rekonstruktion der

Antike II); in ZS 11 (2) 175-189

Weiß, Johann Baptist von (¹1928): *Geschichte des Orients (Weltgeschichte Band I)*.
Posthum von Ferdinand Vockemhuber bearbeitete Auflage. Graz · Wien (¹1854)

Weissgerber, Klaus (1996): *Aegyptiaca I*. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Ge-
schichte; in ZS 8 (3) 248-268

- (1997a): Zur Königstafel von Karnak (Aeg. II); in ZS 9 (1) 50-79

- (1997b): Fremde Herrscher über Ägypten I (Aeg. III); in ZS 9 (2) 205-223

- (2005): Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland (Hellenica II); in ZS
17 (1) 142-171

- (2006a): Zur Bronze- und Eisenzeit. Antwort auf Manfred Zeller (Aeg. VI); in ZS
18 (1) 48-57

- (2006b bis 2007a): Zwischen Echnaton und Kambyses. Zur Geschichte und Chrono-
logie Ägyptens (Aeg. VII, /1-3); Aeg VII/1 = ZS 18 (3) 540-589; Aeg. VII/2 =
ZS 19 (1) 51-76; Aeg. VII/3 = ZS 19 (2) 279-299

- (2007b): Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens 25. Dynastie (Aeg. IX); in ZS 19 (3)
566-591

- (2007c): Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“ der Perserzeit. (Aeg. X); in
ZS 19 (3) 592-599

- (2008a): Die „libyschen“ Pharaonen (I). Kleinfürsten zwischen der 18. und 19.
Dynastie (Aeg. XI); in ZS 20 (1) 66-95

- (2008b): Die „libyschen“ Pharaonen (II). Von der 23. zur 26. Dynastie (Aeg. XII);
in ZS 20 (1) 96-103

- (2008c): Die Hohen Priester des Amun. Ihre wirkliche Chronologie (Aeg. XIII); in
ZS 20 (2) 288-314

- (2008d): Zu Ihren Ehren, Herr Professor! in ZS 20 (3) 646 f.

Wikipedia-Beiträge zu Pharaonen, ägyptischen Städten und Begriffen

Zauzich, Karl-Theodor (1981): *Hieroglyphen ohne Geheimnis* (Kulturgeschichte der
antiken Welt, Band 6). Mainz

Zibelius-Chen, Karola (2006): Ägypten; in *Die Zeit. Welt- und Kulturgeschichte*.
Band I, 261-512

ZS = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*. Gräfelfing (seit 1995)

Stab – Faden – Lehm

Die Entstehung antiker Ornamente

Werner Benecken

Eine deutliche Kindheitserinnerung habe ich daran, wie ein Großvater – die Väter waren zumeist auf dem Feld, das man damals das der Ehre nannte – mit Hilfe eines Taschenmesser aus einem frischen Holzstab ein Musikinstrument bauen konnte. Er griff das aufgeklappte Messer vorsichtig an der Schneide und beklopfte mit dem Schaft ein circa 15 cm langes Stück von Weiden- oder Haselnussholz vorsichtig ringsum, bis sich die Rinde vom Kern löste. Das Ganze bearbeitete er dann so, wie in der Skizze (Abb. 1) dargestellt. Durch Bewegen des Holzkernes ließ sich die Höhe des Flötentons verändern. Die den Akteur umgebende Kinderschar war voller Respekt und Bewunderung, auch wenn kaum einer dem Instrument eine Melodie entlocken konnte. Den Kuckucksruf brachten jedoch alle zu Stande.

Wenn wir uns in eine Zeit zurück versetzen, in der der Mensch noch keine aus Stein verfertigten Werkzeuge besaß, und erst recht kein Taschenmesser, ist anzunehmen, dass auch damals schon stabförmige Gebilde pflanzlichen Ursprungs ein großes Interesse fanden. In Abb. 4 und 5 sind ein Penta- und ein Hexagramm abgebildet, von denen ich nur das eine mit Hilfe eines Schneidwerkzeugs hergestellt habe. Die Anfertigung des anderen wäre auch in einer vorsteinzeitlichen Gesellschaft möglich gewesen. Da die Herstellung nach dem Prinzip des abwechselnden Über- und Unterkreuzens der einzelnen Elemente geschieht, können wir annehmen, dass hier schon der Grundgedanke der Herstellung von Flächen und Körpern aus im wesentlichen eindimensionalen Gebilden – kurz: des Flechtens – formuliert ist. So wie der mit einfachen Mitteln ein Musikinstrument herstellende Großvater zur Respektperson wurde, ist anzunehmen, dass in grauer Vorzeit den Herstellern der geometrisch regelmäßigen Figuren aus Holzstäben ähnliches begegnet ist, und dass hieraus hierarchische Strukturen entstanden, die unabhängig von familiären und sippenmäßigen Gegebenheiten waren. Die magisch-religiöse Bedeutung der abgebildeten Figuren wird ihnen erst im Laufe der Zeiten zugewachsen sein, wobei sie Gauklern, Magiern und Priestern als Werkzeuge dienten.

Dass die in undenkbar früher Zeit entstandenen geometrischen Figuren bis in unsere Tage von vielen Leuten für wirkmächtig gehalten werden, zeigt die machtpolitische Bedeutung, die unabhängig vom Wahrheitsgehalt einer Vereinheitlichung allgemeiner Überzeugungen zukommt. So ist es diese nachweisbare Wirkung, die den materiellen Ursprung gegenüber einer angenommenen Übernatürlichkeit zuweilen in den Hintergrund treten lässt. Diesem

Aspekt werden wir auch bei der Betrachtung antiker griechischer Säulen wieder begegnen.

Wie leicht jedoch das Wissen um den Ursprung von Drudenfuß und Davidstern verloren geht, zeigt sich in heutigen Darstellungen, wo zwar das wechselseitige Über- und Unterschneiden der Stäbe gezeigt wird, aber das aus konstruktiven Gründen notwendige Überragen an den Enden fehlt (Abb. 2, 3).

Illig/Anwander [2002] befassen sich eingehend mit dem Flechtwerk in Bayern als Ornament, wobei deutlich wird, dass dieser Schmuck durch sein bevorzugtes Vorkommen an den Chorschranken, die der Trennung von Priestern und Laien dienen, ähnlich wie die oben beschriebenen Dinge eine dem hierarchischen Aufbau der Gesellschaft dienliche Funktion hat [ebd. 227 ff.]. Bezogen auf Knotenmuster an Chorschrankenplatten aus Ilmmünster gelingt ihnen ein schönes Aperçu mit der Bemerkung, dass durch das Flechtwerk „nüchterne Experten an ‚Korbböden‘, tiefsinnige an ‚Mandala-Strukturen‘ erinnert“ [ebd. 234] werden.

Hierzu passend zeigt Abb. 6 einen heute handelsüblichen Korbboden und Abb. 7 ein Ornament – nämlich den in Kalkstein geschlagenen Fries vom Vorwerk-Außenportal des neuen Palastes von Knossos, das dort als „Halbrosettenfries“ bezeichnet wird [Marinatos 1959, 40]. Um den meines Erachtens anderen Ursprung dieser Schmuckform deutlich zu machen habe ich ein knappes Viertel des Ornamentes durch Flechtwerk ersetzt. Ich nehme an, dass hier der noch ungebrauchte minoisch-mykenische Schild dargestellt wurde. In *Paulys Realencyclopädie* heißt es:

„Das Material zur Herstellung der großen S[childe] bestand in der Hauptsache aus Leder, das durch eine Holzverspannung die nötige Festigkeit erhielt, so dass die beabsichtigte Form erhalten blieb. Auf die starke Zugwirkung der mittelsten Querspanne ist wahrscheinlich die beiderseitige Einziehung des Mittelteiles zurückzuführen, die in den Wiedergaben als die typische Einkerbung (8-Form) erscheint“ [1921, 256].

Dem Begriff „Holzverspannung“ ist zu widersprechen; weil man hier an Laten oder Bretter denken muss, ist an die Verformung zu einer „8“ mit doch gleichmäßigen Kurven ohne Knicke nicht zu denken. Nur die einigermaßen homogene Struktur eines geflochtenen Gerüsts lässt eine solche Verformung erwarten. Abb. 8 zeigt den Schild zusammen mit anderen Formen. Spuren der Nachbildung von Flechtwerk finden wir auch an dem aus einem Block von Alabaster (kristalliner Gips) herausgearbeiteten Thron in Knossos (Abb. 9). Die gekurvte Begrenzung an der Rücklehne des Sessels entspricht der Umrandung des Schildes, auch wenn die nach innen gerichteten Spitzen ausgerundet sind. Die kreisförmige Verschlingung zwischen den vorderen Beinen erinnert an die gebogenen Stäbe des Ursprungs, ebenso die Vorderansicht der Beine. Die seitliche Ansicht zeigt Holzwerkkonstruktion.

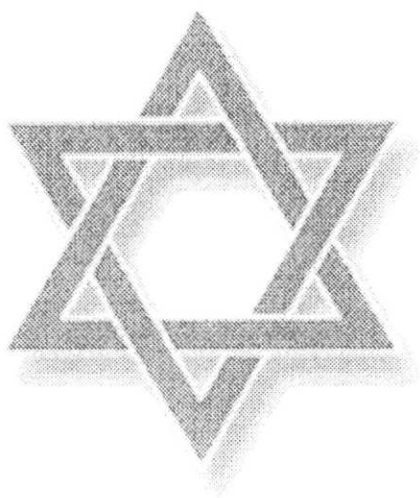


Abb. 1 Selbst gebastelte Flöte [Zeichnung Verfasser]

Abb. 2 Davidsstern [gelb.gif]

Abb. 3 Drudenfuß [pentagramm.png]

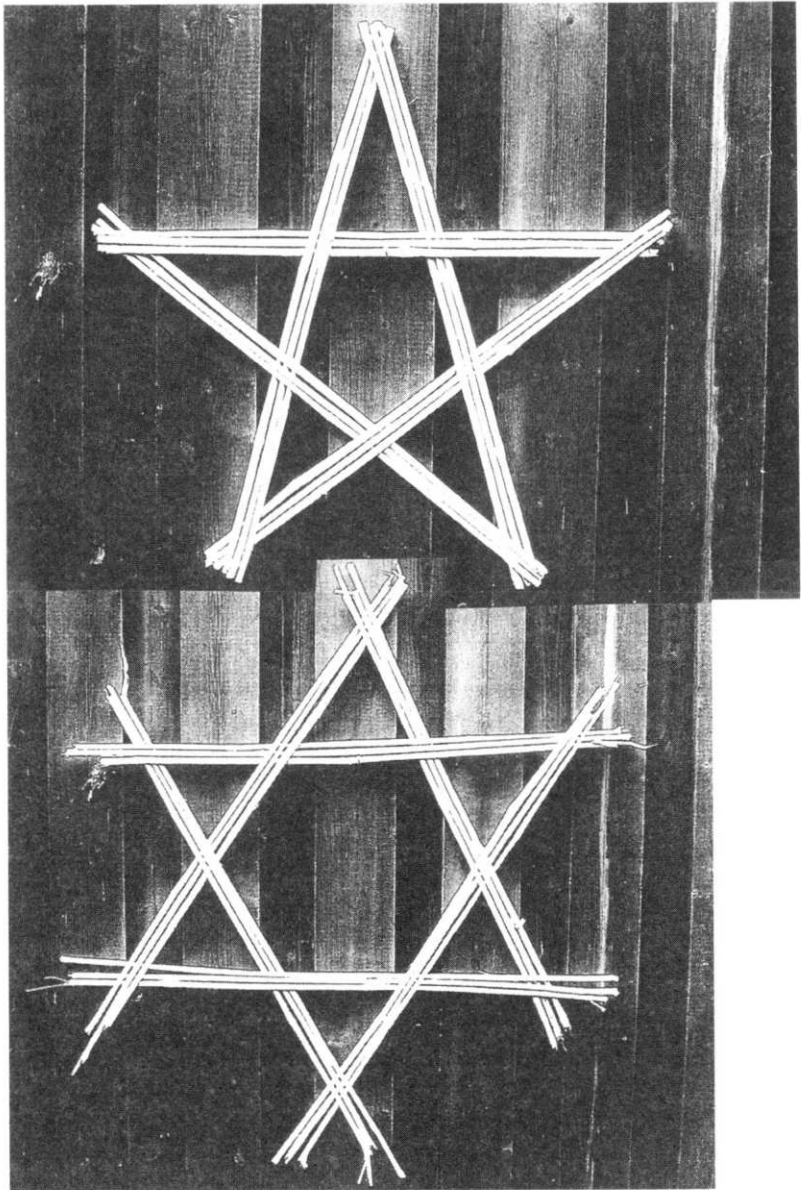


Abb. 4 Pentagramm [Herstellung und Foto Verfasser]

Abb. 5 Hexagramm [Herstellung und Foto Verfasser]

Bei der aus dem Trümmerschutt erfolgten Rekonstruktion der Darstellungen links und rechts vom Thron ist den Akteuren ein Fehler unterlaufen. Der mit x-förmigen Markierungen versehene Schildgurt hätte über die kürzere Achse und nicht längs verlegt werden müssen. Bei all den gezeigten Dingen darf vermutet werden, dass der agierende Künstler kaum noch wusste, dass er etwas Geflochtenes nachahmte, wenn über Generationen hinweg der Symbolwert die Realität überdeckte.

Ähnlich ist das, wenn wir unseren Kindern Namen geben. Da interessiert kaum einen die ursprüngliche Bedeutung. Würde in unserer den Frieden so hochschätzenden Zeit sonst jemand den Namen Alexander auswählen? Abgesehen von dem eingangs beschriebenen, mit einfachen Mitteln hergestellten Musikinstrument kommt den anderen vordergründig nur das zweckfreie Schönsein zu.

Zu den magischen Figuren, die ich für den Ursprung der Flechtwerke halte, mag einem „tiefsinnigen“ Kritiker einfallen, dass hier nicht der sich aus dem Material ergebende Herstellungsprozess das Wesentliche ist, sondern Mystik oder Symbolik der Zahlen 5 und 6, zumal auch der unvoreingenommene Betrachter, der nur einer Redensart folgend die 3 für das gute Ende aller Dinge hält, den Davidstern für kaum zu übertreffend harmonisch halten muss, besteht er doch aus zwei gleichseitigen Dreiecken, bei denen der Abstand der Spitzen dem Radius des umschriebenen Kreises gleicht. (Sein Empfinden darf allerdings nicht durch unsere jüngere Geschichte belastet sein.) Dem gegenüber erscheint der Drudenfuß sperrig; seine Konstruktion mit Zirkel und Richtscheit ist schwierig. Mephisto musste Ratten zu Hilfe rufen, die durch Abnagen einer Spitze der Figur die bannende Wirkung brachen, um ihrem Herrn, dem Teufel, den Ausgang aus Fausts Studierstube zu verschaffen [Goethe, *Faust I*, 1. Akt, 3. Szene]. Dass manche Staaten den fünfzackigen Stern als Hoheitszeichen führen, wird der gleichen aggressiven Denkweise entspringen, die lieber Adler und Löwe als Kuh und Lamm ins Wappen nimmt. Die Ähnlichkeit von Korbboden und edlem Fries von Knossos mag der Neigung der Historiker, den von ihnen untersuchten Dingen zusammen mit möglichst hohem Alter auch viel Erhabenheit zuzusprechen, nicht entgegenkommen. Da sieht man doch lieber etwas von einer Rose Abgeleitetes als einen banalen Gebrauchsgegenstand.

Bei den im Folgenden zu untersuchenden Säulen, von denen Günter Irmischer [1984, 27] feststellt, dass „ihnen seit alters her [...] unter den Ornamenten der höchste Rang beigemessen“ wird, sind naturgegebene Gesetzmäßigkeiten zu beachten. Diese ergeben sich aus der Funktion des Gegenstandes im Bauverband und den Notwendigkeiten, die sich aus den Eigenschaften der verwendeten Materialien herleiten. So mag man feststellen, dass bei dem einen oder anderen von mir angeführten Argument Fantasie eine Rolle spielt. In der

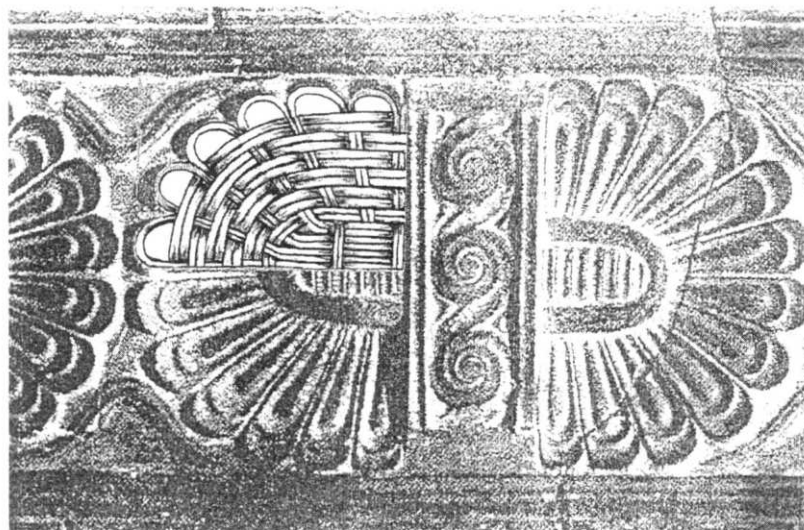
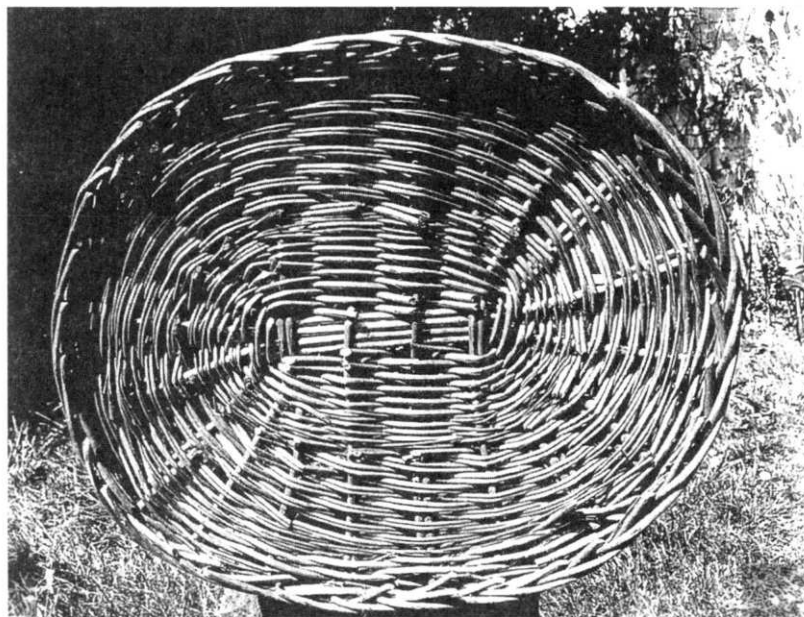


Abb. 6 Handelsüblicher Korbboden [Foto Verfasser]

Abb. 7 Fries aus Knossos mit Eintragung des Verfassers

Summe sind die einzelnen Indizien jedoch logisch so zu einer Kette verbunden, dass m.E. kein Zweifel bestehen kann.

Die Betrachtung beschränkt sich auf die dorische, die minoisch-mykenische und die ionische Form der griechischen Säulen, da dies die ursprünglich entstandenen sind. Andere sind hiervon leicht ableitbar und mögen erst in späterer Zeit und nicht mehr im Ausgangsmaterial entstanden sein. Bei den ägyptischen mag Ludwig Borchardt recht haben, der ein Verbergen der tragenden Funktion durch Pflanzenornamente annimmt [1897, *passim*]. Eine Beziehung zu griechischen Säulen könnte man allenfalls in der Bezeichnung „Erdhügel“ für ein Fundament, das aber im Ursprung dann keines wäre, entdecken, weil man zwei Säulenurformen mit ihrem unteren Ende eingegraben hat. Bei der dorischen z.B. hätte man dann den Aushub um den Fuß herum angehäuelt; man hat ihn aber eingeebnet, so dass sie immer direkt auf dem Stylobat steht. Diesen Bezug zwischen griechischen und ägyptischen Säulen habe ich aber nicht näher untersucht. Abb. 10 und 11 zeigen die aus einem Standardwerk übernommenen dorischen und ionischen Säulenordnungen. Burkhardt Wesenberg verdanke ich den Hinweis, dass es sich bei dem als „archaisch“ bezeichneten ionischen, meist äolisch genanntem Kapitell um kein Architekturteil, sondern um das einer Votivsäule handelt und, dass „Spiralen und Augen der Voluten in Malerei angegeben“ sind [Kissas 2000, 182 f.].

Die Vorläufer der Säulenformen, die wir als klassisch-griechisch bezeichnen, sind – wie ich annehme – in einer der ältesten Hochkulturen, im schiffreichen Mesopotamien entstanden, auch wenn die in Abb. 12 dargestellten Gebäude, die heutiges Bauen mit dem dort reichlich vorhandenen natürlichen Material zeigen, es nicht nahe legen.

Neben dem Hauptthema – dem Machtstreben der Einzelnen und der Widerspenstigkeit der Vielen – tritt in der Geschichtsschreibung die Geografie gern in den Hintergrund, obwohl wir in der Lösung des Verkehrsproblems die Voraussetzung für das Entstehen von Machtzentren sehen können. So waren es die großen, langsam fließenden Flüsse, die als erste den Transport von Materialien und damit die Entstehung einer arbeitsteiligen Hochkultur begünstigten, bevor mit dem Bau seetüchtiger Schiffe die Anrainer des Mittelmeeres eine führende Rolle erhielten. Diese fiel dann – mit dem Befahren der Weltmeere und dem Fortschreiten der Technik – an die küstenreichen Länder Europas. Dass heute große, durch Meere wenig gegliederte Landmassen in der Politik die erste Geige spielen, ist ohne die zuvor erfolgte Erfindung von Eisenbahn, Automobil und Flugzeug nicht denkbar. Den Kontrapunkt zu diesem *cantus firmus* finden wir in der für Reitervölker bevorzugt wegsamen Steppe. Im Rückblick macht dies verständlich, dass die Griechen Formen übernommen und nach unserem Geschmack perfektioniert haben, die an den Ufern von Euphrat und Tigris entstanden sind.

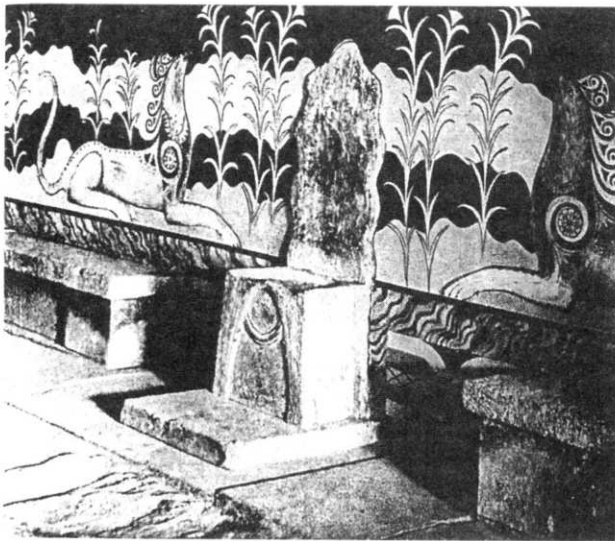


Abb. 8 Schildformen auf Dolchklänge [Marinatos, XXXVI]

Abb. 9 Thronsaal Knossos [Marinatos, 33]

Das notorisch baumarme Zweistromland war immer auf Importe oder Raub angewiesen. Im *Gilgamesch*-Epos wird beschrieben, wie der Held mit seinem Diener und Gefährten Enkidu das Waldgebiet erreicht:

„Sie standen still und blickten auf den Wald, sie schauten auf der Zedernbäume Höhe, Betrachteten den Eingang in den Hain: Chuwawas Spur war da, von ihm getreten, Gerade Pfade, guten Durchgang bietend“ [Assyrische Version].

In einer Fußnote hierzu beschreibt der Übersetzer den politisch-wirtschaftlichen Hintergrund:

„Es wird wohl zu Recht vermutet, dass im Chuwawa-Abenteuer ein mythischer Widerhall der frühen – und gewiss nicht selten mit Mord und Totschlag verbundenen Zedernholzexpeditionen nach den syrischen Gebirgen, Libanon, Hermon (Antilibanon) und Amanus erhalten ist. Diese Unternehmungen sind urkundlich und archäologisch (durch Funde karbonisierter Zedernholzbalken) für das Zweistromland seit der Mitte des -3. Jtsd. bestätigt, fanden aber sicher noch weit früher statt: Schon die monumental Tempelbauten der altsumerischen Zeit (um -3000) bedurften zum Decken der Dächer langer Balken, die es nirgends im Lande gab, und für die die hochragende Zedernstämme bestens geeignet und ob ihres Duftes überdies besonders begehrt waren. Die Bewunderung des Zweistromlandes für diese Bäume (deren schönste gewiss den Bergbewohnern selbst heilig waren) ist in unseren Versen deutlich spürbar und dichterisch verklärt“ [Schmökel 1966, 52].

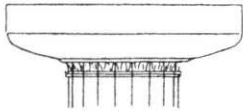
Man wird das knappe Baumaterial in erster Linie für das Überdecken großer Spannweiten genutzt haben. Da, wo bei besonders anspruchsvollen und großen Räumen die von Wand zu Wand spannde Decke ein oder mehrere Zwischenaufleger benötigte, wird man der aus einem Ersatzstoff gebildeten Säule eine von Zedernstamm möglichst wenig abweichende Gestalt gegeben haben. Um die Sache anschaulich zu machen, habe ich die meiner Vorstellung entsprechenden beiden Grundtypen in verkleinertem Maßstab aus Röhricht hergestellt. Abb. 13 zeigt die der dorischen Säule zu Grunde liegende Primärstruktur und Abb. 14 die der ionischen. Bei den ersteren hat man das Stabbündel einfach in den Boden versenkt. So reicht zur Herstellung der Stabilität eine obere Umschnürung, der man später die wenig treffende Bezeichnung Echinus (Wulst) gegeben hat. Bei der ionischen hat man auf das Eingraben verzichtet. Die Erklärung erfolgt unten im Zusammenhang mit der Deutung der unterschiedlichen Kanneluren.

Wir stehen nun vor der erstaunlichen Situation, dass ein aus dem Mangel heraus entstandenes Surrogat eine beispiellose Entwicklung als Ornament nimmt. Nun ist die Erkenntnis nicht neu, dass Formen, die nur in Stein auf uns gekommen sind, ursprünglich in vergänglichem Material und in alten

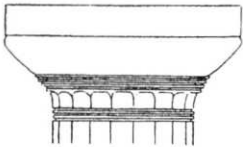
Abb. 10 Dorische Säulenordnung [Koch, 16]
 Abb. 11 Ionische Säulenordnung [Koch, 17]

Zeitensprünge 2/2009 S. 321

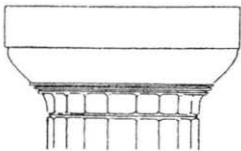
Dorisch



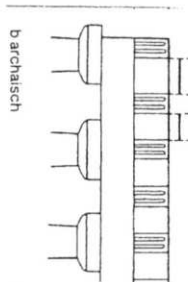
archaisch
 Korinth, um 540 v. Chr.



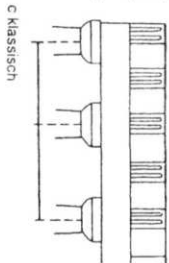
frühklassisch
 Ägina, 480 v. Chr.



klassisch
 Athen, um 430 v. Chr.



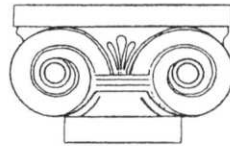
b archaisch



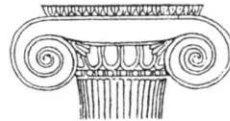
c klassisch

Dorischer Eckkonflikt

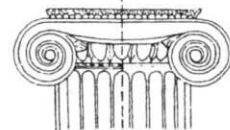
Ionisch



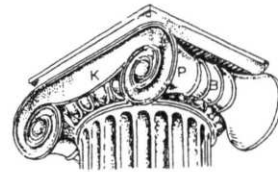
archaisch
 altattisch, 6. Jh. v. Chr.



archaisch
 Ephesos, Artemis-Tempel
 um 550 v. Chr. beg.



klassisch. Li: kleinasiat., Priene,
 Athena-Tempel, 350–330 v. Chr.
 Re: attisch: ohne Astragal,
 Palmetten kürzer

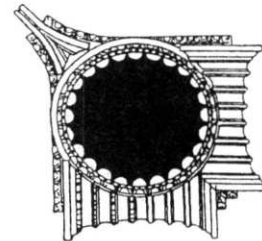
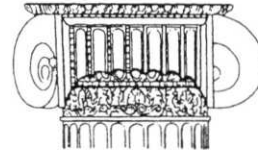


Ionisches Kapitell

P Pulvinum (Polster), B Balteus (Gürtel),
 K Kanalis (Volutenverbindung)

Ionisches Eckkapitell

Das ionische Kapitell ist auf Frontalan-
 sicht berechnet. An Temeplecken werden
 deshalb die notwendigen 2 Eckvoluten
 geschweift und zusammengezogen.



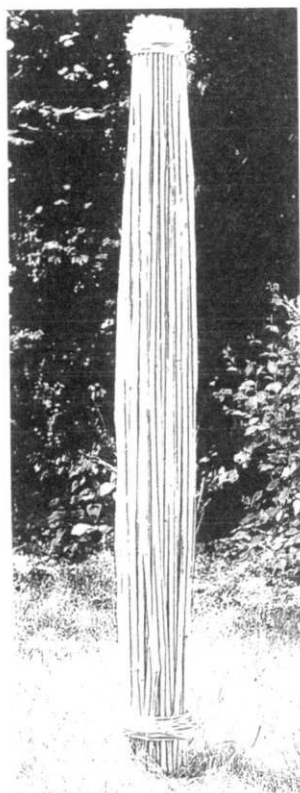
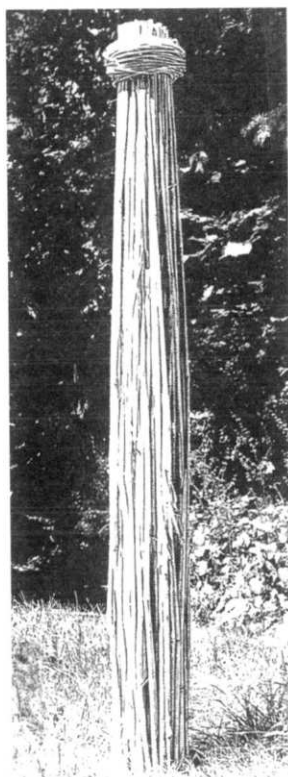
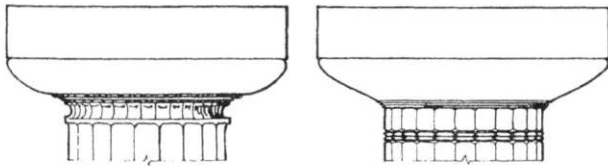


Abb. 12 Rezente Hütten: Scheich-Srefe bei Ur, Rohrhütten in Afedsch und Koldeweys Lagerhütten bei Surghul [Andrae 1930, 60]

Abb. 13 Primärstruktur der dorischen Säule in der Urform

Abb. 14 Primärstruktur der ionischen Säule in der Urform [beide Male Herstellung und Foto Verfasser].



a Basilika, um 530 v. Chr. b Tempel des Poseidon, um 460 v. Chr.

Dorische Kapitelle aus Paestum

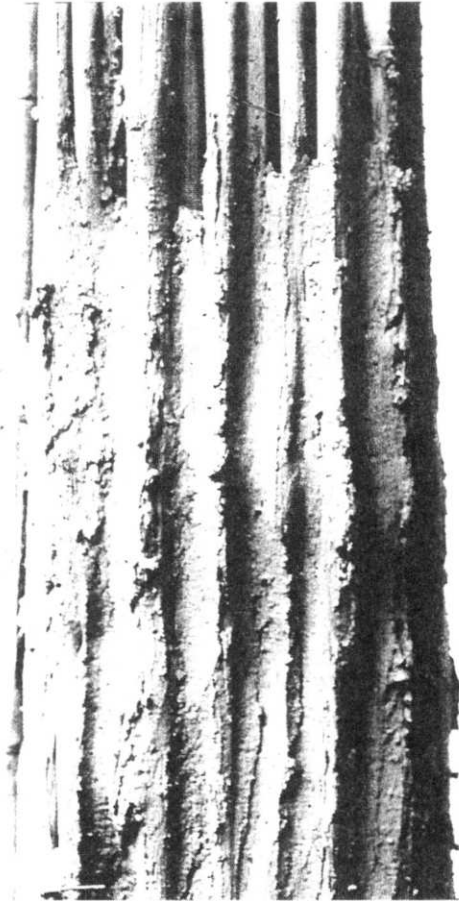


Abb. 15 Die griechisch-dorische Ordnung [Chitham, 23; Ausschnitt]

Abb. 16 Entstehung der Kanneluren bei der Urform der dorischen Säule [Herstellung und Foto Verfasser].

Techniken entstanden sind. So schreibt Benny Peiser [1993, 182] unter Bezug auf Sempers Schrift *Der Stil* von 1860:

„Als erster hatte Gottfried Semper die linearen Ornamente der antiken Kunst unter dem Begriff des geometrischen Stils kategorisiert und sie auf die textilen Techniken der Flechtereie und Weberei zurückgeführt. [...] Entscheidend für die Verbreitung dieser Theorie wurden vor allem die Studien von Conze, der Sempers Ansatz 10 Jahre später auf alle Vasen des sogenannten geometrischen Stils anwandte.“

Nach einem Analogon suchend lässt sich vielleicht feststellen, dass die in der jüngeren Vergangenheit besonders wohlhabenden Völker nicht auffallend erfindungsreich bei der Zubereitung von Speisen sind.

Die in den Abbildungen erkennbare Entasis entsteht durch den nicht absolut geradlinigen Wuchs des natürlichen Materials, das nur an den Enden zusammengepresst in der Mitte mehr Raum beansprucht. Hier finden wir bei einigen Autoren wieder den „Tiefsinn“ (s.o.) in dem sie dem hoch entwickelten Formgefühl der Griechen unterstellen, sie wollten mit der Schwellung bei den später in Stein gemeißelten Säulen ein „Atmen“ oder die Anspannung unter der Last darstellen. Auch hier ist – wie immer wieder bei allen möglichen Einzelheiten – festzustellen, dass mit größerem zeitlichen Abstand sich die Charakteristika abschwächen oder verändern: je jünger der Säulenschaft, um so geringer ist die Schwellung.

Viel ist über den Ursprung der Kannelierung spekuliert worden. Wurz [1913, 32 f.] gibt eine Übersicht: Für Vitruv ist es die Nachbildung eines gefälteten Gewandes. Champollion sieht sie aus der Abkantung der Ecken vier-eckiger Pfeiler entstanden, und Perrot vermutet in ihnen die Bearbeitungsspuren eines Hohlmeißels; Bötticher sieht in ihnen die Nachbildung vom Stängel der Herkulesstaude. Muchau nennt dreierlei Gründe für die Entstehung der Kannelierung: Erstens sollte die Säule als Speerhalter dienen. Gemeint ist wohl, dass die mit der Spitze gegen die Säule gelehnte Waffe durch die senkrechten Rillen auch dann am Umfallen gehindert wird, wenn jemand sie anrempelt. Zweitens soll man den borstigen Palmstamm mit Schilfrohrstäben umgeben und dann verputzt haben. Nach Abfallen der Beschichtung habe man sich an den nicht unschönen Anblick der geriffelten Säule gewöhnt. (Wurz moniert, dass Muchau nicht den Unterschied zwischen „Hohlstreifen und Streifen, deren Rundungen nach außen vortreten“ beachtet habe). Drittens nennt Muchau als Vorbild die das Doppelbeil umgebenden Ruten als Symbol der Herrschermacht. Als letztes der von ihm vorgefundenen Argumente erwähnt Wurz, dass bei trübem Wetter die kannelierte Säule optisch prägnanter in Erscheinung trete als die glatte.

Erwin Wurz lehnt alle vorstehenden Erklärungen ab und schließt sich der Meinung Borchards an, die dieser 1897 in seinem Werk über die ägyptische Pflanzensäule geäußert hatte,

„dass die Kannelierung aus dem künstlerischen Instinkt, aus demselben feinen Empfinden hervorgegangen sei, das unseren ästhetischen Genuss bei Betrachtung einer kannelierten Säule psychologisch bedingt“ [ebd. 33].

Burkhardt Wesenberg sieht in seiner *Theorie der Entasis* [1999] einen Zusammenhang mit den Kanneluren. Die Schwellung löst nach seiner Meinung ein optisches Problem, das in den Randzonen der Säulen in den benachbarten Graten (dorisch) oder Stegen (ionisch) auftritt. Er gewinnt sein Hauptargument, indem er in einem antiken Text einen sonst mit „geschwächt“ übersetzten Begriff als „gebrochen“ sieht [ebd. 486]. Hierzu räumt er ein, dass „die literarische überlieferte Theorie der Entasis „nicht mit Sicherheit über das 1. Jh. v. Chr. hinauf datiert werden kann.“ [ebd. 491] Da jedoch die Entasis keine künstlerische Erfindung, sondern eine aus dem Ursprungsmaterial sich zwangsläufig ergebende Form ist, kann man in der von Wesenberg herangezogenen antiken Literatur nur eine Aufforderung sehen, die im Laufe der Zeiten immer stärkere Reduzierung der Entasis nicht weiter fortzusetzen.

Da man bestrebt war, dem aus billigstem Material hergestellten Stabbündel ein dem Zedernstamm angenähertes kostbares Aussehen zu geben, hat man dieses mit dem reichlich vorhandenem Material – Mörtel, wohl überwiegend aus Lehm – verkleidet und zunächst eine möglichst glatte Oberfläche angestrebt. In einem Versuch habe ich dies nachvollzogen. Eine glatte Oberfläche herzustellen, die einigermaßen den Ansprüchen an Regelmäßigkeit genügt, ist äußerst schwierig und zeitraubend, zumal das Bündel aus Stäben in seiner Geometrie auch nicht perfekt ist. Wenn man jedoch den Mörtel nicht mit der Handfläche oder einem flächigen Gerät bearbeitet, sondern nur die Finger von den Fugen zwischen den Stäben geleitet durch das Material gleiten lässt, entsteht mühelos eine einigermaßen ansehnliche Struktur, weil das Spiel von Licht und Schatten Unregelmäßigkeiten überdeckt. Abb. 16 ist das Ergebnis von wenigen Sekunden Arbeit: Ich habe den Mörtel angeworfen und einmal mit den Fingern glatt gestrichen. Ästhetischen Ansprüchen wird das Verfahren eher genügen, wenn es sich um eine große Fläche handelt. Das gezeigte Beispiel ist im Original nur 10 cm breit. Natürlich hält dies keinen Vergleich mit den späteren Luxusausführungen in edlem Marmor aus. Auch wird manch einen Zeitgenossen gestört haben, dass doch wieder die Struktur des billigen durchscheint. Aber es hat sich durchgesetzt, auch wenn, wie ich weiter unten zeigen werde, andere Verfahren zur Anwendung kamen.

Die später so überwiegende Technik der Kannelierung war möglicherweise auch ein Verfahren zur Arbeitserleichterung. Dies ließe sich nachweisen, wenn man Grate oder Stege einer altgriechischen Säule als Richtscheite

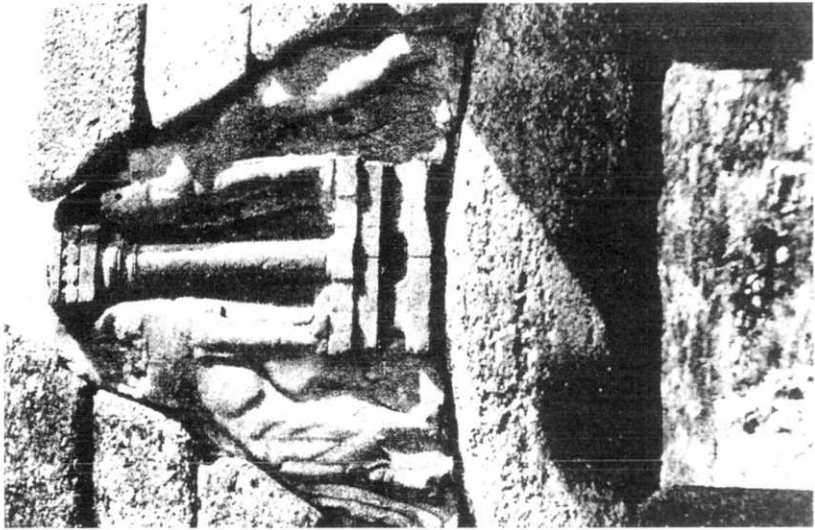
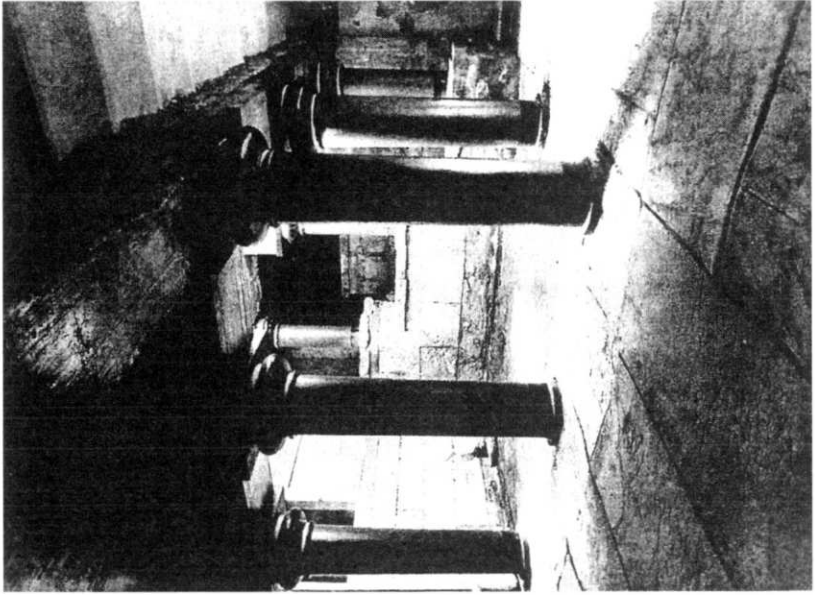


Abb. 17 Löwentor der Burg von Mykene [Marinatos, 141]

Abb. 18 Palast von Knossos, Ostflügel, Rekonstruktion [Marinatos, 35]

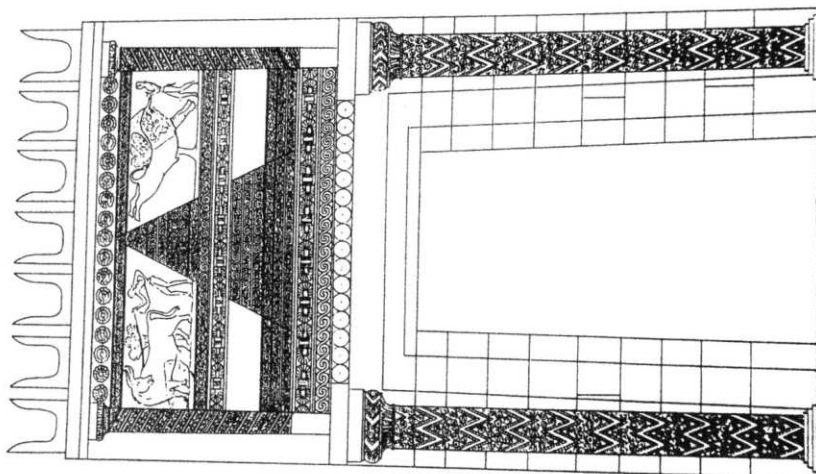
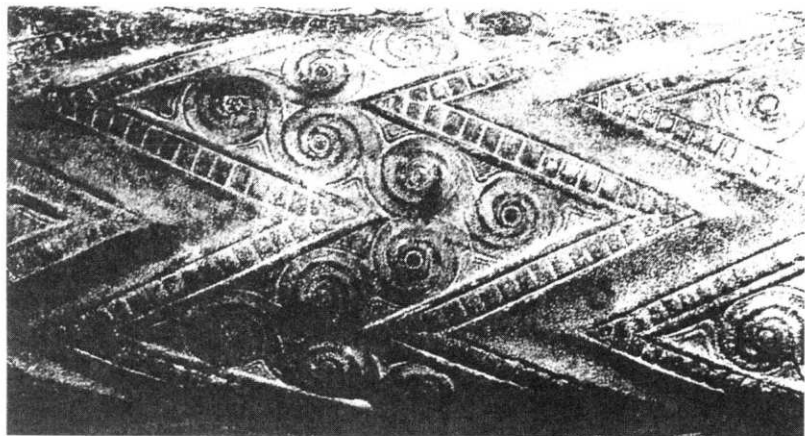


Abb. 19 Sog. Schatzhaus des Atreus, Portalrekonstruktion [Gruben 1986, 22]
Abb. 20 ebd., Teil der flankierenden Halbsäulen am Tor [Marinatos, 149]



Abb. 21 Die Fertigstellung minoisch-mykenischer Säulen [Zeichnung Verfasser]

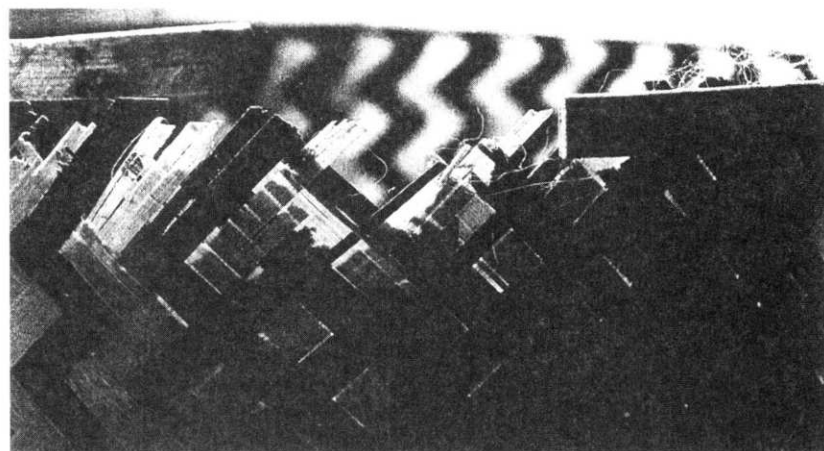
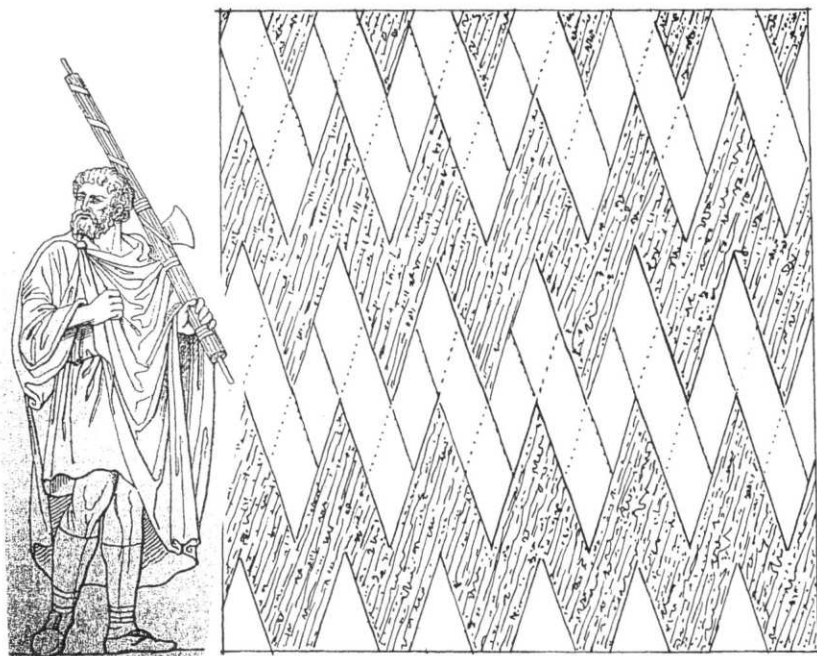


Abb. 22 Zickzack-Webmuster [Zeichnung Verfasser]

Abb. 23 Römischer „Liktör mit dem Fascis“ [Meyers 1888, 10: 788]

Abb. 24 Rand eines Papierkorbes [Foto Verfasser]

nutzend die Hohlräume so weit mit plastischer Masse füllte, bis ein runder Schaftquerschnitt entsteht. Dann würden – so vermute ich – wenig schöne Unregelmäßigkeiten in Erscheinung treten.

Meine Annahme, dass die Kanneluren durch Auftragen von Mörtel entstanden sind, wird durch die Gegenüberstellung zweier dorischer Kapitelle aus Paestum bestätigt (Abb. 15). Innerhalb von 130 Jahren ist die Erinnerung daran verschwunden, dass hier, um einen sauberen Abschluss zu haben, der Mörtel mit einer Kelle abgeschnitten wurde und eine Hohlkehle entstand. (Bei meinem in der Abbildung dargestellten Versuch habe ich, um das Einbetten des Mörtels in die Stäbung zu zeigen, die Beschichtung auf Null auslaufen lassen). Bei beiden Versionen zeigen die ringförmigen Einkerbungen (Anuli) am unteren Rand des Echinus, dass auch der Wulst einmal eine verschönernde Beschichtung hatte, der man hier ihre Grenze gegeben hat. Somit finden auch die bislang so rätselhaften Anuli eine rationale Erklärung. Abb. 10 illustriert den dorischen Eckkonflikt und zeigt, dass in alten Zeiten noch eine Ahnung davon vorhanden war, dass die ringförmige Umschnürung des Stabbündels keine senkrechten Lasten aufnehmen konnte. Archaisch endete der Architrav auf dem tragenden Kern. Erst in der klassischen Zeit geht er darüber hinaus. Damit dürfte auch die Theorie, dass der Echinus als Auflagervergrößerung gedacht sei, überholt sein.

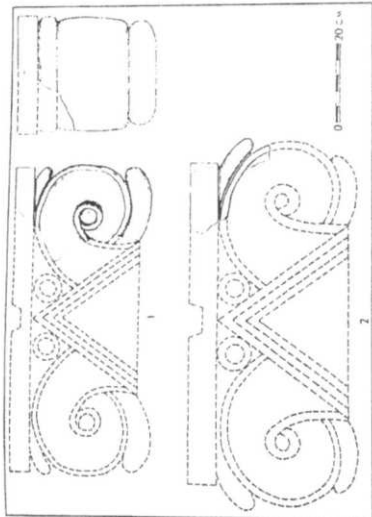
Die minoisch-mykenische geht der dorischen Säule nach herrschender Lehre zeitlich voraus (Abb. 17-19). Sie ist aber hinsichtlich des zu entschlüsselnden Dekors von höherer Komplexität. Der allgemeinen Auffassung folgend geht Wesenberg davon aus, dass der *Säulenschaft* auf der Basis steht und unter dem Kapitell endet. Dies entspricht zwar der Herstellung in Stein und war wohl auch im Holz so. Aber diese Sicht wird nicht der Logik gerecht, die der Entstehung aus einem Bündel von Stäben zukommt. So ist die Einteilung des minoisch-mykenischen Normalkapitells in „Halsring, Kehle, Wulst, Zwischenstück und Abakus“ [Wesenberg 1971, 7] im Blick auf die Funktionen der Teile im Gesamtverband nicht richtig. Sinn gibt die Gliederung in Primär- und Sekundärstruktur.

Primär ist das Konstruktiv-Statistische, bestehend aus dem *Schaft*, der wie bei der dorischen Säule aus dem Boden kommt und bis unter den Abakus reicht, und dem *Wulst*, besser Umschnürung. (Bei der ionischen Säule – um das vorweg zu nehmen – ist es noch ein zusammenhaltender Ring unten, weil diese in der Urform auf dem Boden aufgesetzt wurde). Im *Wulst* sind Wesenbergs *Kehle* und *Zwischenstück* schon enthalten. Die Ausrundungen oberhalb und unterhalb des Wulstes in der steinernen Form sind Erfindungen der Steinmetze, weil diese sich leichter mit dem Meißel herstellen lassen als nach innen gerichtete scharfe Ecken. Der *Halsring* und ein entsprechendes Gegen-

stück zur Fixierung der Umkleidung unten (s.u.), das auch im herkömmlichen Sinn keine Basis ist, gehören als Teil der Ausschmückung oder als Tarnung der Geringwertigkeit des Grundmaterials zur Sekundärstruktur. Die Unterteilung in zwei Bereiche ist wesentlich, weil ohne sie – wie sich im Folgenden zeigen wird – die ionische Säule ein Rätsel bleibt. Wesenbergs Kapitelleinteilung erklärt sich aus der Zwangslage des Themas „Kapitelle und Basen“. Ohne die ganze Säule in den Blick zu nehmen, lassen sich die einzelnen Teile nicht erklären.

In Abb. 21 habe ich den Prozess der Umkleidung einer minoisch-mykenischen Säule unter Verwendung antiker Personendarstellungen gezeichnet. Säulen in dieser Form sind bisher nicht gefunden worden. Aber es ist denkbar, dass es sie gab. Das hier teils vollendet und teils im Entstehen begriffene Webmuster ist das, was dem reliefförmigen Dekor der unteren Halbsäulen des Atreus-Tholos (Abb. 20) zu Grunde lag. Die Darstellung von Röhrichtbündeln an Stelle von Holzbalken folgt dem Hinweis, den die Bezeichnung *Faszien* für die gestaffelte Lage von Balken am ionischen Tempel gibt, und was an *Faszies* denken lässt. Ein solches Liktorenbündel zeigt Abb. 23. Dass die Tragfähigkeit eines solchen Bündels erheblich größer ist als die der Summe aller einzelnen Stäbe, sei am folgendes Beispiel erläutert: Zwei locker aufeinander gelegte Balken sind doppelt so hoch belastbar wie ein einzelner gleichen Querschnitts. Wenn man sie aber fest miteinander verbindet, können sie die vierfache Last tragen. Deshalb sind die das Bündel zusammenpressenden Umschnürungen von großer Bedeutung, die das Ganze weitgehend wie einen Balken wirken lassen. In einem Feld zwischen zwei Auflagern wird die untere Zone auf Zug und die oben liegende auf Druck beansprucht. Hierbei ist für die Druckzone das von dem Mathematiker Euler (1707–1783) beschriebene Knickverhalten von Stäben unter Druckbelastung als zusätzliche Komplikation zu beachten. Dass die Säulenschäfte keine zusätzlichen – die Tragkraft erhöhenden – Umschnürungen zwischen Kapitell und Basis haben, zeigt, dass man die Ähnlichkeit mit dem Zedernstamm nicht stören wollte. Als zusätzliches Motiv möchte ich nicht vollkommen ausschließen, dass man die federnde Wirkung des eingeschnürten Schaftes aufgrund der Entasis als Schutz gegen Zerstörungen durch Erdbeben kannte. In Japan ordnet man seit einigen Jahren beim Neubau von Hochhäusern Gummipolster oder massive Stahlfedern zwischen Fundament und aufgehenden Stützen an, um Erdstößen einen Teil ihrer Wucht zu nehmen.

Das wesentliche an der Zeichnung ist jedoch nicht die Art der Balkenlage – die man bezweifeln mag –, sondern die Entstehung des Zickzackmusters. Um den technischen Vorgang der Entstehung dieses Dekors in der Urform zu erläutern, zeigt Abb. 22 eine Abwicklung des Webmusters, das dem als Vollsäule angenommenen Vorbild entspricht.



126 Kapitell aus Medeibi

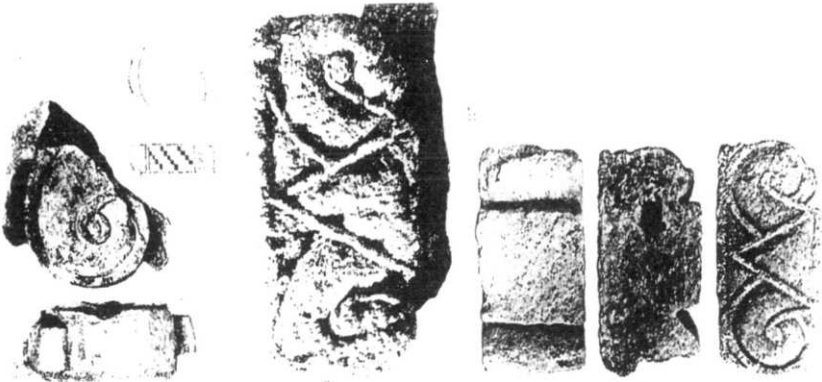


Abb. 25 Volutenkapitelle aus Megiddo [Wesenberg 1971,115-117]
 Abb. 26 Kapitelle aus Ramat Rahel und Medeibi [Wesenberg 1971,124-126]

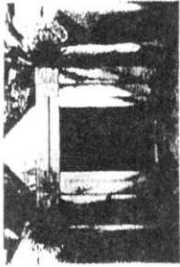
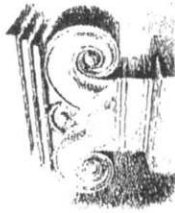


Abb. 27 Volutenkapitelle aus Hazor [Wesenberg 1971,127-128]

Abb. 28 Kapitelle aus Samaria, Tamassos, Salamis, Alt-Paphos, Golgoi und Trapeza [Wesenberg 1971,129-136]

Die Parallelogramme entstehen, weil in der Handarbeit von der heute üblichen auf mechanischen Webstühlen rechtwinklig sich kreuzenden Fadensystemen (Kette und Schuss) abgewichen wurde. Die Beschreibung der verschiedenen Arten des sich Verkreuzens der Fäden bezeichnet man als Bindungslehre. Bei der Leinwandbindung überkreuzen sich die Fäden bei jeder Begegnung. Bei der Körperbindung geschieht dies in einer Richtung nur bei jedem dritten und bei der Atlasbindung nur bei jedem fünften Mal. Wie sich aus der Zeichnung ablesen lässt, habe ich das Ornament so interpretiert, dass farbig oder strukturell unterschiedene Bänder sich in beiden Richtungen bei jeder vierten Begegnung kreuzen. So entstehen einheitliche Streifen, die übergreifend drei Parallelogramme umfassen. Die Pfeile deuten an, dass die hellen Bänder von links oben geführt werden. Die dunklen haben die andere Richtung. Dies zeigt, dass das Zickzackmuster am Atreus-Tholos die Nachahmung einer Umkleidung der Urform aus Stabwerk mit einem schon recht komplizierten Webmuster ist.

Die viel diskutierte Frage, warum die Säulen nach unten verjüngt hergestellt wurden, lässt sich vielleicht so beantworten: Herstellungstechnisch musste man nur das gewachsene Rohr bevorzugt mit dem oberen Ende nach unten zu einem Bündel schnüren. Wenn, wie ich in meiner Zeichnung (Abb. 21) dargestellt habe, Faszes als Balken verwendet wurden war es relativ einfach, durch diagonal eingesteckte Stäbe eine elastische Verbindung zwischen diesen und der Kapitellzone der Säule herzustellen. Diese Maßnahme würde durch das größere Volumen am oberen Säulenende erleichtert. Der Sinn dieser Aktion wäre wieder eine größere Sicherheit gegen Erdbeben. In diesem Fall wären die von mir in Abb. 21 gezeichneten Bretter zwischen Faszes und Echinus falsch, oder diese hätten Lücken zum Durchstecken der Stäbe gehabt.

In verschiedenen Versionen gibt es eine Geschichte, die ich mit eigenen Worten gekürzt wiedergebe: Ein Vater übergibt seinen sieben Söhnen ein verschnürtes Bündel mit sieben Stäben und fordert sie auf es zu zerbrechen, was diese aber nicht können. Dann löst der Vater die Verschnürung und zerbricht jeden Stab einzeln. So verstehen die Söhne, dass sie nur gemeinsam stark, aber einzeln schwach sind und deshalb stets zusammen halten sollen.

Wo und in welchem Zusammenhang diese Geschichte entstanden ist, habe ich nicht herausfinden können. Die Frage ist nun, ob angesichts der Tatsache, dass die Urform der Säule am Löwentor von Mykene auch aus einzelnen Stäben bestand, man diese als ein Symbol für die unter dem Befehl des Fürsten geeinte Gefolgschaft ansehen kann. Wesenberg [1971, 19] hält die These von einem Säulenkult für „überwunden“. Diese Feststellung trifft er im Zusammenhang mit zahlreichen Siegelbildern, die eine Säule zusammen mit Tieren zeigen, oft in ähnlicher Anordnung wie an dem genannten Löwentor.

In Abb. 24 ist ein Teil meines stark ramponierten Papierkorbes zu sehen. Wer in der Ableitung von räumlichen Zuständen aus zweidimensionalen Zeichnungen wenig geübt ist, mag hier eine Hilfe durch den Vergleich von transparenten und nicht durchscheinenden Teilen finden.

Bei den bisher besprochenen Säulentypen ist die konstruktive Primärstruktur nur in der Oberfläche dekoriert worden. Bei der ionischen kommt ein neues Element hinzu: die paarig angeordneten Voluten. Die Entstehung der Spirale ist leicht vorstellbar als das Spiel mit zwei Stäben, die durch einen Faden miteinander verbunden sind. Ein Stab wird fest im Boden verankert, der andere unter Straffung der Verbindung annähernd kreisförmig um ihn herumgeführt. Da sich der Faden um den fixierten Stab aufwickelt, reduziert sich der Abstand der in den Boden eingezeichneten Spirallinie zum Zentrum von einem Umlauf zum nächsten um den Umfang des zentralen Stabes. Bei dessen Durchmesser von 1 cm wären es 3,14 cm. Dieses Motiv hat als Dekor im minoisch-mykenischen Bereich weite Verbreitung gefunden, z.B. am Atreus-Tholos (Abb. 20) und besonders ausgeprägt an dem berühmten Rhyton mit Bergeheiligtum aus dem Palast von Zakros, ohne jedoch als krönende Volute den Weg an die Säule zu finden.

An mehr als zwanzig Beispielen (u.a. hier Abb. 25–28) bespricht Wesenberg [1971, 63 ff.] das palästinische Volutenkapitell und stellt fest:

„Aufschlussreich für die Frage nach der Herkunft des palästinischen Volutenkapitells ist die Inkongruenz des zugrunde liegenden Motivs und des Kapitellkörpers: zwischen der Spitze des Dreiecks und den Voluten – teilweise auch unterhalb der Voluten (Abb. 127-128 [hier: Abb. 27]) entstehen freie Zwickel, die nichts anderes darstellen als Reliefgrund. Hinzu kommt die besondere Form der Volute, die sich nicht im Sinne einer Spirale entwickelt, sondern nach nur einer Windung unter ihren aufsteigenden Stamm zurück läuft: sie ist also im Innern des Kapitellkörpers fortgesetzt zu denken. Das hier angewandte Mittel, durch Überschneidung Tiefenschichtung darzustellen, führt gattungsmäßig in den Bereich des Flachbildes. So ist auch die Seitenansicht des Kapitells nicht Funktion des Frontmotivs, sondern lediglich eine notwendige Verbindung zwischen Vorder- und Rückseite des Kapitellblocks. Zu diesen Beobachtungen stimmt die Tatsache, dass das palästinische Volutenkapitell nicht am Ganzpfeiler, sondern am Pilaster entwickelt worden ist. Das untere Auflager der Kapitele von Hazor ist nicht unerheblich breiter als die Volutenbasis (Abb. 127-128 [hier: Abb. 27]), die zugehörigen Pilaster und Pfeiler waren also breiter als der eigentliche Kapitellhals; im Bauverband dürfen die Kapitele eher wie schmückende Reliefbilder gewirkt haben denn wie Bauglieder“ [ebd. 67].

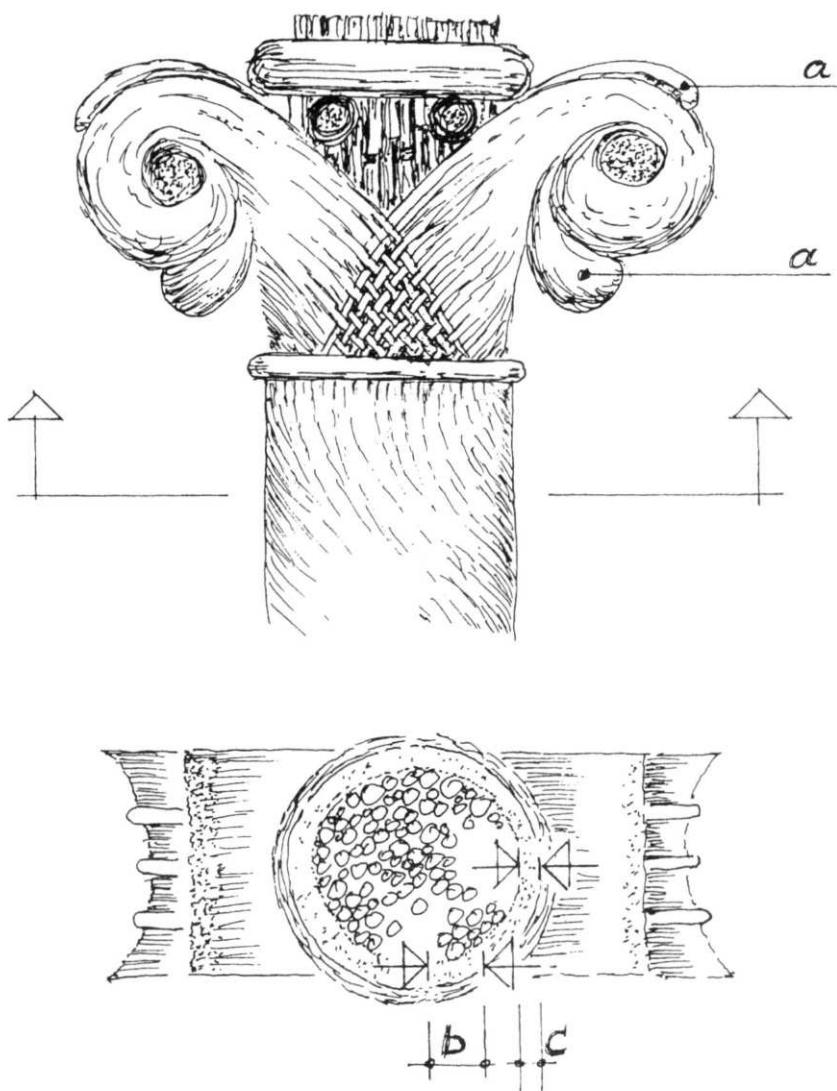


Abb. 29 Urform des Volutenkapitells, Oben: Ansicht; Unten: horizontaler Schnitt mit Blick nach oben [Zeichnungen Verfasser]

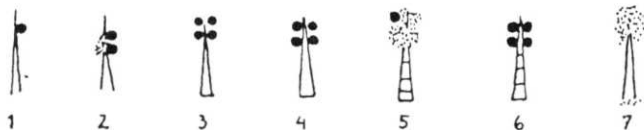


Abb. 30 Bauarkunde aus Sippar, Babylonien [Wesenberg 1971, 140]

Abb. 31 Gedoppelte Ringbündel-Zeichen auf piktographischen Tafeln aus Uruk [Andrae 1933,23]

Wenn die palästinischen Volutenkapitelle, die schon Ende des -2. Jtsd. vermutet werden [ebd. 65], ein Reliefbild zeigen, dann sind diese das Abbild von etwas Vollplastischem, welches ich in Abb. 29 dargestellt habe. Sie können jedoch weder am „Ganzpfeiler“ noch am „Pilaster“ entwickelt worden sein, denn Wesenberg [ebd. 68] spezifiziert unter Bezug auf eine zyprische Variante:

„Ein in horizontale Streifen gegliederter Halsring ist Bestandteil des Kapitells, nicht – wie es für palästinische vermutet werden darf – des Stützenschaftes“ [ebd. 68].

Nun ist es allgemeine Übung, den schnurgeraden Gebilden an Pfeiler und Pilaster die Bezeichnung Ring zu geben. Da wird augenscheinlich davon ausgegangen, dass die Form vom Runden auf etwas Rechteckiges übertragen wurde. So war es auch hier. Die Tatsache, dass die „besondere Form der Volute im Bereich der Elfenbeinkunst ihre weiteste Verbreitung gefunden hat“ [ebd. 67], bedeutet nicht, dass sie „dort wahrscheinlich entwickelt wurde“ [ebd. 67], wie Wesenberg meint. Es kann nur heißen, dass dieses im Bauverband entstandene Symbol von hoher gesellschaftlicher Bedeutung war und, dass Elfenbein eine höhere Chance hat, von der Archäologie entdeckt zu werden als das aus vergänglichen Stab und Faden entstandene Original. Wesenbergs Verwendung des Begriffs „Ring“ ist ebenso unbefangen wie richtig. Im Gegensatz hierzu scheint mir die Annahme, dass die Form der palästinischen Volutenkapitelle am rechteckigen Pilaster und Pfeiler oder gar auf zweidimensionalem Elfenbein entwickelt worden sei, ebenso falsch wie eine Anpassung an überkommene Lehrmeinung zu sein. Dies mag auch der Grund sein, warum Wesenberg [ebd. 70] als „einzige babylonische Darstellung eines Volutenkapitells“ das Relief von Sippar (Abb. 30) zeigt, wenn es sich nicht nur um ein Versehen handelt. Wenn auch nicht in Werkstein, so hat doch die Entstehung der Volutenkapitelle in Mesopotamien deutliche Spuren in Ton hinterlassen. In der IV. Schicht in Uruk wurden piktographische Zeichen gefunden (Abb. 31), zu denen Andrae [1933, 23] schrieb:

„Jedenfalls wissen wir jetzt, dass das Zeichen ebenfalls ein Bündel sein kann, dessen oberes Büschel statt in einer einzelnen Volute, viel mehr in zwei Paare von Ringvoluten gefasst ist.“

Daneben gibt es noch andere piktographische Zeichen, die dem Ringbündel (Abb. 32) entsprechen. Einen eindeutigen Hinweis gibt die Thronsaalfront von Babylon (Abb. 33), auch wenn beim Zusammenbau in Berlin einige Unsicherheit – nicht bei den Voluten – herrschte [ebd. 9 f.].

Als Beweis für die Entstehung der Voluten aus fadenförmigem Material möchte ich die Gebilde ansehen (a in Abb. 29) die Wesenberg [1971, 63] als „Plastische Zwickeltropfen“ oder „Halbmondförmige Zwickelfüllungen“ [ebd.

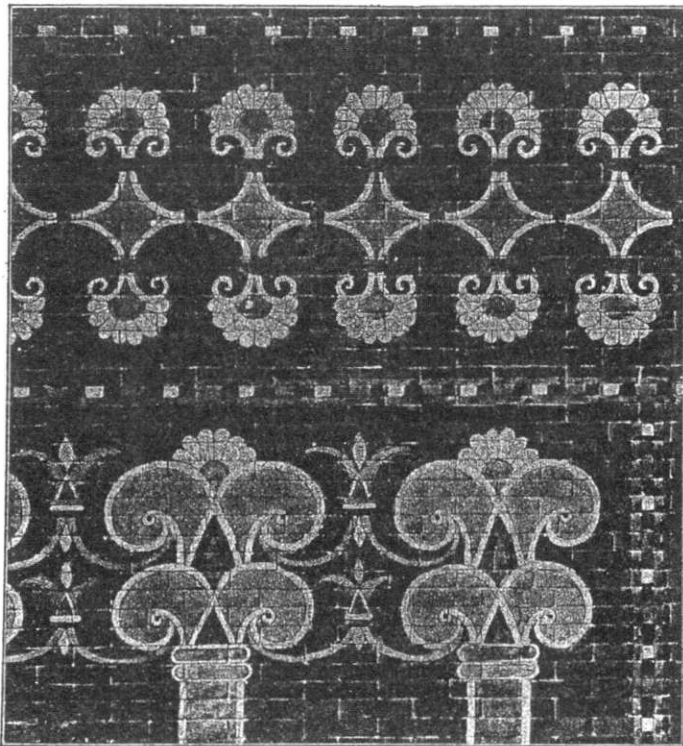
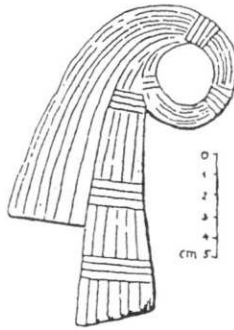


Abb. 32 Ringbündel, Toneinlage aus Uruk [Andrae 1933,10]

Abb. 33 Ornament aus buntglasierten Ziegeln. Von der Fassade des Thronsaales Nebukadnezars in Babylon [Puchstein, 6]

68] bezeichnet. So etwas nannte man zu Kaisers Zeiten einen „falschen Wilhelm“: Zusätzliche Haarteile – es soll sie auch heute noch geben –, die man möglichst unauffällig in die natürlich gewachsene Haupteszier praktizierte, um mehr Fülle vorzutäuschen. Bei dem Kapitell hat man diese Gaukelei jedoch unterlassen und dort, wo die Menge des aus dem den Kern umhüllenden Ring aufsteigenden Materials nicht ausreichend erschien, die Ergänzung zum Stilmittel gemacht. Vermutlich sind die Dreiecke zwischen den Voluten die Erinnerung an eine so bemessene Zone, wo man durch das Verflechten einzelner Fadenbündel ein besonderes Dekor hergestellt hat. Dies erscheint wahrscheinlich, auch wenn dieses Motiv bei manchen Beispielen durch die hochgezogene Spitze des Dreiecks abgewandelt wurde. Die kreisförmigen Gebilde darüber könnten das Abbild von Stäben sein, die man zur Fixierung der Voluten eingesteckt hat.

Den entscheidenden Schritt zum klassisch-ionischen Stil gewinnen wir bei der Betrachtung der das Stabbündel umgebenden ringförmigen Fläche, deren Teile bei der Projektion in eine Richtung – d.h. wohin die Volute gewickelt wird – stark variieren. In Abb. 29 entspricht die Strecke a der Zone des Minimums und b der des Maximums an Material, das die außen voluminöse und in der Mitte ausgemagerte Form der Volute bestimmt. So sehen wir diese Konsequenz, die sich aus der ringförmigen Sekundärstruktur ergibt, auch an den Kapitellen, wo das Entstehen der Voluten aus dem umkleideten Schaft heraus zu Gunsten einer Verbindung zwischen den Spiralen aufgegeben wurde, was dann dazu geführt hat, dass man hier die unsinnige Bezeichnung „Polster“ erfunden hat; denn in der Urform haben die Voluten nicht die Last aufgenommen, sondern nur das tragende Stabbündel weitgehend verdeckt. Es wird nicht einfach gewesen sein, rechtwinklig zu der faserigen Struktur eine glatte Kurve herzustellen. Wahrscheinlich hat man sich die Arbeit durch Einlegen von dünnen Stäben erleichtert. Diese waren auch notwendig, um die Zugkraft des Balteus (Gürtel) auf die Volutenfläche zu verteilen.

Widersinnig zur Entstehung ist die Gestalt des Schaftes in Form der Kanneluren. Denn dieser amorphe Stoff (Mörtel), aus dem diese Streifen entstanden sind, lässt sich nicht materialgerecht zu Voluten wickeln. Die ionische Säule ist im Gegensatz zu den bisher beschriebenen Formen dadurch unterschieden, dass ihre Urform nicht vom Stabbündel abstammt, dessen Fuß in den Boden eingegraben war. Es war auf den Boden aufgesetzt. Folglich eignet ihr neben der oberen auch eine untere Umschnürung der Primärstruktur, wie der starke Bodenring zeigt. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich ihre Entstehung in einer weniger trockenen Umgebung, was entweder ein feuchteres Klima oder eine fehlende Überdachung mit Auskragung bedeuten kann. In diese Richtung weist auch die Umkleidung des Schaftes mit den auch daraus entstehenden Voluten durch wasserfeste textile Materialien, was das Erschei-

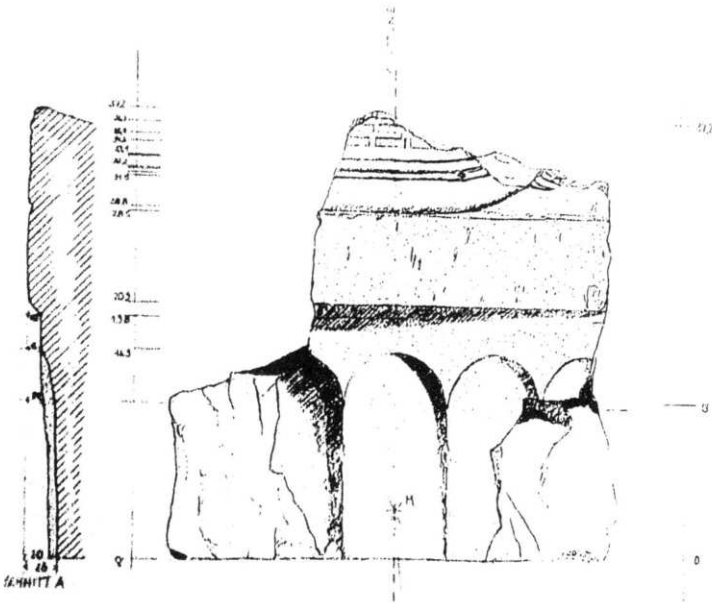
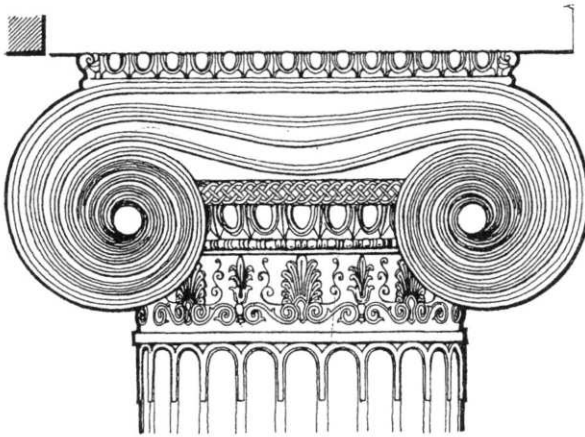


Abb. 34 Erechtheion in Athen (griechisch-ionische Ordnung) [Chitham, 2]
Abb. 35 Säulenfragment aus Didyma [Schneider, 80]

nen von Halsring und dem entsprechenden Gegenstück am Boden bedingt. Nach dem Wechsel in andere Materialien spielte die wenig wasserfeste Eigenschaft des Lehmörtels keine Rolle mehr, und man übernahm das optisch attraktive Motiv des Streifenmusters. Möglicherweise hat auch, wie ich oben beschrieben habe, das Überspielen von Unregelmäßigkeiten in der Rundung eine Bedeutung gehabt.

Die Kanneluren an der ionischen Säule sind also etwas relativ spät und nicht mehr in dem Ursprungsmaterial Hinzugefügtes. Dem Problem, dass diese und die das Textil fixierenden Ringe eigentlich einander ausschließen, ist man dadurch begegnet, dass die Hohlkehlen in einer Ausrundung mit Abstand von den Ringen enden. So blieb diesen der ihnen zukommende glatte Schaft erhalten (Abb. 34). Da jedoch das zu einem Kreisbogen führende Ende der Hohlform handwerklich schwierig und formal unbefriedigend in einem scharfen Grat wie an der dorischen Säule zu führen war, blieben die schmalen Stege als ein Rest des ursprünglich textilkleideten glatten Schaftes erhalten. Ein Gegenbeispiel finden wir in der Zeichnung eines Säulenfragmentes vom archaischen Apollontempel in Didyma. Hier ist die geringe gestalterische Qualität gegenüber den üblichen Stegen offensichtlich (Abb. 35). Am Rande sei noch bemerkt, dass die heraldischen Lilien (Abb. 36) vermutlich nicht eine Blüte darstellen, sondern der gleichen Wurzel entstammen wie das Volutenkapitell (Abb. 29).

Heribert Illig [2005, 650] erkennt noch einen weiteren Zusammenhang: Eine Kanzelfigur auf der Insel San Giulio im Orta-See Norditaliens, die laut Canestre Chiovenda als Wilhelm von Volpiano zu identifizieren ist, stützt sich auf einen Stab in der alten Form für Bischöfe und Äbte, die als Tau-Stab entsprechend der Form des griechischen Buchstabens τ bezeichnet wird. Die Krücke hat an den Enden zwei kleine nach unten gebogene Voluten.

Bezogen auf die äolischen Volutenkapitelle des östlichen Mittelmeerraumes sieht er eine „Identität von Säule und Altar“ [Illig 1992, 71]. Er beruft sich auf Platons *Kritias* [119e], wo es von Königen heißt: „Den Stier aber, den sie fingen, schafften sie auf die Säule und schlachteten ihn auf der Höhe derselben über der Inschrift.“ Dieser Text ist wohl ebenso sagenhaft wie das „Atlantis“, auf das er bezogen ist; denn eine Säule, auf der ein Stier zusammen mit dem opfernden Priesterkönig Platz gefunden hätte, ist in den hierfür erforderlichen Ausmaßen nur schwer vorstellbar. Über die Gleichsetzung von Säule und Altar hinaus hinsichtlich des Darbringens von Opfern sieht Illig eine Entsprechung in Zikkurat und Pyramide. Das „abstrakt geometrische Dreieck“ der äolischen Säule erscheint ihm als bei den ägyptischen Pyramiden „zu einem gigantischen pars pro toto ausgedehnt“ [Illig, 72 f.]. Dies muss kein Widerspruch zu meiner Annahme sein, dass die Dreiecke aus dem konkreten Vorgang des Flechtens heraus entstanden sind, weil sowohl Hersteller wie



Abb. 36 Heraldische Lilien [Meyers 1888, 10: 789]

Abb. 37 Proto-ionische Säule [Zeichnung Verfasser]

auch Betrachter der Ursprung nicht mehr bewusst war. Dies zeigen auch die vielen Beispiele, wo die Spitzen über das notwendige Maß des Verflechtens hinaus nach oben ausgedehnt wurden.

In eine Reihe gestellt mit Altar, Zikkurat und Pyramide, wird die kultische Bedeutung der Säule deutlich. Diesem religiösen lässt sich aber auch ein soziologischer Aspekt an die Seite stellen, was auch für Weltgegenden gilt, wo nicht der Ursprung aus einem Bündel von Stäben einen besonderen Aspekt liefert. Illig erwähnt Irminsul und den Weltenbaum Ygdrasil als Gegenstände des germanischen Mythos [ebd. 77]. In grauer Vorzeit werden die Behausungen der Menschen in ihrer Größe die mögliche Spannweite der zur Verfügung stehenden Tragkonstruktionen nicht überschritten haben – mit einer Ausnahme. Dies war der Raum, wo sich der Stamm – oder wesentliche Teile von ihm – versammelten, um gemeinsames Handeln zu beschließen. Das kennzeichnende Merkmal dieses Ortes waren die Säulen, die für die Tragbalken das notwendige Zwischenaufleger schufen und dennoch den Raum ungeteilt ließen. Unabhängig davon, wie autoritär oder demokratisch hier verfahren wurde, entstanden für die Gemeinschaft verbindliche Regeln. Der exklusiv hier stehenden Säule wuchs so die Aura der Macht zu. Eine Parallele aus jüngerer Zeit (um -300), wo ein Raum die Bezeichnung für eine bestimmte Richtung des Denkens ergibt, ist die Stoa. Dies war die Säulenhalle an der Agora des antiken Athen.

Anders als bei den staatenbildenden Insekten ist das menschliche Individuum nicht von Geburt an für eine bestimmte Funktion determiniert. Deshalb ist jede Ordnung, insbesondere die feudale des alten Ägyptens, ständig von Revolutionen bedroht. So entsprechen auch die Begabungen der Menschen in ihrer Verteilung nicht der als ideal gedachten Staatsform, sondern der Gauß-Verteilung (Glockenkurve [vgl. Benecken 2007, 70]) und zeigen nicht einen pyramidalen Aufbau. So ist verständlich, dass zwecks Machterhalt der Pharaos mit dem entsprechend geformten Kolossalbau seinem Volk so etwas als angeblich göttliche Ordnung vor Augen stellen wollte.

Das Gemeinsame an Illigs religionsgeschichtlicher und meiner mehr profanen Sicht der Dinge ist die hohe machtpolitische Bedeutung der vordergründig als einfach nur schön daherkommenden Ornament und Bauten. Dies zeigt, wie unsinnig es ist, wenn Kant 1786 unter dem Ursprungstitel *Die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft* (später *Kritik der Urteilskraft*) behauptet: „Das Schöne ist das, was ohne Begriffe, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird“ [Kant 1985, 124] oder: „Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurteil bestimmt, ist ohne alles Interesse“ [ebd. 116]. So hat Kants König sicher gern vernommen, dass sein Streben nach Zepter und Krone nur dem „interesselosen Wohlgefallen“ an der Schönheit dieser Dinge entsprang und nicht etwa schnödem Machtriob. Wie sich

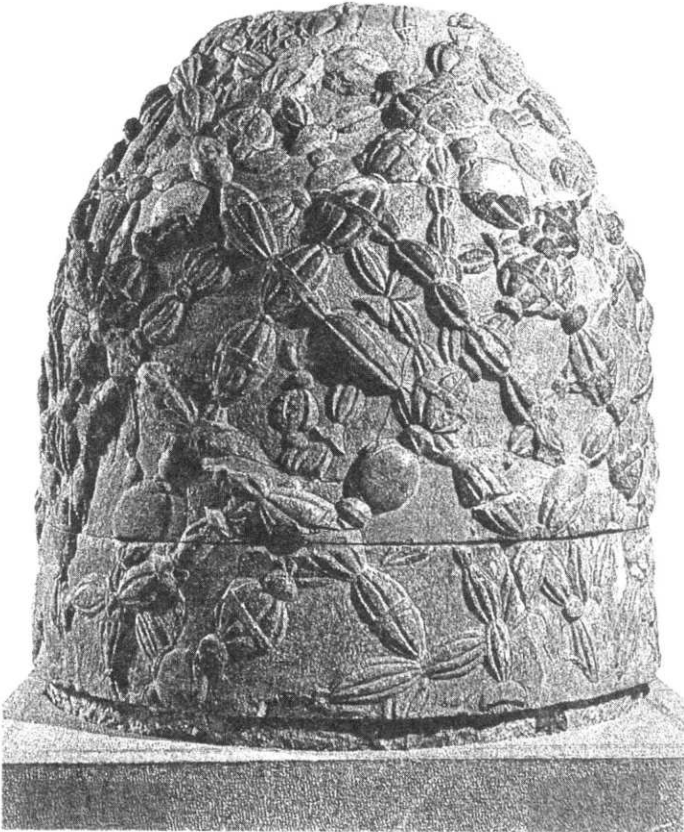


Abb. 38 Omphalos (Nabel der Welt) [Museum von Delphi, Postkarte]
 Abb. 39 Antike griechische Ornamente [Koch, 14]

Zeitensprünge 2/2009 S. 345



Palmettenfries



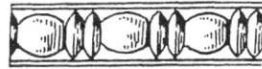
Dorisches Kymation
 Blattwelle



Anthemion: Palmetten
 mit Lotosblumen



Ion. Kymation, Eierstab
 Blattwelle



Astragal, Perlstab



Lesbisches Kymation
 Blattwelle

noch aus heutigen Diskursen zur Ästhetik herauslesen lässt, hat Kant bis heute wirksam – ob bewusst oder unbewusst, sei dahingestellt – den Mechanismen der Massenbeeinflussung erfolgreich die Tarnkappe aufgesetzt. Dies eingehender zu begründen, wäre jedoch ein Kapitel für sich.

Abb. 37 stellt die meiner Vorstellung entsprechende proto-ionische Säule dar. Hier habe ich auf das durch Verflechtung entstandene Dreieck verzichtet und eine dem Wappen ähnliche Variante dargestellt. Allerdings muss ich einräumen, dass die senkrecht von oben nach unten verlaufende ringförmige Umkleidung, die sich in den Voluten fortsetzt, mit höherer Wahrscheinlichkeit schraubenförmig um das primäre Stabbündel gewickelt wurde, weil dann – die Spannung der Entasis nutzend – es leichter war, Faltenfreiheit zu erreichen. Auch ist das Wickeln der Voluten erst dann geschehen, wenn die obere Umschnürung der Sekundärstruktur unverrückbar fixiert war.

Aber ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, eine Moira mit etwas dem Omphalos Ähnlichen in der Hand die Schnürung vornehmend darzustellen, auch wenn dies in Anbetracht meiner These von der orientalischen Herkunft des Volutenkapitells einen Anachronismus bedeutet. Es führt uns jedoch auf eine interessante Spur. Die den Omphalos (Abb. 38) umgebenden Gebilde bestehen augenscheinlich aus einem Bündel gesponnener Fäden, die in regelmäßigen Abständen durch eine Umschlingung eingeschnürt sind. Diese Maßnahme kann nur der Erhöhung der Zugfestigkeit gedient haben, weil die faserförmigen Grundmaterialien von begrenzter Länge sind. Wenn ein gesponnener Faden reißt, kann man an den hierdurch entstandenen unterschiedlich langen Enden der Fasern feststellen, dass es weniger das Entzweigen der einzelnen Fäden als ihr Aneinandervorbeigleiten ist, das zur Trennung geführt hat. Durch die Umschnürungen in Abständen, die erheblich geringer sind als die Länge der einzelnen Fasern, wird eine Erhöhung der Reibung unter ihnen und somit eine Steigerung der Zugfestigkeit der Struktur erreicht.

Heutige Technik hat eine effektivere Methode zur Herstellung von Seilen entwickelt. Gesponnene Garne werden – deren Spindrehung entgegen gesetzt – in Gruppen zur größeren Einheiten verzwirrt. Dies wird stufenweise so lange fortgesetzt, bis die gewünschte Stärke des Taues erreicht ist. Da die Richtung der Torsion von einem Arbeitsgang zum nächsten wechselt, bleibt beim Endprodukt ein sich ausgleichender Spannungszustand, in dem die Fasern fest aneinander gepresst sind, so dass die Zugfestigkeit des Seiles fast der Summe der Festigkeiten aller in einem Querschnitt liegenden Elemente entspricht.

Wenn auch noch weit von heutiger Perfektion entfernt, hat man doch schon in der Antike einen wesentlichen Schritt zur Verbesserung unternommen. Da diese Formen auf dem Omphalos abgebildet sind, der sich zusam-

men mit der Pythia in dem als Orakelstätte berühmten Apollontempel von Delphi befand, ist anzunehmen, dass diesem technologischen Fortschritt ebenso eine magische Bedeutung zugewachsen ist, wie ich sie am Anfang dieses Artikels bei den aus Stäben entstandenen Drudenfuß und Davidsstern beschrieben habe. Für viele Völker ist der Faden das Symbol des Schicksals. Für die seefahrenden Griechen ist dies im Besonderen von Bedeutung, weil ohne Seile, deren Grundelement der gesponnene Faden ist, die mit Mast und Segel versehenen Schiffe nicht zu bauen waren. So unterliegt in der Mythologie die Behütung dieses Symbols drei Töchtern des Zeus: den Moiren. Klotho spinnt den Faden, Lachesis bemisst seine Länge, und Atropos schneidet ihn ab.

Sicher ist, dass der Astragal (Perlstab) eine Variante der einfachen am Omphalos dargestellten Form ist. Bei dem Kymation (Eierstab, Blattwelle) ist vorstellbar, dass es die in Stein umgesetzte Form einer Schnur ist, wo man den umschlingenden Faden nicht dicht am Knoten abgeschnitten, sondern ein Stück belassen hat (Abb. 39).

Zu der nicht dargestellten Basis der proto-ionischen Säule genügen wenige Sätze zur Erklärung. Sie bestand aus einer kräftigen Umschnürung, die das tragende Stabbündel zusammenhielt und einer darüber befindlichen leichteren, die den unteren Abschluss der umhüllenden Materialien fixierte, die sich oben bis in die Voluten fortsetzten. Bei Wesenberg ist in den weiter entwickelten Formen an manchen Beispielen diese Zweigliedrigkeit im Ansatz noch erkennbar [Wesenberg, 1971, 87 ff.].

Zum Ursprung der antiken Säulenformen schreibt Wesenberg [1996, 1]: „Die erhaltenen Schriftzeugnisse zur Entstehung und Herkunft der antiken Säulen- und Gebälkformen sind spät und spärlich.“ Dies ist verständlich, weil zumindest, was die Säulen angeht, ihre Urformen keine griechischen Erfindungen sind, sondern aus dem Orient importiert wurden. So gab es für das Land selbst keine Möglichkeit, der Muse der Geschichtsschreibung (Klio), der Rühmerin folgend, den Genius des eigenen Volkes zu besingen. Zur dorischen Säule bemerkt Wesenberg [ebd. 6 f.]:

„Bereits im dritten Viertel des 7. Jhd. sind zwei protokorinthische Scherben aus Perachora entstanden, auf denen offenbar vormonumentale dorische Kapitelle wiedergegeben sind. Von der vormonumentalen Form des dorischen Kapitells, die, wie auch die mykenischen Kapitelle, noch keine Anuli besaß, muss sich das tuskanische Kapitell abgespalten haben, dem die Anuli ebenfalls fehlen. Eine Entstehung des dorischen Kapitells als vormonumentales Derivat mykenischer Vorbilder hat nach wie vor alles für sich.“

Die Anuli sind keine Folge der Monumentalisierung der dorischen Säule, sondern ursächlich mit der Entstehung der Kanneluren verbunden (s.o.). Dass auf

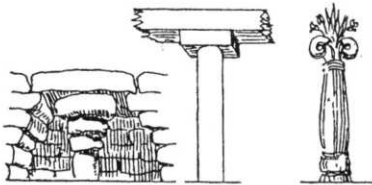
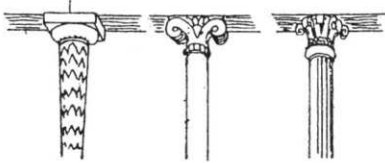
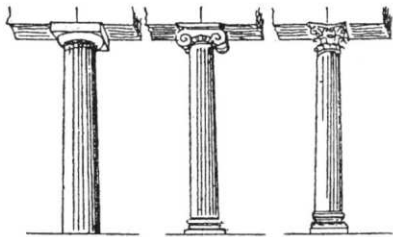
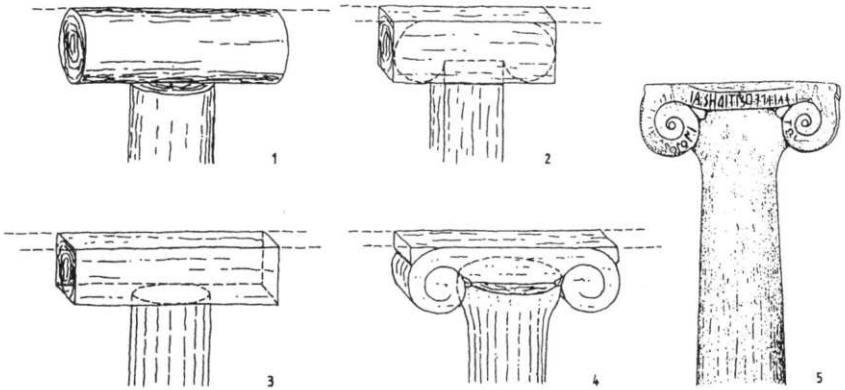
den Scherben von Perachora die Anuli fehlen, wird der geringen Detailgenauigkeit der Vasenmalerei zuzurechnen sein. Mykenische Säulen haben keine Anuli, weil, wie Hals- und Bodenring zeigen, ihnen in der Urform eine Textilmulde zu eigen war. Wenn dennoch minoisch-mykenische Säulenmodelle mit Kanneluren gefunden wurden, so ist dies Folge der Vergesslichkeit. Die Annahme, dass die Anuli eine stilistische Entwicklung der Monumentalisierung sind, folgt aus der Unkenntnis der Notwendigkeit, Primär- und Sekundärstruktur zu unterscheiden. So konnte Wesenberg [1971, 87] schreiben: „die minoisch-mykenischen Säulen erheben sich auf Basen von reiner Zweckform.“ In der Stein gewordenen Form ist dies richtig, aber nicht in der Urform des Stabbündels. Da waren die tragenden Stäbe in den Boden eingegraben. Wäre es nicht so gewesen, hätten diese Säulen ebenso wie die ionischen eine kräftige Umschnürung am Boden und nicht den leichten Ring, wie er auch am Löwentor von Mykene zu sehen ist.

Wenn die mir hinsichtlich der toskanischen Ordnung vorliegende Quelle [Meyers 1977, XX: 766] zuverlässig ist, dann hatte die etruskisch-italische Ordnung am Boden unter dem genannten leichten Ring den das Stabbündel zusammenpressenden Hauptring. Hier ist also wie bei der ionischen Ordnung die Urform als auf den Boden aufgesetzt zu denken. Weiter bemerkt Wesenberg [1996, 9]:

„Die Frage nach Herkunft und Entstehung des ionischen Kapitells ist über die engere Fachwissenschaft hinaus in großer Breite diskutiert worden. Erledigt haben sich ältere Versuche, das ionische Kapitell aus dem Orient herzuleiten. Das wenige, was von den Kapitellen der altorientalischen Architektur bekannt ist, bietet nichts Vergleichbares. Die zunächst als proto-ionisch bezeichneten äolischen Kapitelle sind ebenfalls kaum noch im Gespräch, nachdem weder ihre zeitliche Priorität erweisbar noch ihre Form geeignet ist, das Modell für das ionische Kapitell abzugeben.“

Dieser Ansicht kann man sich nur anschließen, wenn man der verfehlten Meinung ist, dass ein Sattelholz sich zu Voluten versteinert hat, und diese nicht aus einer ringförmigen Sekundärstruktur entstanden sind, auch wenn in späteren Formen die Verbindung zu Gunsten eines „Polsters“ geopfert wurde.

Die diese Herkunft aus dem Ring zeigende Kurve hat Gottfried Gruben in seiner Zeichnung (Abb. 40) unterschlagen. Konstruktiv ist aus seiner Sicht ja auch nicht zu begründen, warum die Voluten an den Augen einen größeren Durchmesser haben als in der Mitte. Das Sattelholz ist etwas, das angeordnet wird, wenn man eine Last auf eine größere Fläche verteilen will, weil diese aus nachgiebigerem Material besteht. In der Zeichnung ist es jedoch völlig gleichgültig, ob das Hirnholz der Säule die Fasern des Balkens oder die des Sattelholzes trifft. Insofern macht das Sattelholz konstruktiv keinen Sinn. Wenn man glaubte, dass bei einem Balkenstoß, wo ja jedes Ende nur die



a b c

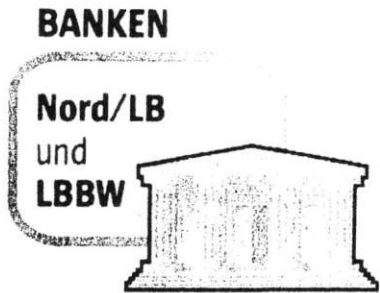


Abb. 40 Angebliche Sattelholzkonstruktionen: „1. mit Rundhölzern (unpraktikabel) - 2. mit Pfosten und Balken - 3. mit Rundstütze und Balken - 4. mit oben verdickter Rundstütze und Sattelholz mit Voluten - 5. Votivsäule von Sangri, Ende 7. Jh.“ [Gruben 1996, 65]

Abb. 41 Angebliche Entwicklung der Säulenformen [Andrae 1930, 54]

Abb. 42 Piktogramm für Geldhaus [Wassermann, 41]

Hälfte des Auflagers zur Verfügung hat, die Gefahr des Abrutschens besteht, weil Bewegungen im Gebäude zu befürchten sind, dann hätte man durch überblattete Ausführung des Balkenstoßes oder durch seitlich angenagelte Laschen, die die Balkenenden miteinander verbinden, durch weniger Aufwand den gleichen Effekt erreicht. Die in der Zeichnung dargestellte Verdickung am oberen Ende mag bei einer Votivsäule von begrenzter Länge noch angehen. Bei einem tragenden Teil der Architektur ist dies wegen der großen Menge des abzutragenden Materials undenkbar.

Borrmann [1888, 276] findet gut hundert Jahre früher für die Sattelholztheorie eine andere, aber auch nicht überzeugende Erklärung:

„Dass man bei unserem Kapitele tatsächlich an ein Sattelholz als Prototyp zu denken berechtigt ist, beweist neben seiner Form auch, worauf wir noch zurückkommen, seine Befestigung auf dem Schaft mittels eines Zapfens, eine Verbindung, deren Herkunft aus dem Holzbau ganz unverkennbar ist.“

Der erwähnte Zapfen ist kein Beweis für die Existenz eines Sattelholzes, weil es keinen Grund gibt, die Stütze nicht bis unter den Balken zu führen. Borrmann hat genannten Teil an einer Stele aus Stein gefunden wo man sinnvoller Weise Schaft und Kapitell getrennt fertigt. Wenn im Holzbau die Verbindungen zwischen Stütze und Balken statisch anspruchsvoller gestaltet werden sollen, dann wären Kopfbänder das geeignete Mittel. Ich habe die Vermutung, dass die Aufgabe des Sattelholzes nicht irgendeine baukonstruktive, sondern die ist, den Griechen das Erfinderpateent für das ionische Kapitell zu erteilen.

Abschließend noch ein Blick auf einige zum Teil länger zurückliegende Veröffentlichungen. Sie sind wenig erhellend. In seiner Schrift zur *Entstehung und Herkunft der ionischen Säule* [1912] fasst Felix von Luschan am Ende wie folgt zusammen:

1. „Die Wappenlilie“ von Oberägypten ist eine Dattelpalme.
2. Das Eierstab-Kyma und seine Verwandten sind aus Blattkränzen entstanden.
3. Die ionischen Voluten haben nichts mit irgendwelchen Lilien zu tun, sie sind aus Palmwedeln hervorgegangen.
4. Die ionische Säule geht auf naturalistische Darstellungen der Dattelpalme zurück, genau wie das griechische Alphabet auf das phönizische.

In der „Nachschrift“ weist er auf eine Veröffentlichung von Giovanni Pinza zum Ursprung der dorischen und ionischen Säulenordnungen hin und betont, dass er seinen diesbezüglichen Vortrag am 7. 11. 1911 – zwei Tage vor dem Pinza's – gehalten hat und begrüßt seine Übereinstimmung mit dessen Ansicht hinsichtlich Palme und ionischer Säule. Pinza's Argumente „über den

Zusammenhang der dorischen Säule mit dem Palmenbaum“ [ebd. 42] erscheinen von Luschán nicht zwingend.

Zuvor hatte Otto Puchstein die *ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft* [1907; Titel] bezeichnet. Den Beginn der Entwicklung sieht er in den steinernen Pfeilern der Eingangshalle eines ägyptischen Grabes in Sakkara [ebd. 10]; er verfolgt dann die Spur von Afrika über Asien nach Griechenland, wobei er die Nachahmung und Stilisierung von Pflanzenformen im Vordergrund sieht. Im Aufbau der ionischen Säule will er „Drei scharf getrennte Teile erkennen“ [ebd. 8]. Dass diese konstruktiv aufeinander bezogen sind, konnte er nicht erkennen, da er keine Vorstellung von den Materialien hatte, die dem zu Grunde liegen, und er seine Überlegungen an einem Werksteinpfeiler beginnt.

Erwin Wurz [1913, 21] will in der kretisch-mykenischen Säule die Palme als Vorbild erkannt haben. Sein Kernargument ist, dass sich der Wulst durch reichliche Bewässerung gebildet habe „in Zeiten wo sie am meisten trägt“. Für Wurz gibt es im Abendland kaum ein Ornament, das nicht irgendwie mit der Palme in Zusammenhang steht.

Der renommierte Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897) bemerkt: „Die Säule oder Rundstütze hat überhaupt bei allen Völkern keinen anderen denkbaren Ursprung als aus dem Baumstamm.“ [Nachschrift einer Vorlesung von 1873; 1931, 38]. Für die Zeit nach den Perserkriegen stellt er auf den Tempel bezogen „die höchste Verklärung des schon vorhandenen Typus“ [ebd. 40] fest. Die Säulenreihe ist „die verklärte Erscheinung der Wand“ [ebd. 40].

„So vereinigen sich die höchste ästhetische und die höchste mechanische Wahrheit, das Strukture zeigt sich in völlig ideal gewordenem Ausdruck“ [ebd. 43].

Dass „die Säulen am Peripteros eine leise Neigung einwärts haben“, ist für Burckhardt „ein Analogon zu den feinsten Künsten der griechischen Metrik“ [ebd. 46 f.].

Gewiss ist die Präzision der Arbeiten zu loben. Mehr Beachtung verdient jedoch der statische Sachverstand der Griechen. Durch die leichte Neigung der Randsäulen nach innen entsteht mit einfachsten Mitteln eine Erhöhung der Sicherheit gegen Erdbeben. Bei Stößen aus dem Boden ergibt sich so eher eine Druck- als eine Zugspannung in der Deckenkonstruktion. Das Erstgenannte ist leicht aufzunehmen, das andere nur sehr unvollkommen.

Walter Andrae [1930, 54 f.] deutet durch Zeichnung (Abb. 39) und Text die dorische, ionische und korinthische Säulenform. Die Art seines Vorgehens beschreibt er mit den Worten: „Mir scheint es unmöglich, dafür eine rein verstandesmäßige Deutung zu finden, diese lebendige Kraft ist übersinnlicher Art“ [ebd. 55]. So bleibt es zwangsläufig dunkel, wie er sich das Entstehen der Urformen vorstellt. Zur ionischen schreibt er: „An der Säule jedoch wächst

und wuchert das Bündel heran, oben und unten geschnürt“ [ebd. 54]. Er hat aber keine Hemmungen, an der gleichen Form „dieser hochedlen Züchtung das Wesentliche, nämlich das Sattelholz, mit seiner Zweiseitigkeit und Balkenstückform wieder ganz klar zur Geltung“ [ebd. 54] kommen zu lassen. Die Frage ist, ob hier zwei Herren, der konkreten Anschauung auf der einen und der überkommenen Meinung auf der anderen, gedient werden soll. Dass bei der dorischen Säule die „ganz außerordentlich starken Ahnen“ [ebd. 53] aus dem Megalith Pate gestanden haben sollen, ist tatsächlich nur auf „übersinnliche Art“ zu beschwören. Ein Blick auf die Darstellung der korinthischen Säule lässt vermuten, dass Andrae mehr erkannte, als er im Text – gegensätzlich zur herrschenden Meinung – einzuräumen bereit ist. So könnte der Hang zum „Übersinnlichen“ auch Teil einer Konfliktvermeidungsstrategie gewesen sein. Bei der Darstellung der korinthischen Säule (Abb. 39) zeigt sich aber die Begrenztheit seines Durchblicks. Hier hätte die untere der beiden Umschnürungen am Fuß stärker ausfallen müssen als die obere. Andraes Texte sind auf kaum zu übertreffende Art in sich widersprüchlich.

Wenn Andrae aus Rohrbündeln entstandene Voluten darstellen kann (Abb. 41) und dann in diesem Gebilde als „hochedle Züchtung“ das „Sattelholz“ erkennen will, und wir auch noch die Ergriffenheit Jacob Burckhardts von der Schönheit sehen, dann scheint es der Drang zum Erhabenen zu sein, der hier den Blick auf die Realität versperrt. Denn wo wir die Säule sehen, da ist die Macht und die Herrlichkeit. Die Firma Rolls-Royce, deren Automobile gern von Königen gefahren werden, hat den Kühlern einmal die Form einer alten griechischen Tempelfront gegeben, und diese wird auch gern genommen, wenn piktographisch ein Geldhaus dargestellt werden soll (Abb. 42).

All dieser Noblesse steht nun, wenn wir das, was ohne besondere Pflege leicht wächst und das, was wir im Freien unter den Füßen haben, negativ konnotieren, die Geburt der Urformen aus Unkraut und Dreck gegenüber. Hierzu mag die von Winckelmann für das antike Hellas festgestellte „edle Einfalt und stille Größe“ nicht so recht passen, wie auch die von manchen Autoren ins Lyrische gehende Art der Betrachtung griechischer Schönheit. Erfreulich sachlich dem gegenüber ist der Stil B. Wesenbergs. Aus diesem Grund habe ich ihn so häufig – wenn auch widersprechend – zitiert. Dies geschah nicht, weil ich in seinen Ansichten einen größeren Gegensatz zu meiner Meinung sehe als in denen anderer Gelehrten.

Literatur

Andrae, Walter (1930): *Das Gotteshaus und die Urform des Bauens im alten Orient*; Berlin

- (1933): *Die ionische Säule, Bauform oder Symbol*; Berlin

Benecken, Werner (2007): [ohne Titel]; in Andreas Otte (Hg.): *Zeiten Springer. Heri-*

- bert Illig zum 60. Geburtstag; Oerlinghausen, S. 49-51
- Borchardt, Ludwig (1897): *Die aegyptische Pflanzensäule*; Berlin
- Borrmann, Richard (1888): Stelen für Weihegeschenke auf der Akropolis; in *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts*, Berlin, 268-285
- Burckhardt, Jakob (1931): *Griechische Kulturgeschichte* (Nachschrift einer Vorlesung von 1873 in Jakob Burckhard-Gesamtausgabe); München
- Chitham, Robert (1987): *Die Säulenordnungen der Antike und ihre Anwendung in der Architektur*; Wiesbaden
- gelb.gif = Davidsternblau_gelb.gif
- Gruben, Gottfried (*1986): *Die Tempel der Griechen*; Darmstadt (¹1966)
- (1996): Griechische Unordnungen, in *Schwandner*, 61-77
- Illig, Heribert (1992): Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (3) 69-87
- (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; in *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelting
- Irmischer, Günter (1984): *Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400-1900)*; Darmstadt
- Kissas, Konstantin (2000): *Die attischen Statuen- und Stelenbasen in archaischer Zeit*; Bonn
- Koch, Wilfried (¹¹1991): *Baustilkunde*; Berlin
- Luschan, Felix von (1912): *Entstehung und Herkunft der jonischen Säule*; Leipzig
- Marinatos, Spyridon (1959): *Kreta und das mykenische Hellas*; München
- Meyers Konversations-Lexikon* (19. Jh.); Leipzig
- Meyers enzyklopädisches Lexikon* (2. Hälfte 20. Jh.); Mannheim
- Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft* (1921); Stuttgart
- Peiser, Benny (1993): *Das dunkle Zeitalter Olympias*; Frankfurt am Main
- pentagramm.png [images.google; Wikimedia Commons]
- Puchstein, Otto (1907): *Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft*; Leipzig
- Schmökel, Hartmut (1966): *Das Gilgamesch-Epos*; Stuttgart
- Schneider, Peter (1996): Neue Funde vom archaischen Apollontempel in Didyma; in *Schwandner*, S. 78-83
- Schwandner, Ernst-Ludwig (Hg., 1996): *Säulen und Gebälk. Zu Struktur und Wandlungsprozess griechisch-römischer Architektur, Bauforschungscolloquium in Berlin vom 16. bis 18. Juni 1994*; Mainz
- Wassermann, Andreas (2009): Der Fluch des schnellen Geldes; in *Spiegel* 9/2009.
- Wesenberg, Burkhardt (1971): *Kapitelle und Basen. Beobachtungen zur Entstehung der griechischen Säulenformen*; Düsseldorf
- (1996): Die Entstehung der griechischen Säulen- und Gebälkformen in der literarischen Überlieferung der Antike, in *Schwandner* S. 1-15
- (1999): Eine Theorie der Entasis; in *Archäologischer Anzeiger*, München, 481-492
- Wurz, Erwin (1913): *Der Ursprung der kretisch-mykenischen Säulen*; München

Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

Varianische Variationen

Andreas Otte

Im Folgenden soll neben einer Ausstellungsbesprechung vor allem stichwortartig Hintergrundmaterial zum Thema römische Feldzüge in Nordgermanien, besonders der Varusschlacht geliefert werden.

2000 Jahre Varusschlacht – Imperium Konflikt Mythos

Die Ausstellung ist auf drei Standorte aufgeteilt: Haltern (Imperium), Kalkriese (Konflikt) und Detmold (Mythos). In **Haltern** findet sich die Ausstellung nicht, wie man vielleicht erwartet hätte, im LWL-Römermuseum, sondern in der Seestadthalle. Die Halle bietet viel Platz, der gut genutzt wurde. Die Ausstellung in Haltern hat zwei Schwerpunkte, die gut miteinander kombiniert wurden. Der eine ist die Entwicklung des *Imperiums*, der andere die Lebensgeschichte von *P. Quintilius Varus*. So erfährt man z.B., dass Varus beim Alpenfeldzug als Legat der 19. Legion anno -15 in Germanien auch einmal gesiegt hat.

Die Ausstellung in Haltern ist äußerst gelungen; verglichen damit ist **Kalkriese** eine Enttäuschung. Im Obergeschoss des neu gebauten Empfangsgebäudes finden sich in einem einzelnen Raum, dessen Fläche durch Einbauten vergrößert wurde, Gegenstände aus ganz Europa, die dem 1.–6. Jh. und dem Thema „*Konflikt*“, also Waffen, Ausrüstungsgegenstände, Plünderungsgut, Grabfunde etc. zuzuordnen sind. Nur die Varusschlacht glänzt mit Abwesenheit.

Aber da ist ja noch die eigentliche Kalkrieser Dauerausstellung, die für 2009 komplett überarbeitet worden ist. Überraschenderweise sind die erklärenden Texte der Ausstellung jedoch komplett 'weichgespült', kein Vergleich mit Vorträgen und Beiträgen früherer Jahre, die einen zwingenden Bezug zwischen dem Fundort Kalkriese und der Varusschlacht hergestellt haben. In der 'Indizien'-Ecke dann tatsächlich Münzen, Knochen, usw. Nur wenige der über 6.000 Funde werden tatsächlich auch gezeigt. Bleibt noch die Begehung des Außengeländes: Auf Metallplatten im Boden, die den Weg der Römer darstellen sollen, finden sich antike Texte, Stangen zeigen den teilweise ergrabenen, teilweise vermuteten Verlauf des seitlichen Walls. An anderen Stellen ist der so genannte germanische Wall rekonstruiert, Markierungen zeigen die Fundorte der wichtigsten Funde, z.B. der eisernen Maske. Dann ist der Weg durch eine neue Grabungsfläche unterbrochen, auch im angrenzenden Wald finden sich weitere Absperrungen von aktuellen Ausgrabungen. Man hat fast den Eindruck, die einzigen definitiven Aussagen zur Identifika-

tion von Kalkriese mit der Varusschlacht finden sich nur noch auf den Straßenschildern der Umgebung.

Die *Mythos*-Ausstellung in der umgebauten Zehntscheune des Lippischen Landesmuseums zu **Detmold** war dagegen eine positive Überraschung. Wer die „Rezeptions-Abteilung“ der Canossa-Ausstellung in Paderborn ‘genossen’ hat, der konnte hier nur mit gemischten Gefühlen antreten. Aber: Eine schöne Ausstellung zum Germanen-Thema mit Fundstücken aller Art sowie Teilen des Hildesheimer Silberschatzes bildet ein gelungenes Gegengewicht zu den unvermeidlichen Folianten, Gemälden, Büchern, Theaterstücken der späteren Zeit. Auffällig ist das Bemühen, die Folianten als Abschriften mit den passenden Jahrhunderten ($\geq 15.$) zu deklarieren. Nur einmal findet sich bei einer *Germania*-Ausgabe die Unterschrift „9./15. Jahrhundert“.

Insgesamt ist die dreigeteilte Ausstellung sehenswert. Interessant: Sowohl in Detmold als auch in Haltern gaben offizielle Museumsführer durchaus kritische Kommentare zu Kalkriese und der Varusschlacht.

Frühere Besucher der Kalkrieser-Dauerausstellung können vielleicht mehr zu den Unterschieden damals und heute sagen; mangels Vergleichsmöglichkeit kann hier nur der aktuelle Stand dargestellt werden.

Aus der Literatur bekannte größere Schlachten der Römer in Nordgermanien

- +9 Varusschlacht/-katastrophe
(Totalverlust für die Römer, 17., 18. und 19. Legion, nie wieder neu aufgestellt)
- +15 Schlacht an den pontes longi
(Unentschieden, 1., 5., 20. und 21. Legion)
- +16 Schlacht auf Idistaviso
(Sieg der Römer, 1., 2., 5., 13., 15., 16, 20. und 21. Legion)
- +16 Schlacht am Angrivarierwall
(Sieg der Römer, 1., 2., 5., 13., 15., 16, 20. und 21. Legion)

Die bei TACITUS als Siege der Römer deklarierten Schlachten des Jahres +16 sind wahrscheinlich nicht so positiv für die Römer verlaufen, denn

- warum haben sich die Römer danach aus Germanien zurückgezogen?
- Wieso gab es überhaupt noch die Schlacht am Angrivarierwall, wenn schon bei Idistaviso fast alle germanischen Kämpfer getötet worden sein sollen?
- Wieso konnten schon ein Jahr später die Cherusker erneut mit zehntausenden Mann gegen die Markomannen kämpfen?

Aktuelle römische Schlachtfeldfunde

Kalkrieser-Niewedder Senke (Bramsche, Niedersachsen): Auf 25 km gega-belter Wegstrecke finden sich römische Gegenstände. An einer Stelle deu-ten diese darauf hin, dass in spätaugusteischer oder frühüberischer Zeit von einem Tross begleitete römische Legionen in Kampfhandlungen mit Germanen verwickelt waren. Eine Datierung über Münzen, die eine Ent-scheidung zwischen +9 und +15/16 erlaubt, ist sehr umstritten und wahr-scheinlich nicht möglich. [Lippek 2008]

Kalefeld-Wiershausen (Westharz, Niedersachsen): Auf einer Fläche von 2,0 x 0,5 km (Stand April 2009) finden sich Spuren eines Gefechts zwischen Germanen und Römern zu Anfang des +3. Jh. Die Datierung erfolgt über Münzen. Es besteht kein Zusammenhang mit der Varusschlacht, jedoch ist die Frage interessant, wer hier im 3. Jh. so weit im Osten römische Inter-essen vertrat.

Historische Berichte über Schlachtfeldfunde

Mehrere Schriftstellern des 16. und 17. Jh. (HAMELMANN, PIDERITIUS, WASSER-BACH) berichten unabhängig voneinander, dass im Fürstentum Lippe (Nord-rhein-Westfalen) bei Urbarmachung von Bodenflächen verschiedene Römer-münzen – teils goldene, teils silberne – gefunden worden sind mit den Geprä- gen von Julius (Cäsar), Augustus, Agrippa u.a., und zwar in Gemeinschaft mit Waffenresten und Menschenknochen. Diese Funde sind heute verloren, Chan- cen auf neue Funde in der Region hätte man nur auf noch nie beackertem Gemeindeland, welches sehr selten geworden ist. [Höfer 1888]

Quellen zur Varusschlacht

VELLEIUS PATERCULUS, *Kompendium der Römischen Geschichte*

(Zeitgenosse, kein Augenzeuge)

FRONTINUS, *Kriegslisten* (ca. 84–88)

TACITUS, *Annalen* I–VI (115–117)

FLORUS, *Römische Geschichte* (ca. 120)

CASSIUS DIO, *Römische Geschichte* (ca. 220).

Die Beschreibung des Cassius DIO ist die jüngste; laut HÖFERS Untersuchun- gen [Höfer 1888] ist sie inkompatibel mit den anderen Beschreibungen. Das Bild einer marschierenden Truppe, die über mehrere Tage angegriffen wird, zeigt sich nur bei DIO; bei den anderen Texten kann man eher eine im Lager beginnende Schlacht ausmachen (die sog. Lagertheorie), in deren Verlauf flüchtende Truppenreste niedergemacht wurden, bzw. sich ergeben haben.



N = Nordtheorie
 L = Lippetheorie
 M = Münsterländer-Theorie
 S = Südtheorie

Vier mutmaßliche Gegenden der Varusschlacht; östlich der Fundort Kalefeld
 [Karte A. Otte auf Basis von wikipedia].
 Zeitemsprünge 2/2009 S. 357

Ein Tross war danach nicht beteiligt, bzw. hat sich im Laufe der Schlacht nicht bewegt.

Der Ort der Varusschlacht

Es gibt ca. 700 Theorien zum Ort der Varusschlacht. Die Bandbreite reicht von Holland bis zum Harz. Es lassen sich aber zumindest vier Hauptgruppen (Abb. 1) bilden:

- Nord-Theorie: Nordrand des Wiehen- und Wesergebirges (z.B. Kalkriese, Barenau),
- Lippe-Theorie: nördlich (Werre) und südlich (Senne) des Osning (Teutoburger Wald),
- Münsterländer-Theorie: bei Beckum oder knapp östlich davon,
- Süd-Theorie: Bergland südöstlich der Münsterländer Bucht.

HÖFERS Verortungen (s. S. 362) sind im Bereich der Lippe-Theorien einzuordnen. In Kalkriese liegen unzweifelhaft Funde einer Schlacht zwischen Römern und Germanen vor. Davon hat es in der großräumigen Region aber mindestens vier gegeben, von denen uns berichtet wird. Die Festlegung nur sechs Wochen nach Grabungsbeginn auf die Varusschlacht (Zeitungsbericht) war weder damals, noch ist sie heute (nach über 20 Jahren) durch die Funde gedeckt und kann nur als unseriös in jeder Form bezeichnet werden. Da sich die Verantwortlichen aber 'aus dem Fenster gelehnt hatten', bestand nunmehr der Zwang, alles in diesem Kontext zu betrachten, um nicht das Gesicht zu verlieren.

In den letzten Monaten ist jedoch in den Zeitungen ein merkliches Zurückrudern der Verantwortlichen zu beobachten, das aber im Katalog zur Ausstellung *2000 Jahre Varusschlacht* sowie im neuen Katalog der Kalkriese-Dauerausstellung *Varusschlacht im Osnabrücker Land* nur bedingt spürbar wird. Da ist z.B. der unvermeidliche Frank BERGER, der von Anfang an mit seiner numismatischen Analyse als Kronzeuge für Kalkriese herhalten musste. Er bleibt auch im neuen Katalog bei seiner Aussage, dass es sich nur um Münzen handeln könne, die im Jahr 9 bei der Varusschlacht verloren worden sind [GmbH 2009a, 140-151]. Mit Kenntnis der kritischen Literatur [z.B. Wolters 2009] zum Thema lässt sich hierzu Folgendes bemerken:

1. Die Strecke von Bramsche bis Minden entlang des Wiehengebirges und weiter nach Magdeburg ist Teil einer stark genutzten Handelsstraße (Hellweg) gewesen. Viele der Münzfunde in der Region sind viel früher und unabhängig von den Schlachtfeldfunden gemacht worden (Barenau); es kann sich ebenso um römisches Geld im Besitz von Germanen handeln, die mit durchziehenden Händlern und Truppen Geschäfte gemacht haben [Höfer 1888]. Ger-

manische Siedlungen in großer Nähe zum Kampfplatz sind inzwischen nachgewiesen worden. Die Münzfunde sind damit nicht mehr eindeutig einer Schlacht zuzuordnen; es besteht die Gefahr der Vermischung. Auch Joachim HARNECKER warnt in seinem Beitrag *Kalkriese war kein germanischer Urwald* [GmbH 2009a, 88-91] vor dieser Gefahr.

2. Die ausgewerteten Münzfunde sind entgegen der Aussagen des untersuchenden Wissenschaftlers (Frank BERGER) nicht eindeutig einem Ereignis im Jahr +9 zuzuordnen [Lippeck 2008]. Das Fehlen eines Bronze-Münztyps, von dem nicht einmal nachgewiesen ist, dass er um +15 im freien Germanien vorhanden war, kann kaum als Beweis gelten. Es ist bisher unklar, ob die Germanicus-Zeit sich überhaupt in Münzen im freien Germanien niedergeschlagen hat. Nur etwa 0 - 2 % neues römisches Geld soll nach +9 noch in Umlauf gekommen sein [Schoppe]; auch von daher ist das Nichtvorkommen späterer Typen für eine Beweisführung insignifikant. Und die von BERGER weitgehend ignorierten Silbermünzen (das Hauptzahlungsmittel für den Legionärsold) zeigen ein anderes Bild für Datierungen [Lippeck 2008].

3. In der Gegend wurde sog. Legionsgeld gefunden, d.h. Geld, welches mit Legionskennungen versehen wurde. Dieses Geld wurde auch zwischen den Legionen getauscht, ist also in einer gewissen Verteilung an Fundstellen zu erwarten. Warum aber ausgerechnet in Kalkriese der Anteil der Varus-Legionen (17.-19.) am Legionsgeld der geringste ist (ganz anders in Haltern), müsste den Vertretern der Kalkriese-Varus-Hypothese Kopfzerbrechen bereiten.

4. Neben dem Legionsgeld gibt es mindestens ein weiteres Fundstück mit einer Legionskennzeichnung. Es ist das Mundblech einer Schwertscheide, das eine Besitzer-Ritzinschrift mit der Abkürzung „LPA“ trägt. Die Inschrift kann als L(egio) P(rima) A(ugusta) gelesen werden, also als 1. Legion. Diese war mit Sicherheit an den Kämpfen der Jahre 15/16 beteiligt. Zwar besuchte die 1. Legion im Jahr +15 auch das Varusschlachtfeld, aber warum finden sich keine Objekte mit Legionskennzeichen der 17. - 19. Legion?

5. Es gibt in Kalkriese praktisch keine germanischen Funde. Hier kämpften offenbar Römer gegen Germanen mit römischen Waffen. Woher kamen diese Waffen? Für eine Schlacht nach +9 wäre dies einfach zu beantworten, aber davor?

6. Bei Kalkriese wurde ein Wall (einschl. Gräben) mit Kampfspuren gefunden. Von Kämpfen an einem Wall wird im Zusammenhang mit der Varusschlacht nicht berichtet, wohl aber bei der Caecina-Schlacht und bei der Schlacht am Angrivarierwall. Überhaupt muss man die Frage stellen, wie viel Schlachtfeld eigentlich in Kalkriese gefunden wurde. So schreibt Joachim HARNECKER als Archäologe im Kalkriese-Team 2004:

„Wurden die Suchgrabungen mit viel Enthusiasmus begonnen, folgte die Ernüchterung bereits in der ersten Grabungskampagne [...] Insgesamt haben [...] die Suchgrabungen aus Varusschlacht-orientierter Sicht wenig zur Klärung der Ereignisse in augusteischer Zeit außerhalb des Oberesch beitragen können [...] Eine gezielte Suche nach Spuren der Kampfhandlungen hat sich als unmöglich erwiesen und eine so verstandene Schlachtfeld-Archäologie ist eine Fiktion [...] Der Oberesch [dort liegt der 400 Meter lange Wall; AO], der ja auch kein klassisches Schlachtfeld ist, stellt im Gesamtkomplex Kalkriese bislang einen *Sonderfall* dar, da hier Fundmaterial zumindest teilweise bei Kampfhandlungen in den Boden gelangt sein dürfte“ [Harnecker, 123].

7. In Kalkriese wurden einige wenige tierische und menschliche Knochenfunde in Gruben gemacht, offensichtlich erst begraben, nachdem die Überreste einige Zeit an der Oberfläche gelegen hatten. Außer der Tatsache einer Nachbestattung entspricht weder die Form (ein großer, allerdings zerstörter Tumulus gegenüber einzelnen kleinen Gruben) noch die Anzahl der Leichenfunde in irgendeiner Form den historischen Berichten. Eine genaue Datierung der Knochenfunde, die eine Unterscheidung zwischen +9 und 15/16 erlaubt, ist nicht möglich.

8. Unter Berücksichtigung der Lagertheorie zur Varusschlacht sind Trossfunde außerhalb oder in der Nähe eines Lagers nicht zu erwarten. Kalkrieser Trossfunde sprechen daher unter dieser Annahme eher gegen einen Zusammenhang mit der Varusschlacht. Folgt man dagegen dem DIO-Text, der Marsch-These in unwegsamem Gebiet, so passt sie nicht zu der Tatsache, dass man sich in Kalkriese auf oder direkt neben einem Hellweg befand.

Zusammengefasst lässt sich sagen: Betrachtet man nur die archäologische Evidenz, so ist bisher kein direkter Zusammenhang zwischen den Funden von Kalkriese und der Varusschlacht herstellbar. Die Berücksichtigung der Quellen ermöglicht zumindest einen Zusammenhang der Funde mit den Germanicusfeldzügen, während sie einen Zusammenhang mit der Varusschlacht praktisch ausschließt.

Literatur

GmbH 2009a = Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH (Hg., 2009a): *Varusschlacht im Osnabrücker Land*; Mainz

GmbH 2009b = Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH (Hg., 2009b): *2000 Jahre Varusschlacht – Konflikt*; Stuttgart

Harnecker, Joachim / Tolksdorf-Liebemann, Eva (2004): *Kalkriese 2, Sondierungen in der Kalkrieser - Niewedder Senke*; Mainz

Höfer, Paul (1888): *Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz*; Leipzig

- Landesverband Lippe (Hg., 2009): *2000 Jahre Varusschlacht – Mythos*; Stuttgart
- Lippe, Wolfgang (2008): Inhaltliche Strukturanalyse der Denarkomplexe von Kalkriese und Haltern – Widerlegung der „Kalkriese These“ zum Ort der Varusschlacht; in *Die Schlacht – Plausible Gründe zur Varuskatastrophe in Ostwestfalen-Lippe*; Bielefeld
- LWL-Römermuseum in Haltern am See (Hg., 2009): *2000 Jahre Varusschlacht – Imperium*; Stuttgart
- Schoppe, Siegfried G. (2006): *Varus fand sein Ende im Lippischen Wald. Eine Streitschrift wider die Kalkriese Hypothese*;
<http://www.arminius-varusschlacht.de/varus-kalkriese.pdf>
- Wolters, Reinhard (2009): *Die Schlacht im Teutoburger Wald*; München

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Paul Höfer: *Die Varusschlacht* Eine reichlich verspätete Rezension von Andreas Otte

Das im Folgenden besprochene und vorgestellte Buch Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz von Paul HÖFER ist im Jahre 1888 erschienen, also vor über 120 Jahren. Dass es trotzdem Sinn macht, ein so altes Buch vorzustellen, wird sich im Folgenden zeigen. Anlass ist natürlich das Jahr 2009 als Jubiläumsjahr der Varusschlacht, eine mittelalterliche Phantomzeit einmal unberücksichtigt gelassen.

Zur Person

Paul HÖFER wurde in Craja (heute Kraja, Kreis Nordhausen) am 11. März 1845 geboren. Er besuchte das Gymnasium in Mühlhausen und studierte anschließend an den Universitäten Halle und Göttingen Philologie, Philosophie und Geschichte. 1870 wurde er zum Dr. phil. promoviert mit einer Arbeit über *Die Bedeutung der Philosophie für das Leben*. Danach trat er Stellen als Gymnasiallehrer in Göttingen, Spandau und zuletzt Zerbst an, wo er 1877 zum Oberlehrer befördert wurde.

Er widmete sich in späteren Jahren verstärkt historischen Studien, die er in entsprechenden Zeitschriften und Büchern veröffentlichte. Außerdem wurde er Konservator des Fürst-Stolberg-Museums in Wernigerode. Ab 1909 betreute HÖFER das Altertumsmuseum in Bernburg und zuletzt das Städtische Museum in Blankenburg. Auch an mehreren Ausgrabungen, wie zum Beispiel auf der Ruine Königsburg oder der vermeintlichen Pfalz Bodfeld, war er beteiligt.

Paul HÖFER starb am 18. Oktober 1914.

Zur Entstehungsgeschichte des Buches

Einen auf der Philologen-Versammlung in Dessau 1884 vorgestellten Text *Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr.* publizierte HÖFER noch im selben Jahr als Buch, 1885 in einer zweiten Ausgabe. Nach genauester Analyse der Quellen (*TACITUS Annalen*) und Berücksichtigung auch der kleinsten Hinweise zur Topographie lässt er darin den Germanicus mit 8 Legionen auf dem Rückweg von der Idistaviso-Schlacht zur Ems entlang der nördlichen Seite des Wiehengebirges ziehen. Bei Wehrenburg an der Hunte (nur wenige Kilometer von Kalkriese) kommt es dann nach HÖFER zur Schlacht am Angrivarierwall.

Zur Unterstützung seiner These erwähnt HÖFER schon über ein Jahrhundert früher dokumentierte, aber damals verloren geglaubte römische Münzfunde bei Barenau, ganz in der Nähe von Kalkriese und nur 7 km von der Wahlburg entfernt. HÖFER gelingt es, die Münzen zu besichtigen und im Germanicus-Buch zu dokumentieren. Diese Information gelangt auch zu Theodor MOMMSEN, der sogleich einen Antrag zur Erforschung bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin stellt und Herrn MENADIER zur Untersuchung der Münzen nach Gut Barenau schickt. Stolz berichtet HÖFER in den Vorbemerkungen zur zweiten Ausgabe des Germanicus-Buches von diesem Vorgang.

Nur wenige Monate später erscheint jedoch ein kleines Büchlein von MOMMSEN: *Die Örtlichkeit der Varusschlacht*, einige Monate später (Frühjahr 1885) ebenfalls in zweiter Ausgabe. In diesem Büchlein verortet MOMMSEN die Varusschlacht allein auf Grund des Münzbefundes in der Gegend von Barenau und kritisiert den Nichtnumismatiker HÖFER unter anderem für einige wenige Fehler bei der Dokumentation der Barenauer Münzfunde, die in der zweiten Ausgabe des Germanicus-Buches korrigiert wurden. Gerade über diese Korrektur erregt sich MOMMSEN besonders, woraus man nur schließen kann, dass er den Ergebnissen des HÖFER-Buches ansonsten sachlich wenig entgegenzusetzen hatte. Er muss jedoch etwas dagegen vorbringen, denn die Regionen der Feldzüge des Jahres +15 (in dessen Verlauf das Varusschlachtfeld besucht wurde) und des Sommers des Jahres +16 sind nach den Quellen nicht identisch. Sein Ort der Varusschlacht kann daher nicht auf dem Weg des Germanicus-Feldzuges vom Sommer 16 n. Chr. liegen.

Es spannt sich ein in Zeitschriften und Zeitungen ausgetragener Kampf mit MOMMSEN und seinen Anhängern [z.B. Höfer 1885b; 1887]. Theodor MOMMSEN ist ein mächtiger Mann, dessen Wort in diesen Fragen fast schon Gesetz ist. Entsprechend der vorherrschenden Autoritätsgläubigkeit – ein auch heute nicht ganz unbekanntes Phänomen – scheint damit die Frage nach dem Ort der Varusschlacht in der Öffentlichkeit entschieden zu sein. Anders lautende Meinungen werden mit den auch heute nicht unüblichen Methoden behandelt, ins Abseits gestellt und dem Vergessen überantwortet. Das bekommt auch HÖFER zu spüren. In seinem Bemühen, sich der Anfeindungen zu erwehren und in ähnlicher Weise, wie er schon den Feldzug des Germanicus untersuchte, auch die Varusschlacht zu dokumentieren, kommt es zu einer Überforderung, die ihn erkranken lässt und für ca. eineinhalb Jahre am Schreiben hindert. So erscheint *Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz* erst 1888 und ist auch ein Anti-MOMMSEN-Buch, indem er dessen Praktiken im Umgang mit anderen Forschern durchleuchtet.

Zur Methode

HÖFERS bereits im Germanicus-Buch deutlich gewordene Methodik besteht im Wesentlichen in einer sehr genauen Analyse geographischer und topographischer Details in den Quellen. Das bedeutet aber nicht, dass er ein 'Schreibtischtäter' ist, im Gegenteil. Wie kein anderer hat er nach der Untersuchung der Quellen und der genauen Aufnahme der Merkmale die in Frage kommenden Gegenden bereist, Gespräche mit lokalen Forschern geführt, Fundberichte dokumentiert usw. Das unterscheidet ihn von z.B. MOMMSEN, der die Frage der Örtlichkeit an seinem Schreibtisch klärte. HÖFERS starke Anlehnung an die Quellen bedeutet nicht, dass er diesen blind vertraut. Mit viel Aufwand prüft er deren Zuverlässigkeit und Genauigkeit. So scheidet er nach genauer Untersuchung den Text des CASSIUS DIO als verlässliche Quelle über die Varusschlacht aus. Dieser basiert für ihn auf den geschönten (gefälschten) Senatsakten; die Schlachtbeschreibung sieht er mit kleinen Änderungen bei Cäsar abgeschrieben. Immer lässt er Raum für abweichende Auslegungen. Etymologische Argumente und Funde spielen bei HÖFER nur eine bestätigende Rolle, sind nie der Ausgangspunkt einer Hypothese.

Klar erkennt er, dass damals wie heute Funde als Glücksfall für die Forschung gelten müssen. Viele Funde auf altem Kulturland in früheren Jahrhunderten sind zwar erwähnt, aber nicht erhalten, alte Wälle sind lange eingeebnet. Nur auf nie beackertem Gemeindeland (z.B. Wälder) hat man noch gute Chancen auf Funde, wie sich kürzlich mal wieder bei Kalefeld gezeigt hat.

Zum Inhalt

Die Verortung des Kastells Aliso ist eine wichtige Vorarbeit für die Ermittlung des Varus-Schlachtfeldes, denn Überlebende der Katastrophe konnten sich dorthin retten. Es muss also in erreichbarer Nähe liegen. Dass Aliso an der Lippe liegen soll, wird auch von MOMMSEN nicht bestritten, er muss dann jedoch die Flüchtlinge der Varusschlacht ignorieren; denn eine Flucht nach Aliso macht von Barenau aus überhaupt keinen Sinn.

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit den Münzfunden von Barenau. Hier zerlegt HÖFER nach allen Regeln der Kunst die Ansicht MOMMSENS, man könne aus den Fundorten der Münzen bei Barenau auf deren Abstammung aus einer Schlacht schließen, noch dazu der Varusschlacht.

Das Ausscheiden des CASSIUS DIO-Textes als Quelle über die Varusschlacht führt zu einem gänzlich anderen, nämlich einem im Wesentlichen stationären Bild der „Schlacht“, als es heute im allgemeinen dargestellt wird und bildet einen wesentlichen Schlüssel zur Verortung der Geschehnisse.

HÖFER versucht, die Gegend der Schlacht aus dem Bericht des TACITUS über den Feldzug des Germanicus des Jahres +15 zu ermitteln, in dessen Ver-

lauf das alte Schlachtfeld aufgesucht wird. Auch hier sind es wieder die kleinen Details im Text, Anmerkungen zur Topographie, usw., welche die abschließende Verortung schlüssig erscheinen lassen.

Zur Kritik

HÖFER konnte die Schlachtfeldfunde von Kalkriese noch nicht kennen. Sein Hauptargument gegen eine Römerschlacht in der Barenauer Gegend: „Wo sind die Waffenreste und Knochen neben den Münzen?“ ist damit gegenstandslos geworden. Seine anderen Argumente, denen zufolge dort zumindest die Varusschlacht nicht stattgefunden haben kann, besitzen aber weiterhin Gültigkeit. Und die Archäologie bestätigt ihn: Die Funde auf dem Schlachtfeld und dessen Umgebung seit etwa 1988, die nie ein Beweis für die Varusschlacht am Ort waren, deuten inzwischen auf eine Beteiligung der 1. Legion hin, schließen also für Kalkriese die Varusschlacht weitgehend aus, denn dort sind andere Legionen vernichtet worden (auch wenn die 1. Legion das Schlachtfeld im Rahmen der Aufräumaktion besucht hat). Welche andere Römerschlacht in Kalkriese stattgefunden hat, muss derzeit offen bleiben.

Auch in den *Zeitensprünge* ist über dieses Thema bereits ausführlich diskutiert worden [Kloppenburg 1999a/b; Albrecht 1999/2000]. Treffend auch die Anmerkung von ILLIG [1/1999, 81] in einer Ergänzung zu KLOPPENBURGS erstem Beitrag mit aktuellen Berichten über die Funde bei Kalkriese: „Warum sie allerdings gerade für die Schlacht im Jahre 9 n. Chr. zeugen, geht aus dem Text nicht hervor“. Mir scheint das inzwischen symptomatisch zu sein für Berichte über Funde in Kalkriese. Sieht man sich aktuelle Berichte in der Tagespresse an, so hat inzwischen ein interessantes Rückrudern der verantwortlichen Wissenschaftler eingesetzt, betreffend den Bezug Kalkriese – Varusschlacht [z. B. Pape 2009]. Vor dem Hintergrund der Untersuchungen HÖFERS drängt sich der Verdacht auf, dass es sich bei den Schlachtfeld-Funden von Kalkriese um einen Ausläufer der Schlacht am Angrivarierwall gehandelt hat, oder die Bestrafungsaktion des Stertinius gegen die Angrivarier oder um ein bei TACITUS nicht berichtetes kleineres Folgegefecht nach der Schlacht am Angrivarierwall.

HÖFER macht eine große Annahme bei seinen Untersuchungen: Es handele sich bei „Lupia“ und „Amisia“ um die Flüsse Lippe und Ems. PTOLEMAÜS führt „Lupia“ und „Amisia“ in seiner *Geographia* als Städte Germaniens auf. Zumindest „Amisia“ kennt er auch als Fluss. HÖFER begründet die schlechte Qualität der ptolemäischen Daten über Germanien sehr gut, jedoch kann man HÖFERS simpler, nur wenig begründeter Verortung der Städte „Lupia“ und „Amisia“ an den jeweiligen Flüssen nicht so ohne weiteres zustimmen. TACITUS [Ann. I 70] lässt den Germanicus auf dem Weg nach „Amisia“ (zur Ems?!)

zur Weser marschieren. Diese Stelle in den *Annalen* ist gewöhnlich mit einer Anmerkung markiert, die auf einen Fehler bei TACITUS hinweist. Was aber, wenn „Amisia“ (auch) eine Stadt an oder in der Nähe der Weser gewesen ist? Warum sollte TACITUS hier einen Fehler gemacht haben? Wenn hier, wo dann noch? Welcher Ortsangabe in den Quellen darf man dann noch trauen? HÖFER bespricht diese Stelle der *Annalen* ausführlich in seiner Schrift von 1884/85 über den Germanicus-Feldzug [Höfer 1885a]. Er bedauert die sich aus dieser Textstelle ergebende schlechte Qualität der geographischen Kenntnisse des TACITUS über Germanien bzw. dessen Quelle, aber es kommt ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke, mit „Amisia“ könnte nun gerade nicht die Ems gemeint sein. An anderen Stellen verteidigt er TACITUS gegen Umstellungen und Umdeutungen, andererseits stimmt er solchen gelegentlich zu, wie z. B. bei VELLEIUS [II: 105], wo aus „ad caput Juliae“ ohne weiteres „ad caput Lupiae“ werden darf.

Kippt jedoch diese große Annahme über Ems und Lippe, oder ist sie genügend zu erschüttern, dann fällt auch die ganze Untersuchung. Gänzlich neue Verortungen wären zu erproben, Versuche hierzu gibt es bereits reichlich [z.B. Friebe 1999]. Man wird sich für eine weitere Analyse alle Stellen in den Quellen mit offenen Augen daraufhin genau anschauen müssen, ob wirklich der Fluss oder die Stadt „Amisia“ gemeint ist. Ähnliches gilt auch für „Lupia“. Und es dürfte erforderlich sein, so weit wie möglich, auf die ‘Originaltexte’ zurückzugehen, denn die heutige Auflösung der lateinischen, meist ohne Wortzwischenräume geschriebenen Texte zu Wörtern und Sätzen, ist ebenfalls fraglich [Otte 2007].

Und das alles lässt noch die ganze Fälschungsfrage außer acht. HÖFER thematisiert am Ende des sechsten Teils zwar das Fälschungsproblem, jedoch mit einer positiven Endnote. Schon vorher hat er die prekäre Quellensituation, insbesondere für die TACITUS-*Annalen* 1-6 erwähnt.

Heute ist man da wesentlich weiter; die Literatur zu Fälschungen der Werke des TACITUS, aber auch anderer klassischer Autoren ist unüberschaubar [z. B. Hochart 1890]. Auch die Autoren der *Zeitensprünge* sind an dieser Diskussion nicht unbeteiligt [z.B. Anwander]. Selbst wenn viele dieser Werke erst in späteren Jahrhunderten erstellt wurden, so muss man, wenn möglich, klären, ob es sich um komplette Erfindungen handelt oder ob ‘Echtes’ als Vorlage benutzt wurde. Suspekt macht es diese Quellen aber in jedem Fall.

Zum Abschluss

Trotz der obigen Kritik ist HÖFERS *Die Varusschlacht* ein herausragendes Beispiel für detaillierte und sorgfältige Quellenarbeit in Kombination mit eigener Anschauung durch Reisen und Untersuchungen vor Ort. Heutige Forscherge-

nerationen können und sollten sich daran ein Beispiel nehmen; es ist methodisch wertvoll und absolut lesenswert. Leider ist das Buch antiquarisch fast nicht erhältlich und Bibliotheken lassen einen Interessenten das Buch als Werk des 19. Jh. meist nur noch im Lesesaal unter Aufsicht begutachten und lesen. Daher werden zur Zeit Anstrengungen unternommen, dieses Buch und andere Texte HÖFERS zum Thema neu herauszugeben.

Literatur

- Albrecht, Gisela (1999): Archäologie contra antike Schriftlichkeit. Eine Antwort auf Franz Kloppenburgs These; in *ZS* 11 (2) 228-230
- (2000): Zum Leserbrief von Franz Kloppenburg; in *ZS* 12 (2) 223-227
- Anwander, Gerhard (2007): Auf den Spuren der Germania und anderer Fälschungen; in *ZS* 19 (2) 413-442
- Friebe, F.H. Rainer (1999): „gesichert von Türmen geschützt vom Schwert, ...“; Halberstadt
- Hochart, Polydore (1890): *De l'autenticité des annales et des histoires de Tacite*; Paris; Teilübersetzung unter: <http://www.ilya.it/chrono/pages/hocharttacitusdt.htm>
- Höfer, Paul (21885a): *Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr.*; Bernburg · Leipzig
- (1885b): [Feuilletonnotiz in der „Post“ vom 20. März]
- (1887): Zum Unterricht über die Römerzüge in Deutschland; in *Zeitschrift für das Gymnasialwesen*, Band 41, Septemberheft
- (1888): *Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz*; Leipzig
- Kloppenburg, Franz (1999a): Quousque tandem ... Wie lange noch verschließt man sich der eindeutigen Quellenlage für die Festlegung des Ortes der Varusniederlage? in *ZS* 11 (1) 73-81
- (1999b): Antike Schriftlichkeit contra Archäologie. Eine Antwort auf Gisela Albrecht; in *ZS* 11 (4) 579-582
- Mötefindt, Hugo (1927): Paul Höfer; in *Mitteldeutsche Lebensbilder, 2. Band: Lebensbilder des 19. Jahrhunderts*; Magdeburg, 425-437
- Mommsen, Theodor (21885): *Die Örtlichkeit der Varusschlacht*; Berlin
- Otte, Andreas (2007): Die Annales 1-6 des Tacitus. Eine kritische Betrachtung; in *ZS* 19 (3) 617-621
- Pape, Ernst Wilhelm (2009): Kalkriese auf dem Rückzug; in *Westfalenblatt*, 16. 01.

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Römer in Germanien, wobei hier Germanien als rechtsrheinisch und nördlich der Alpen angesehen wird (im Süden lebten auch Kelten):

- 55/53 Caesar: zwei Rheinübergänge,
- 39/38 Agrippa: Rheinübergang,
- 25 Vinicius: Rheinübergang (Strafexpedition),
- 17/16 Kreuzigung röm. Zenturionen in Germanien; anschließend Einfall von Sugambrenn, Usipetern und Tenkterern in Gallien; dort verliert Lollius eine Legion samt Adler.
- 15 Drusus, Tiberius: über die Alpen bis zur Donau, Gebiet wird römisch,
- 12–9 Drusus-Offensive von Westen: Ems, Weser, Elbe,
- 12 Drusus: vom Rhein in die Nordsee bis Wesermündung,
- 11 Offensive: von Xanten zur Weser. Lager-Ausbau entlang Lippe und Lahn (Oberaden bis -7, Haltern, Waldgirmes),
- 10 Drusus: von Mainz bis ins Weser-Gebiet,
- 9 Drusus: von Mainz bis zur Elbe. Elbüberquerung? Tod auf dem Rückweg (Tiberius holt den Leichnam nach Gallien),
- 8 Tiberius: Unterwerfung aller Stämme zw. Rhein und Elbe,
- 1/+1 Domitius Ahenobarbus: Zug bis zur Elbe und Überquerung,
- 1–4 *Immensum bellum* (Germanenaufstand),
- + 5 Tiberius: vom Rhein bis zur dänischen Küste (Jütland),
- + 6 Tiberius: von Carnuntum in Richtung Elbe, Saturninus: von Mainz in Richtung Böhmen (Marbod),
- + 9 Varus-Niederlage beim Befrieden im Cheruskerland (3 Legionen),
- +9/10 Asprenas führt 2 Legionen aus Germanien zurück an den Rhein; Aliso hält sich,
- +11/12 Tiberius operiert in Germanien (erneut Ausbau an der Lippe),
- +14 Augustus (seit -30) stirbt; Tiberius folgt ihm (bis +37),
- 14–16 Germanicus operiert in Germanien (Siege bei Idistaviso und am Angrivarierwall; Totenbestattung am Varus-Schlachtfeld),
- +15 Caecina (4 Legionen): Hinterhalt zwischen Ems und Weser (eigentlicher Favorit für Kalkriese),
- +16 Germanicus wird von Kaiser Tiberius aus Germanien abberufen.

Danach bleiben rechtsrheinisch nur Friesen unter Roms Herrschaft; im Süden werden unter Claudius (41–54) die Provinzen Raetia und Noricum gegründet. Noricum wird erst nach 284, also unter Diocletian in Noricum Ripense (Ufer-N.) und Noricum Mediterraneum (Binnen-N.) geteilt, während der Ostteil, u.a. das Wiener Becken, schon +8 der Provinz Pannonia zugeschlagen wird [nach Reinhard Wolters (²2001). *Die Römer in Germanien*; München]. hi

Das Römerlager im unterfränkischen Kronungen Örtlichkeit und Rechtslage

Volker Friedrich · Werner Nöller · Karl August Seel

Wie in Heft 3/2008 der *Zeitensprünge* angekündigt, sollen die Leser beizeiten über die genaue geographische Lage des von Karl August Seel in einem Luftbild entdeckten mutmaßlichen Römerlagers bei Schweinfurt unterrichtet werden.

Zur Erinnerung sei wiederholt, dass das erkannte Bodendenkmal aufgrund seiner geographischen und regionalen Lage, Größe, Figuration und der vorhandenen antiken römischen Schriftquellen konkret als ein Winterlager für den Feldzug gegen die Markomannen (+6) eingestuft wurde [Seel/Friedrich 2008, 743]. Nach Bewertung der Autoren wurde das Winterlager vom umsichtigen Sentius Saturninus (ca. -20 bis nach +30) vorsorglich für den Winter +6/7 angelegt.

Das Bodendenkmal befindet sich im Ortsteil **Kronungen** der unterfränkischen Gemeinde **Poppenhausen** (PLZ 97430). Es liegt westlich der Wern, 1.000 m nördlich der Kronunger Laurentius-Kirche, nicht weit entfernt vom Kronunger Sportplatz. Die im Luftbild sichtbaren Umrisse der Umwallung liegen nördlich des Dohlsgrabens (von slaw. dolina, Tal; im Aufsatz im Sinne des *Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege/BLfD* von den Autoren zu *Arnsgraben* verfremdet). Das perennierende Rinnsal im Dohlsgraben mündet in die Wern. Die Aussicht nach Osten wird heute durch den hohen Bahndamm zur Wern hin beeinträchtigt.

Bei dem westlich auf Altsiedelland gelegenen Rundling handelt es sich um Kützberg (Kütze = slawischer Vorname). Die Außenbegrenzung dieses alten awarisch-slawischen Rundlings wird heute durch einen nahezu kreisrunden Straßenring markiert (= Am Gänsberg, Gänsberg, St.-Michael-Str., Sulzthaler Str.). Viele Häuser innerhalb diese Ringes haben heute noch eine gut sichtbare radiale Ausrichtung.

Die durch Dritte veranlasste Bewertung des zuständigen *Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege* soll dem Leser ebenfalls nicht vorenthalten werden: Das BLfD hatte im Mai 2008 nach unserer umfassenden Meldung zwar umgehend das Bodendenkmal unter Denkmalschutz gestellt, misst ihm jedoch offensichtlich keine vorrangige Bedeutung bei. Die im Luftbild sichtbaren Strukturen, so das vorgesetzte *Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst* vom 5. Februar 2009,

- seien zur Zeit nicht „näher zu deuten“;
- ein römisches „Standlager in dieser Region“ sei „auszuschließen“.
- ein römisches „Militär- oder Marschlager“ komme „aufgrund Strukturen und Dimensionen nicht in Frage“;
- das Bodendenkmal sei „ungefährdet“;
- gegenwärtig seien keine Ausgrabungen geplant, zumal mit ihnen „wesentliche Substanzverluste verbunden wären“.

Worauf diese dürre und uns unverständliche Bewertung des BLfD sich stützt, ist nicht bekannt: vielleicht auf die erwähnte Geländebegehung, welche zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt durchgeführt wurde. Ob die zu Tausenden auf dem Acker herum liegenden Tonscherben näher untersucht wurden, entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis. Ein Urteil ex cathedra wird nicht unterstellt, obwohl der Typus eines Amtsbescheides durchaus gegeben ist.

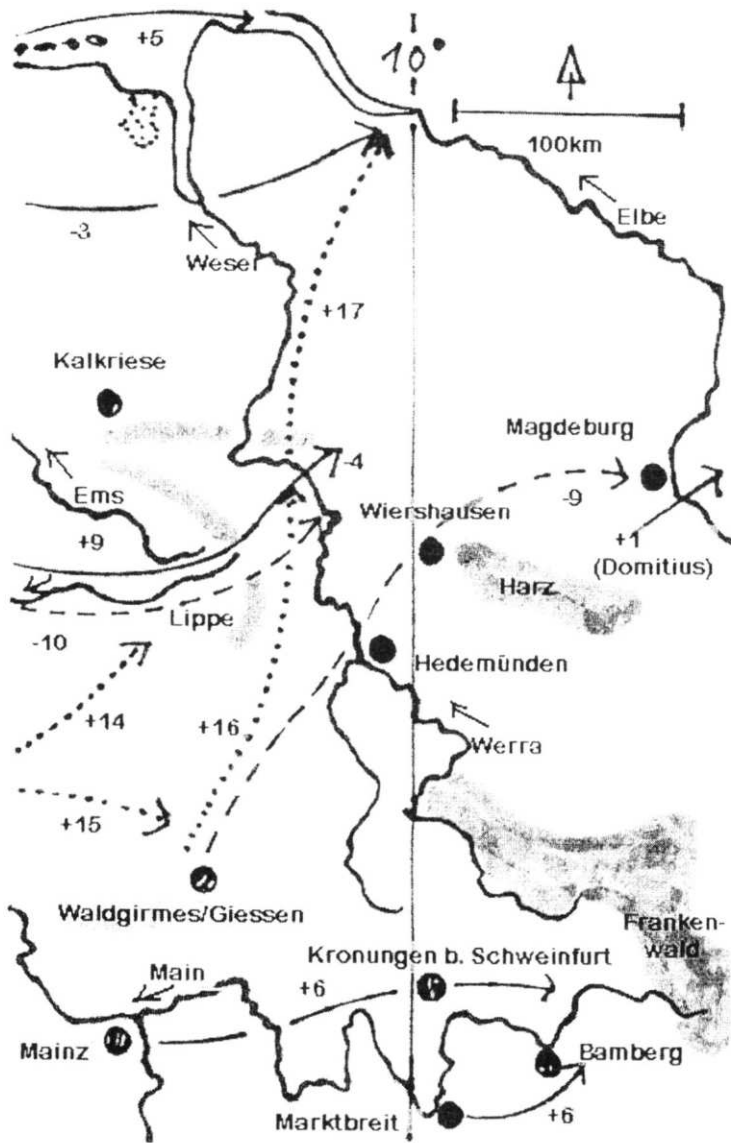
Ersichtlich geht das BLfD auf die dezidierte Festlegung der Autoren, es müsse sich um ein „Winterlager“ des Saturninus handeln, nicht ein. Vielmehr werden Lagertypen bestritten, welche bei uns gar nicht in nähere Erwägung gezogen wurden (s. o.).

Vor allem ist nicht einsichtig, dass es in der Schweinfurter Region, im Gegensatz zum südlich gelegenen, nicht weit entfernten Marktbreit, kein Römerlager gegeben haben soll: Die Kronunger Anlage liegt näher am römischen Haupt-Garnisonsort Mainz als Marktbreit und bis auf einige hundert Meter fast genauso weit östlich wie das Marktbreiter Römerlager. Dieses gilt als das am weitesten im Osten Deutschlands liegende Kastell, das bisher bekannt geworden ist. Außerdem befindet sich Kronungen deutlich näher am späteren obergermanischen Limes als die wohl um +6 geplant aufgegebenen römischen Anlagen bei Marktbreit.

Die BLfD-Aussage, das Bodendenkmal sei ungefährdet, aber Grabungen seien mit wesentlichen Substanzverlusten (sic!) verbunden, ist nicht nachvollziehbar: Im Gegenteil dürften die auf dem lehmigen Boden eingesetzten tiefgehenden Ackerpflüge die heute noch vorhandene Struktur zunehmend verschleifen und damit schädigen.

Wenn das Marktbreiter Römerlager wissenschaftlich auch in Zusammenhang mit dem +6 vorzeitig abgebrochenen Markomannen-Feldzuges des Tiberius resp. Saturninus gebracht wird, dann hat dies gleichfalls auch für Kronungen bei Schweinfurt am Main zu gelten: Warum hätte denn Saturninus mit seinen Mainzer Truppen auf irrationalen Umwegen nach Nordböhmen ziehen sollen?

Es besteht also hier erstmalig und grundsätzlich die Möglichkeit, im Maingebiet eines der quellenmäßig belegten römischen Winterlager zu verifizieren. Es bleibt daher zu hoffen, dass eines Tages dem BLfD das Kronunger



Kartogramm: Römische Kriegszüge in Germanien von -10 bis +17 von /unter
 Drusus (- - - -), Tiberius (-.-.-.-) und Germanicus (. . . .)

[Karte von V. Friedrich]

Bodendenkmal vorrangiger erscheint als heute und Geld für eine Grabung bereit gestellt wird.

Für die Geschichte Unterfrankens und Poppenhausens ist es nämlich geradezu ein Glücksumstand, dass die Veröffentlichung des Luftbildes erst durch die Auflösung des Warschauer Paktes möglich geworden ist: Die Landschaft um Schweinfurt wäre für eine sowjetische Offensive von eminenter Bedeutung gewesen [vgl. Uhle-Wettler, insbes. 24, 25, 26, 74; Bacia über sog. „Fulda gap“]. Die seinerzeit geschossene Luftbild-Serie besaß daher einen sehr hohen militärischen Verschlussgrad und wäre damals von den Befugten, BR Deutschland, USA und Nato, niemals für die Öffentlichkeit und eine Publikation frei gegeben worden.

Das Kronunger Bodendenkmal und das bayerische Landesdenkmalschutzgesetz [WN]

Die Veröffentlichung der Fundorte von Bodendenkmälern birgt durchaus die abstrakte Gefahr von Raubgrabungen, die sich jeweils dann konkretisiert, wenn wertvolle Schätze im Boden vermutet werden. Deshalb von einer Bekanntgabe Abstand zu nehmen, würde allerdings eine wissenschaftliche Diskussion über die Bedeutung des Fundes in Kronungen verhindern und damit die Forschung verfassungswidrig einschränken.

Im *Bayerischen Gesetz zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler (Denkmalschutzgesetz - DSchG)* ist dieser Interessenkonflikt zwischen Informationsfreiheit einschließlich der Freiheit von Wissenschaft und Forschung einerseits und dem Denkmalschutz andererseits nicht *expressis verbis* geregelt. Die mit dem Denkmalschutz rechtlich zulässig verbundenen Einschränkungen von Grundrechten sind in Art. 24 DSchG abschließend aufgeführt, wie die Unverletzlichkeit der Wohnung (Art. 13 Grundgesetz - GG), der freien Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2 Abs. 1 GG) und des Eigentums (Art. 14 GG).

Das Grundrecht auf Informationsfreiheit sowie die Freiheit von Wissenschaft und Forschung (Art. 5 GG) sind hingegen nicht erwähnt und dürfen demnach auch nicht zugunsten des Denkmalschutzes eingeschränkt werden. Deshalb war es folgerichtig, dass eine gerichtliche Entscheidung die „Verschandelung“ eines bewohnten Baudenkmales durch Rundfunkantennen für zulässig erklärt hat, da sonst dessen Bewohner vom Rundfunkempfang ausgeschlossen worden wären.

Nach dieser Maßgabe ist auch das bayerische DSchG auszulegen. Es erlaubt die Untersagung von Handlungen aller Art, die auf das Denkmal einwirken. Aber schon rein begrifflich ist die Mitteilung eines Fundortes keine „Einwirkung“ auf ein Denkmal, weil es dadurch in seiner Substanz nicht beeinträchtigt wird.

Gleichwohl waren die Autoren damit einverstanden, erst nach einem Grabungsbeginn durch das *Bayerische Landesamt für Denkmalpflege* (BLfD) die genaue Lage bekannt zu geben. Das BLfD hat nunmehr nach einer Geländebegehung sein vorgesetztes Ministerium unterrichtet, dass weitere Maßnahmen, insbesondere Ausgrabungen, an dem „ungefährdeten“ Denkmal zur Zeit nicht geplant seien.

Damit ist die Grundlage für die bisherige Zurückhaltung bei der Bekanntgabe des genauen Fundortes entfallen. Die sich aufdrängende wissenschaftliche Diskussion kann hiermit beginnen. Sie kann jetzt vielleicht die Notwendigkeit einer gründlichen Erforschung dieses Bodendenkmals unterstreichen. Allerdings sind materiell besonders wertvolle Schätze (s.o.) in einem kleinen Militärlager der Zeit kurz nach Christi Geburt eher nicht zu erwarten (vgl. Marktbreit).

Literatur

- Bacia, Horst (2009) „Mit 60 Jahren noch immer aktiv“; in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 13, 29. März, 6
- Gesetz zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler (Denkmalschutzgesetz - DSchG)
Fundstelle: BayRS IV, 354 (2242-1-WFK), zuletzt geändert am 20.12.2007, GVBl 2007, 958, bei: www.blfd.bayern.de/blfd/content/pdfs/dsg.pdf, web vom 10.3.2009
- Seel, Karl August / Friedrich, Volker (2008): Ein Römerlager bei Schweinfurt. Die römische Expansion gegen Germanien im Lichte eines kürzlich aufgespürten, mutmaßlich römischen Militärlagers im Maingebiet; in *Zeitenprünge* 20 (3) 728-749
- Uhle-Wettler, Franz (1980): Gefechtsfeld Mitteleuropa. Gefahr einer Übertechnisierung von Streitkräften; München (Reihe *Bernard & Graefe aktuell*, Bd. 7, hrsg. vom Arbeitskreis für Wehrforschung)

Prof. Dr. rer. nat. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstr. 27

Dr. jur. Werner Nöller, 81737 München, Quiddestr. 122 [= WN]

Dr. phil. Karl August Seel, 53489 Sinzig-Bad Bodendorf, Schillerstr. 64

Zur Identität der „Arianer“ (Teil I)

von Z. A. Müller

Meine ersten „Überlegungen zur Identität der Arianer“ [2007] verfasste ich vor allem im Hinblick auf eine Kritik an der Gleichsetzung von Arius mit Ali. Noch weit entfernt von einer Lösung des kirchengeschichtlichen Arianer-Phänomens schlug ich für den Namen selbst eine neue Betrachtungsweise vor. Wie viel Nutzen und Berechtigung diese hat, sollte sich bei zunehmender Klärung der angesprochenen Fragen in einem Prozess der Auseinandersetzung erst herausstellen.

Inzwischen hat Jan Beaufort in zwei Texten [2008; 2009] seine These umfänglich begründet. Im Folgenden formuliere ich einige selbstkritische Gedanken zu meinem ersten Text, die ich nicht zuletzt der Auseinandersetzung mit Beauforts Rekonstruktion verdanke; zu ihr nenne ich dann meine wesentlichen Kritikpunkte. Anschließend nähere ich mich nochmals dem Namen und der Identität der *Arianer* so wie der Gesamtproblematik aus verschiedenen Blickwinkeln, unter Einbeziehung bisher nicht zur Sprache gekommener Aspekte. Daraus ergibt sich eine vorläufige These, um wen/was es sich bei den Arianern handelt, bzw. was sie historisch mit den Aliden gemeinsam haben und was beide unterscheidet. Anschließend stelle ich dar, was dogmengeschichtliche und theologische Forschung bisher herausgefunden hat über Glaube und Herkunft der Arianer. Dabei zeigt sich, dass sich 'die Arianer' einem solchen Zugriff erfolgreich entziehen, jedoch nicht mit den Aliden identisch sein können. Auch weiterhin „bedarf diese Problematik weiterer Studien“ [Weissgerber 2008, 703].

1. Rückschau

In meinen ersten Überlegungen vermutete ich eine Ableitung der Worte *Arianer* und *Arius* aus den avestischen und vedischen Begriffen *ary(a)/ aria*, was meines Wissens bisher nirgends erwogen wurde. Diese Wortgruppe hatte ethnische und geographische Bedeutung (das ist keine „These“ von mir, wie Beaufort [2008, 317] meint, sondern lexikalischer Bestand). Darüber hinaus diente sie der Klarstellung sozialer Beziehungen innerhalb der Sippe/Gemeinschaft, wobei der Forschung die genauen Hintergründe nicht bekannt sind (abgesehen von phantasievollen Arier-Einfällen – durchaus im doppelten Sinne). Ich hatte angedeutet [606], dass wir es hier möglicherweise mit einem Begriff aus der noch zweigeteilten Stammesstruktur von gastgebenden Autochthonen und ihren hebräischen Schutzbefohlenen (= Fremdlingen/Gästen)

[vgl. Lüling 2000] zu tun haben. Sofern also meine Herleitung des Wortes *Arianer* und die in der Forschungsliteratur genannten, aus dem Kontext antiker Quellen erschlossenen *Bedeutungen* zutreffen [Müller 2007. 604, 606], ließe sich deuten als: „der Mann/ die Leute aus Aria“ („der Arier“), „der Freund“, evtl. „der Feind“, „der Fremdling“, „der beschützende Herr“ u.ä. Daraus ist noch überhaupt kein Verständnis der kirchengeschichtlichen Arianer zu gewinnen.

Weiter vermutete ich, dass im theologischen Diskurs jene Leute als *Arianer* bezeichnet wurden, die persisch (iranisch) beeinflusste oder dualistische und deshalb als „persisch“ denunzierte Lehren vertraten. Letzteres setzte voraus, dass ‘iranisch’ und ‘persisch’ bereits als ‘feindlich’, ‘nicht erwünscht’ o.ä. in den Köpfen verankert war, um für ‘nicht-christlich’ und darüber hinaus ‘christlich, aber häretisch’ stehen zu können. Dies basierte auf der unhinterfragten Annahme, das Wort *Arianer* habe bereits zu Beginn in der theologischen Debatte eine denunziatorische Bedeutung gehabt. Deshalb ist unklar, ob ‘alidisch’ und ‘arianisch’ als Begriffe überhaupt der gleichen logischen Kategorie zugehören, in welcher Weise sie also vergleichbar sind.

Außerdem vernachlässigte ich damals die Frage [ebd. 606], in welchen unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen das avestisch-persische Wort gebräuchlich war und welche Bedeutung es hatte, als es kirchentheologisch aufgegriffen wurde.

Die Gründe für die Bedeutungsgebung hängen wiederum davon ab, auf welchen zeitlichen und inhaltlichen Kontext sie sich bezieht, und damit nicht zuletzt vom Ausmaß chronologischer Korrekturen:

Diese können im Hellenismus des 4. Jh. (konv.) liegen und auf Konstantin „d. Gr.“ zurückgehen, zum Beispiel als Reflex auf die Parther, die Herodot *areios* nennt, welche im 3. Jh. von den Sassaniden besiegt wurden, womit dem römischen Reich aber nur neue Rivalen aus *Aria* im Osten entstanden, die Konstantin noch in seinem Todesjahr ausdrücklich durch einen Kreuzzug besiegen wollte [vgl. Deschner]. Sie können aus der Zeit Justinians stammen (frühes 7.||10.Jh. [vgl. Koch]), in der Persien ein teilweise christlicher Feind war, mit dem sich in der politischen Propaganda alles, was den kaiserlichen Reformen zuwider lief, leichter denunzieren ließ. Sie könnten ins 10.–12. Jh. gehören, als angesichts massiver Bevölkerungsaufstände und den Kämpfen um Kalifate die Seldschuken ‘den Islam’ positionierten und katholische wie muslimische Herrscher das ‘große Säubern’ im Zuge religiöser Dogmatisierung betrieben.

Das **erste Konzil von Nicaea** (325) verurteilte den Arianismus, das zweite (787) den Ikonoklasmus (sog. Bildersturm). Die Quellenlage für das erste ist derart schlecht, dass es vermutlich nie stattfand. (Es wird aber von Kirchenlehrern erwähnt [z.B. Gregor v. Nazianz, XVIII. Rede, BKV]). Das zweite, wenn es stattfand, ist falsch datiert bzw. synchronisiert, denn es schneidet den Bil-

dersturm vom 6. und 10. Jh. ab, zu denen dieser aber klare Verbindungen hat. Ob Arianismus und Bildersturm miteinander zu tun hatten, muss sich noch zeigen. Fragt man, wann Nicäa eine solche Bedeutung hatte, dass es für kirchengeschichtliche Konstrukte in Frage kam, bieten sich zwei besondere Möglichkeiten:

- Nach 1097, als die Seldschuken – sie hatten Nicäa 1077 [wikipedia] oder 1080 [Stein] erobert und zu ihrer ersten Hauptstadt gemacht – die Stadt an die Byzantiner zurückgaben, damit sie nicht von den belagernden fränkischen Kreuzfahrern geplündert würde – was von diesen angeblich als Verrat (wohl der Byzantiner?) betrachtet wurde.
- Nach 1204, als im vierten Kreuzzug unter Führung Venedigs Konstantinopel erobert und gemeinsam mit den Franken das Lateinische Kaiserium errichtet wurde, während die vertriebenen Byzantiner unter Kaiser Theodor I. Laskaris in Nicäa als provisorischer Hauptstadt die byzantinische Tradition fortsetzten. Dieser Zustand wird 1261 beendet durch die Rückeroberung Konstantinopels. In diese 55 Jahre fallen die Albigenserkriege, der Kampf des Papstes Innozenz III. gegen Kaiser Otto IV., das Ende der Welfenmacht, die Herrschaftszeit des Staufers Friedrich II. und das Ende der Staufer.

2. Replik

Beaufort stimmt meiner „These“ zu, dass „arianisch“ ursprünglich ‚iranisch‘ bedeutet“ [2008. 314, 325; 2009, 102, 107]. Dies behaupte ich jedoch nirgends! Außerdem wird damit die Wortentstehung von *iran* auf den Kopf gestellt: Die Herrschaft/das Reich der Arya hieß ursprünglich *aryanām xšaōr* (kschahr), im Mittelpersischen dann *ēran sahr*; daraus wurde das Wort *Iran*. Insofern lässt sich allenfalls vertreten, dass ‚iranisch‘ ursprünglich ‚arianisch‘ meinte, wobei noch nichts darüber gesagt ist, was letzteres bedeutet. Lüling [1985, 42] sah eine Beziehung zwischen *irān* und (hebr./arab.) *arōn*, lat. *urna* = (hl.) „Lade, Grab“ im Sinn von „heiliger Raum“; dann wären avestisch *aria* (woraus persisch *iran* entstand) und arabisch *arōn* durch ihr Etym AR bedeutungsverwandt. Es wird sich zeigen, dass diese Spur richtig ist.

Beauforts Missverständnis [2008. 315] ist geleitet durch seine Überzeugung, „dass die von katholischen Autoren verketzerten Anhänger des ‚Arius‘ die Anhänger des ‚Ali‘, dass also die ‚Arianer‘ die *Aliden* bzw. *Shi'iten* waren“.

Ohne auf meine Kritik an seinen Ausführungen einzugehen, griff er meine Herleitung der Bezeichnung *Arianer* aus dem altiranischen Wortfeld auf, um seine These „zu präzisieren“: Statt Ali = Arius setzt er nun Aliden = Arianer. Dabei handelt es sich um zwei ungeklärte Entstehungsgeschichten, die sich gegenseitig erklären sollen. Damit erhöht sich die Gefahr von Zirkel- und

Kurzschlüssen, und die Wahrheitsfindung wird eher erschwert als erleichtert. Dazu bspw. in Beauforts Text [2008: 323]: Sicher kann sowohl die Geschichte der Aliden wie die der Arianer falsch überliefert worden sein, aber nicht nur, wenn sie identisch sind. Ein ähnlicher Kurzschluss unterlief mir selbst in meinem Text [606]: Wenn sich zeigen ließe, dass Arius fiktiv ist, folgt *daraus* keineswegs, dass meine Auffassung des Namens „Arianer“ zutrifft (und umgekehrt).

Falls ich Beaufort richtig verstanden habe, hält er die Aliden für eine im 4. Jh. aus dem urchristlichen, „gnostisch-trinitarischen Täuferchristentum“ der Mandäer hervorgehende Bewegung [Beaufort 2008, 317, 324; 2009, 93] gegen den angeblich schon vorhandenen „koptischen Glauben“ an Dreieinigkeit und „einen gekreuzigten Gottessohn“ Jesus [2008, 318 f.]. Dass ein solcher so früh in Ägypten verehrt wurde, ist m.E. nicht erwiesen; wo *Jesus* überhaupt herkommt, ungeklärt. Der Bezug auf Carotta reicht keinesfalls [vgl. Müller 2000], Kreuzifixe aus dieser Zeit sind nicht bekannt. „Kopten“ ist eine humanisten-lateinische Bezeichnung für „Ägypter“ und hat „von sich aus noch keinen religiösen Bedeutungsgehalt“ [TRE 595].

Beaufort [2008, 324] meint weiter: Aus allen, „die die Gottessohnschaft Jesu ablehnten“, entstehe unter dem arianischen „prä-katholischen Gnostiker“ Konstantin d. Gr. „so etwas wie eine (ost-)römische Reichskirche“, „urchristlich (,arianisch‘), verband sich mit der Caesar-(Kaiser-)Religion und bezog sich noch nicht auf einen gekreuzigten Jesus“ [ebd. 318]. Letzteres deshalb, weil für Beaufort [ebd.], in Abwandlung der Thesen Carottas, der *gekreuzigte Jesus* die ‘rebellische’ (und koptische) Variante des römischen Kultes um den posthum ‘gekreuzigten’ Caesar darstellt, also einen religiösen Widerstand gegen die Vergöttlichung des Kaisers. Demnach gab es im 4. Jh. schon zwei Kreuzigungskulte, wobei der Caesar-Kaiserkult sich mit den Täuferchristen und Aliden zusamm tat? Wer die Gottessohnschaft Jesu ablehnte, vertrat den römischen Caesar-Kult? Dies scheint mir insgesamt eine gewagte Konstruktion.

Gemäß Beaufort entstanden im 4. Jh. die täuferchristlichen Aliden, und erst unter Justinian komme der Begriff Arianer auf für jene, die von der „reinen katholischen Lehre“ abfallen, gemeint ist: die Justinians reichskirchlichen Neuerungen nicht zustimmen. (Dies betraf sicher nicht nur Aliden, und welche „Neuerungen“ das waren, bleibt unklar.) Diese nun „Arianer“ Genannten (= täuferchristlichen Aliden) werden als „theologische Fiktion“ einer Häresie rückdatiert zur „Bekämpfung der antitrinitarischen Lehre der Aliden“ [2008, 315, 325, 329]. Wie stellt Beaufort sich die Verbreitung dieser Erfindung und ihre ‘bekämpfende Wirkung’ vor? Und was hätte das genützt? Lebende aktive Aliden ließen sich dadurch nicht beseitigen. Wäre es nicht einfacher gewesen, die Aliden als Aliden zu bekämpfen (wie es im Islam überliefert ist)? Laut

Beaufort erfand man den Arius, dessen Name dem des Ali aber „ähnlich“ sein musste, damit jeder wusste, wer gemeint war [ebd. 324], während die Lehre zugleich so allgemein formuliert wurde, dass alle gemeint sein konnten, „die die Gottessohnschaft Jesu ablehnten“ [ebd.], und die Ableitung „arianisch“ vom fingierten „Arius“ sollte „den geographischen Ursprungsort des Christentums aus dem kollektiven Gedächtnis verbannen“ [ebd. 326].

Abgesehen davon, dass mir hier um einige Ecken zu viel gedacht wird, lässt sich einwenden, dass das Wort „arianisch“ doch gerade auf die von Beaufort aufgegriffene Spur nach *Aria* geführt hat und dass *ali* und *ari* zwar vom Klang her verwechselt werden könnten, aber *Ali* und *Arius* keineswegs „ähnliche“ Begriffe sind [vgl. Müller 2007. 603; Birken 2008. 692 f.]. Und wann und wodurch geriet dennoch in Vergessenheit, wer eigentlich gemeint war? Hier werden m.E. unnötige neue Schwierigkeiten geschaffen.

Indem Beaufort Arianer und Aliden gleichsetzt, übergeht er die Notwendigkeit, die Gleichsetzung überhaupt erst zu prüfen. Indem er zusätzlich die bisherige chronologische Reihenfolge der Entstehung der Bezeichnungen Aliden und Arianer umdreht, produziert er Widersprüche, die er durch Kombination beider Vorannahmen 'löst'. So kann er die Arianer – trotz justinianischer Entstehungszeit der *Bezeichnung* „Arianismus“ – weiterhin „urchristlich“ nennen und erklären, der Arianismus habe bereits vor „der reinen katholischen Lehre“ existiert, eben als täuferchristliches Alidentum. Das ist eine logische Verkettung von Kurzschlüssen ohne Beweiskraft. Den Überblick über sein Argumentationsgerüst verliert Beaufort [2008. 324; Hvhg. ZAM] mit der Aussage, die Täuferchristen seien „ohnehin schon wegen der iranischen Herkunft ihrer Religion als ‚Arianer‘ bezeichnet“ worden. Allerdings schließt sich damit der Kreis zu dem grundlegenden Missverständnis arianisch = iranisch (s. o.), welches bei Beaufort der einzige dünne Faden ist, an dem der Begriff vom Avestischen bis zu Justinian gelangt.

Nicht hinterfragt wird, ob das hier zirkelschlussartig für arianisch (bzw. alidisch) Gehaltene überhaupt das ist, was tatsächlich mit den Bezeichnungen jeweils gemeint war bzw. ob es weiterhilft, Konstantin einer 'arianischen' Auffassung zuzuordnen, von der gleichzeitig angenommen wird, sie habe erst viel später in ganz anderem Kontext diesen Namen erhalten (welcher zuvor noch 'alidisch' hieß), den aufzuklären wir uns vorgenommen haben. Beaufort muss sich die Frage gefallen lassen, wieso eine angeblich täuferchristliche vorjustinianische Reichskirche bereits bemüht war, gnostisch-dualistische Täufer-Lehren (Mandäer, Markioniten, Manichäer) auszurotten. Das lässt sich nicht daraus erklären, dass sowohl Gnostiker wie Anti-Gnostiker als „Arianer“ bezeichnet wurden [ebd.].

Beaufort folgend, müssten die erst seit Justinian „arianisch“ genannten Goten täuferchristliche Aliden gewesen sein und die heutigen Aliden Über-

bleibsel der täuferchristlichen Reichskirche. Zweifellos ist die mandäische Lehre *auch* gnostisch, aber die Gnosis kennt keine (judenchristliche) Taufe [Ramahi/Quintern, 166]. Und da die heutigen Aliden ebenfalls keine Taufe kennen, muss man fragen, ob sie sie irgendwann abgeschafft haben oder niemals kannten – also vielleicht doch keinen mandäischen Ursprung haben. Im 6. Jh. gibt es an den Grenzen des byzantinischen Reiches (in Arabien, im Zweistromland und Persien) zahlreiche Gemeinden, die in Fragen der Christologie im Widerspruch zur Reichskirche standen und ur- und frühchristliche Traditionen bewahrt hatten [ebd. 177]. Manichäisches Gedankengut drang im 7. Jh. in Kufa ein [ebd. 193], und nachdem wir „eine nicht kurze Strecke überbrücken müssen, in der [in Arabien und Mesopotamien] die Spuren der Gnosis verloren sind“, tritt sie nicht nur bei den Ismailiten, sondern „in Gestalt der Qarmaten und Ihwan as-safa allmählich in der zweiten Hälfte des 9. Jh. wieder in Erscheinung“ [ebd. 194]. Bei den Qarmaten nimmt Johannes der Täufer einen bedeutenden Platz ein [ebd. 195], sie könnten also mandäische Wurzeln haben; aber sie setzen keinesfalls die alte Reichskirche fort. In dieser Zeit haben sich die „oppositionellen Kräfte, gleich welcher Schattierung, auf die Schi'iten oder auf Ali [...] berufen.“ [ebd. 257]. Dass es davor schon seit langem „Aliden“ gegeben habe, ist durch nichts belegt.

Was „**Täuferchristentum**“ sei, bleibt ebenfalls unklar. Johannes wurde von Herodes Antipas liquidiert, als dieser einen Aufstand gegen die römische Besatzung befürchtete; dies wird judenchristlich entpolitisiert [Markus 6:17-29 in Anlehnung an 3. Mose/Leviticus 18:16]. Der Kult Johannes-des-Täufers wurde besonders im Irak/Mesopotamien gepflegt, möglicherweise lebte er dort auf im Zusammenhang mit den Revolten des 7.||10. Jh. Die Umayyaden waren judenchristliche, persische Verwalter/Befehlshaber; sie machten den Kult zu ihrem Heiligenkult, als sie ihre Hauptstadt nach Damaskus verlegten (richtete sich das *gegen* die Mandäer oder *waren* sie Mandäer?). Sie 'fanden' dort in einer angeblich schon vorher dem Johannes geweihten christlichen Kirche das Haupt des Täufers; dessen Grabmal wurde ihre zentrale Kultstätte. Sollte dies zutreffen, ist schwer vorstellbar, dass die Aliden, als erklärte Feinde der Umayyaden, von der *gleichen* 'Täuferchristlichkeit' waren. Es ließe sich einwenden, dass die Auseinandersetzung sich nicht auf religiöse Unterschiede bezog, sondern auf soziale Machtverhältnisse, doch sind dann beide „Arianer = Aliden“? Die Antwort der Aliden auf den umayyadischen Johanneskult ist m.E. der Mythos um Alis Sohn Husain, der im mesopotamischen Kerbela fiel und dessen Kopf zu seinem Mörder nach Damaskus gebracht wurde, wo sich seine Spur zunächst verliert. Die Zeit des zweiten Konzils von Nicäa beschert uns einen (auferstandenen oder inkarnierten?) Johannes von Damaskus, der vom ehemaligen Finanzverwalter am Hof des umayyadischen Kalifen zum Kirchenlehrer wird.

Beaufort [2008, 319, 326] meint, die im 5. Jh. durch Theodor von Mopsuestia entstehende „später als *Nestorianismus* verketzerte“ Lehre sei eine Verbindung von „Arianismus“ (hier noch gnostisch-alidisches Täuferchristentum?) und „koptischem Kreuzchristentum“ (wohl die Kreuzigung des Gottessohnes Jesu?). Diese so behauptete „Kompromisslösung“ habe die heute noch bestehende unabhängige *Kirche des Ostens* zugleich mit einer syrischen Liturgie übernommen. Die unbewiesene Behauptung, diese Kirche habe zuvor das „arianische“ (= iranische) Urchristentum“ [Beaufort 2008, 326] vertreten (welches ja noch ‘alidisch’ hieß), provoziert die Frage, wieso sie nicht alidisch blieb – oder (polemisch) ob etwa die Christen Persiens in dieser Kirche das *ursprüngliche* Alidentum bewahrt hätten, als sie 410 ihre Bistümer zu sechs Kirchenprovinzen zusammenfassten und sich als selbständig unter Führung des *Katholikos des Ostens* erklärten? 76 Jahre später distanzierten sie sich auch dogmatisch von der Reichskirche [Hage, 36].

Inwieweit die nestorianische Ablehnung des Marienkultes judenchristlich motiviert war, wäre zu klären. In jedem Fall wurde das in meinem früheren Text [608] für die Nestorianer verwendete Adjektiv „jahwistisch“ von Beaufort zu Recht bemängelt; Jahwisten stellen eine eigene judenchristliche Strömung dar. Von Nestorius wird berichtet, er habe sowohl gegen Arianer wie *Miaphysiten* (so die Selbstbezeichnung der Monophysiten) gewettert, doch letztere sollen erst als Reaktion auf die Nestorianer entstanden sein. Ich halte die Miaphysiten wie Beaufort [2008, 322] für Christen, und zwar noch immer für jene, welche direkt aus der Göttinnenreligion hervorgingen und die hellenistische Himmelsmadonna (unter den alten Namen Isis, Kybele, al-Uzza, usw. [vgl. Lüling 1981, 173 ff.]) mit kosmologisch stets neu geborenem (Jahres-)Lichtkind verehrten, weshalb der Christus hier ‘ganz göttlichen Wesens’ ist. Die Madonnenreligion hier zu vernachlässigen, bedeutet m.E. unangebrachtes Vertrauen in die Kirchengeschichte. Es gibt verschiedene Darstellungstypen, die möglicherweise zu ganz bestimmten religiösen Lehren gehören (m.W. wurde das nie untersucht): zum Beispiel ist der Typ der ‘stillenden Isis’ von der thronenden Göttin mit verkleinertem Mann (Kaiser?) auf dem Schoß zu unterscheiden. Wie wurde daraus die *Theotokos* („Gottesgebä-
rerin“)?

Der Begriff erscheint erstmals bei Origenes (konv. 3. Jh.) und gilt insofern als rein innerkirchliche Begriffsbildung, ist jedoch ein auf die Mutter Jesu übertragener Titel hellenistischer Göttinnen [vgl. Siepe]. Wird bei dieser Übertragung die Göttliche Mutter zu einer Gebälerin ‘des’ Gottes degradiert oder die irdische Mutter Maria (bei den Arianern angeblich *Anthropotokos*) vergöttlicht und ‘aufgewertet’? Erstmals 431 auf dem Konzil von Ephesos sei der Begriff *Theotokos* gegen die Lehre des Nestorius verwendet worden; unklar ist, ob der von Nestorius vorgeschlagene Titel „Christusgebä-
rerin“

(*Christotokos*) die *Ablehnung* des längst üblichen Theotokos-Titels bedeutete, oder letzterer erst konfrontativ für Maria eingeführt wurde *wegen* der christologischen Streitigkeiten.

Unter kirchengeschichtlichem Dunst liegt deshalb, wann der *Theotokos-Kult* zum Reichskult wurde. Dies wäre aber wichtig zur Klärung seines Verhältnisses zum vermeintlich 'reichskirchlichen' Täuferkult, und zur Verlegung des Arianerstreits in die Zeit Justinians. Gab es diesen Theotokos-Reichskult bereits *vor* Justinian, der ihn zu Gunsten eines „katholischen“ Glaubens abschafft? (Dann hätten Burgunder und Ottonen ihn mit den romanischen Madonnen *gegen* Byzanz fortgesetzt?) Oder wird der Theotokos-Kult erst *durch* Justinian eingeführt – womöglich während des Bilderstreits? – im Kontext der Notwendigkeit, mit den Miaphysiten einen Ausgleich zu finden? (Dann hätten ihn die Benediktiner im Westen übernommen.) Dem wird hier nicht weiter nachgegangen.

Beaufort [2008, 322] nimmt an, dass die katholische Theologie mit der „Arianer“ genannte[n] Bewegung *auch* den Islam oder eine Vorstufe des Islam“ gemeint habe. Damit befindet er sich in Einklang mit jener Bemerkung im 14. Kapitel von *De administrando imperii*, welches Konstantin Porphyrogene zugeschrieben wird, wonach Anhänger des Arius mit ihren „blasphemischen“ Ideen den als Kaufmann umherreisenden Muamed sehr beeinflusst hatten [nach Weissgerber 2009, 130]. (Daraus zu folgern „dass schon im frühen 7.||10. Jh. der Prophet von den Sarazenen verehrt wurde“ [ebd.], halte ich für riskant, solange das wirkliche Alter dieses Textes – oder späterer Hinzufügungen – nicht geklärt ist.)

Die Grundlage dafür könnte Johannes von Damaskus (s.o.) sein, dessen *Buch der Häresien* noch keinen „Islam“ kennt, sondern nur eine christliche 'Irrlehre', nämlich den „bis jetzt herrschenden Glauben der Ismailiten, der das Volk in die Irre leitet und als Vorläufer des Antichristen anzusehen ist“. Von ihnen heißt es:

„Und so waren sie runter bis zur Zeit des [byzantinischen Kaisers] Heracleios [610–641] Götzendiener. Da aber trat unter ihnen ein falscher Prophet auf, Mamed genannt, der eine eigene Irrlehre ins Leben rief, nachdem er flüchtig Kenntnis vom Alten und Neuen Testament gewonnen hatte und, wie es scheint, zugleich mit einem arianischen Mönch zusammengetroffen war.“ [nach Bobzin, 9 f.]

Die Frage ist eben, ob dies den *ursprünglichen*, „arianischen“ Kontext benennt oder ob nur ein längst mit dem 'Ruch der Häresie' behafteter Begriff den Anschein (!) derselben verstärken sollte. (Dann wäre, falls *Johannes* die Grundlage für *De administrando* ist, in Letzterem aus einem Anschein bereits eine Tatsache geworden – eine beliebte 'wissenschaftliche Methode' bis heute.)

Weiter nennt Beaufort [2008, 322] die scheinbar fehlende inhaltliche Auseinandersetzung christlicher Theologie mit dem Islam im Mittelalter. Doch abgesehen davon, dass zusammengehörende Ereignisse chronologisch auseinander gerissen wurden, dauerte es viel länger, als beide Religionen behaupten, bis sich die jeweilige orthodoxe Lehre soweit gefestigt hatte, dass „Mohammedaner“ und „Christen“ sich als eigenständige Religionen und nicht als feindlich-konkurrierende christliche Strömungen, wahrnahmen.

Als Indiz erscheint Beaufort [ebd.], dass Arianer dort aufhören zu existieren (gemeint kann wohl nur sein: im Schrifttum), wo der Islam hinkommt, während Kopten und Nestorianer dies nicht tun. Doch Kopten heißen erst *seit* dem Islam so, und die nestorianische Kirche hat diesen Namen selbst übernommen; eine sich „arianisch“ nennende Kirche hat es nie gegeben. Wenn „Arianer“ lediglich ein Begriff christlicher Theologen war, ist klar, dass mit deren schwindendem Einfluss auf islamischem Gebiet zugleich die Bezeichnung verbal und schriftlich verschwindet. Dort, wo zuvor Arianer waren, tauchen anschließend, aber keineswegs (stattdessen) Aliden auf. Wenn irgendwo der ‘arianisch’ genannte Glaube im Islam ‘aufging’, dann keineswegs bevorzugt im schiitischen Islam; für arianisch gehalten wird immer wieder der sunnitische. Die Idee, die „ebenfalls Abraham verehrenden Muslime“ seien doch nichts anderes als „heterodoxe Christen, nämlich Arianer“, findet sich noch bei dem britischen Forscher Richard Burton [1856/1898].

Und schließlich: Wenn die Bezeichnung „Arianer“ erst mit Justinian aufkommt, hätte dieser Begriff ohnehin bis zur ‘Islamisierung’ nicht viel Zeit zur Ausbreitung gehabt.

Sofern Beauforts These ‘Aliden = Arianer’ stimmt, sollten logischerweise

- 1.) arianische Christologie und alidische Lehre größte Übereinstimmungen aufweisen,
- 2.) zwischen Arianern und Sunniten die gleichen wesentlichen Unterschiede bestehen wie zwischen Schiiten und Sunniten, und
- 3.) die alidische Lehre deswegen in deutlichem Gegensatz zum die Arianer bekämpfenden (trinitarischen) Katholizismus stehen.

Ich bezweifle, dass sich dies erfolgreich belegen lässt. Eine systematische Untersuchung dazu ist mir nicht bekannt. Deshalb kann einstweilen nur festgehalten werden, dass bisher nicht einmal geklärt ist, ob ‘alidisch’ und ‘arianisch’ als Begriffe der gleichen logischen Kategorie zugehören, in welcher Weise sie also überhaupt vergleichbar sind.

Dass „Arianer“ Muslime seien, ist tautologisch und trivial, wenn „arianisch“ = antitrinitarisch meinte und „muslimisch“ = sich abwenden (vom trinitarischen Christentum) [Lüling 1981, 241-255]. Insofern lässt sich nur (zum wiederholten Male) feststellen, dass die islamischen Richtungen *insgesamt* den „arianischen“ Auffassungen näher zu stehen scheinen als es die römisch-

katholische Kirche tut. Für die Frage, wen und was die Kirchenschriftsteller mit den „Arianern“ meinten, gibt das nichts her.

3. Arianer – Glaube und Herkunft

Wesensschwierigkeiten

Angeblich lautete das neue Dogma des Konzils von Nicäa, Christus sei mit Gott *homo-úsios* „gleichen Wesens“. Den Begriff lehnte Arius ab, der Lehre widersprach er – soweit scheint alles klar?

„Was der Begriff *homo-úsios* genauerhin bedeutet, erschließt sich nicht auf den ersten Blick; das Konzil benutzt ihn, definiert ihn aber nicht. Liest man ihn von der späteren trinitarischen Lehrentwicklung her, müßte er mit ‚wesensselbig‘ übersetzt werden; dann hätten Vater und Sohn – zahlenmäßig – ein Wesen (*numerische Identität*).

Diese Vorgehensweise aber scheint von der Sache her nicht legitim zu sein, man muß Begriffe so interpretieren, wie sie zu ihrer Zeit gebräuchlich waren. Dann aber kann man feststellen, daß mit *homo-úsios* in der Regel zwei Wesen verglichen wurden, die derselben Gattung zugehören, aber der Zahl nach zweie sind – wie z.B. Vater und Sohn bei Menschen (*gattungsmäßige Identität*); dann bedeutet der Begriff soviel wie ‚gleichen Wesens‘“. [Ohlig]

Kein Wunder, dass die Bischöfe unter *homo-úsios* sehr Verschiedenes verstanden! Deshalb sei es dann bei den Arianern zu (im Wesentlichen: drei) unterschiedlichen Richtungen gekommen:

- a) die **radikalen Arianer** oder **Anhomöer/Anomoiös** lehrten, der Sohn sei dem Vater *nicht ähnlich* bzw. er sei ihm *unähnlich* (anhomöisch/anomöisch, von griechisch: anhomoiös = „unähnlich“). Sie vertraten, der Sohn sei dem Vater untertan, d.h. Geschöpf; der Vater ist größer, der Sohn ihm untertan; es gibt keine zwei Götter [...] es ist ein Gott über alles [nach Ohlig] (der Geschöpf-Begriff bleibt hier unklar: vgl. Engelchristologie).
- b) Die **Halb-Arianer** oder **Homöusianer** stehen der trinitarischen Lehre am nächsten; sie vertreten, dass der Sohn und der Vater wesensähnlich, aber unterschiedlich seien.

„Die weitaus größte Gruppe von Theologen verstand das *Homo-úsios* von Nizäa im Sinne einer Wesensähnlichkeit. Diese *Homöusianer* (von griechisch *homoi-úsios* = ähnlichen Wesens, latinisiert: *homöusios*) repräsentieren wahrscheinlich am genauesten die Vorstellungen der meisten Konzilsteilnehmer von Nizäa; sie hatten ja das – gattungsmäßig aufgefaßte – *homo-úsios* mit dem Unterschied von Vater- und Sohnschaft verbunden. Weil diese Differenz aber bei Gott nicht akzidentell, sondern wesentlich

gedacht werden mußte, ist somit schon in Nizäa die Wesensgleichheit im Sinne einer Wesensähnlichkeit modifiziert – die Homöusianer brachten diese Zusammenhänge lediglich begrifflich auf den Punkt“ [Ohlig].

Dies bedeutet im Klartext: Es beliebte den Bischöfen des Reiches, das in Konzilsakten niedergeschriebene und kaiserlich verfügte griechische Wort *homousios* einfach so zu ‘verstehen’, als stünde noch ein „i“ dazwischen; entsprechend hätten sie den Konzilsbeschluss ‘modifiziert’. Ist das glaubwürdig?

c) Damit aber nicht genug: Da die meisten Bischöfe Homöusianer waren, kam es auf der Synode von Rimini 359 unter Ablehnung von *homousios*, *homoiosios* und *anhomoios* (Wesensgleichheit, Wesensähnlichkeit, Unähnlichkeit) zur *homöischen* Partei (der „Ähnlichkeit“). In Ohligs Darstellung [ebd.] waren es lauter gutmeinende Leute:

„sie wollten unnötigen Streit vermeiden und deswegen auf das ohnehin unbiblische Reden von einer *Usia*, einem ‚Wesen‘, verzichten; sie schlugen vor, einfach zu sagen, der Sohn sei dem Vater ähnlich.“

Tatsächlich aber soll Kaiser Valens, angeblich ein Arianer, am 31. Dez. 360 das bischöfliche Gezänk und Geschwätz beendet haben, indem er auf der Synode von Konstantinopel das nicäische Reichsbekenntnis durch das homöische Reichsbekenntnis ersetzte und das theologische Reden von *Usia* und Hypostasis verbot [nach Schmidt u. a., C 168].

Damit ist der 31. Dezember 360 gut gewählt als Geburtstag („Jahr 1“ – Neubeginn) jener Kirche, in der Vater und Sohn mindestens „ähnlich“ (*homoi*) sind. Dass hier eine ‘bedeutungsvolle’ Kalenderzahl des 360-Tage-Jahres und des 360°-Jahreskreises zur ‘Jahreszahl’ wurde, lässt sich einstweilen nur vermuten. (Manche Heiligendaten der Zeit von Null bis 360 spiegeln ebenfalls das Kirchenjahr [erstmalig Maas, 31 f.]).

Über die Bedeutung des homöischen Reichsbekenntnisses für das ganze einst germanische Abendland darf man sich wundern:

„Im Abendland gewann die Formel von Konstantinopel keine Bedeutung [...]. Durch die Unterschrift des Gotenbischofs Wulfila wurde [sie] jedoch zur Grundlage des germanischen Arianismus.“ [Schmidt u. a., C 168 f.]

War etwa die Unterschrift der eigentliche ‘Missionierungsakt’? Wurde mit Unterschriften nicht nur erobert, sondern auch ‘bekehrt’? Dann begann der Arianismus mit der Einschränkung der Rechtsfreiheit der „germanischen“ Fürsten. Parallel zu dieser Entwicklung und mit scholastischer Beredsamkeit

„interpretierten einige wenige Theologen das *Homo-úsios* in eine Richtung, die sich später durchsetzen und gültig bleiben sollte: sie lehrten die ‚Wessensselbigkeit‘, d.h. die zahlenmäßige Einzigkeit des Wesens von Vater und Sohn: Es gibt nur *ein* göttliches Wesen.“ [Ohlig].

Diesen Satz vertraten freilich auch die radikalen Arianer, weshalb sie es ablehnten, dieses eine Wesen auf zwei zu verteilen. Es bedurfte also 'viel Wesens' um das Wesen, um 'Nicaea' zu fundieren. Dass sich hier das Wesen der Problematik kreisförmig schließt, ohne klarer geworden zu sein, zeigt eine Übersicht:

- Nicäa: *homo -úsios* gleich im Wesen, wesensgleich
- Arianer: a) *an-homoios* (an-homöisch) un-ähnlich
b) *homoi-úsios* (Homöusianer) ähnlich im Wesen, wesensähnlich
Konstantinopel c) *homoios* (homöisch, Homöer) ähnlich
- „Später“, bis heute *homo-úsios* gleichen Wesens, wesensselbig.

Mit Nicäa und 'später' herrscht theologisch 'Wesens-Gleichheit'. Da drängt sich (zum wiederholten Male) der Schluss auf, dass Nicäa von der römisch-lateinischen Kirche nachträglich 'vorgeschoben' wurde.

Die moderne Forschung verwendet seit längerem statt des Begriffs „Arianer“ den der „Homöer“ mit der Begründung, der sei neutraler, denn die Anhänger des nicäischen Dogmas hätten die Bezeichnung „Arianer“ oft als Kampfbegriff gebraucht auch gegen Leute, die gar nicht die Lehre des Arius vertraten. Statt sich darüber zu wundern und der Sache klärend nachzugehen, wird nochmals das gleiche aus den Quellen exzerpiert, und ebenfalls Leute zu den „Arianern“ sortiert, die gar nicht die 'radikale' Lehre des Arius (Unähnlichkeit) vertraten, sondern deren Gegenteil. Damit werden aus Anhomöern Homöer, was die Sachlage weiter verdunkelt. Darüber hinaus werden elegant alle Ungereimtheiten des ungelösten Arianer-Problems ausgeblendet und stillschweigend dessen kirchengeschichtliche Darstellung und Deutung akzeptiert.

Zwischen dem Konzil von Nicäa 325 und dem Konzil von Konstantinopel 381 wurden nicht weniger als achtzehn verschiedene 'arianische' Glaubensbekenntnisse verfasst, die sich teilweise widersprechen. Sollte dies nur an sprachlichen Problemen bei der Übersetzung der Begrifflichkeiten der gnostisch-platonischen Philosophie gelegen haben? Offensichtlich umfasst das, was als „arianisch“ bezeichnet wird, zwei grundverschiedene Vorstellungen über das Verhältnis von Gott und Christus: die „Un-Ähnlichkeit“ (die bereits vor dem Konzil von Nicäa existierte und unter Valens ganz wegfällt), und die „Ähnlichkeit“.

Wenn *beides* „arianisch“ ist, kann dies nicht ‚die Lehre des Arius‘ meinen und sich nicht auf eine gemeinsame Theologie beziehen. Dann muss damit eine andere Art von Gemeinsamkeit bezeichnet sein, die einer Reichskirche dennoch ein Dorn im Auge war.

Lucian → Arius vor Arius

Woher stammen die theologischen Gedanken des Arius? Die dogmengeschichtliche Forschung sah seit Adolf von Harnack (1851–1930) den „Ausgangspunkt des Arianismus“ im *Didaskaleion* des Märtyrers Lucian von Antiochien († 312): Der Titel dieser Schrift wurde gedeutet als „theologische Schülerschaft“. Ein solcher Schüler des Lucian sei Arius gewesen und habe „wesentliche Teile seiner in Alexandrien Anstoß erregenden Theologie“ dort gelernt „einschließlich einer (für Arius nicht nachweisbaren) Literaturexegese.“ Deshalb ist Lucian bei Harnack der „Arius vor Arius“ [TRE 475].

Obwohl „von Lucian selbst keine mit der Theologie des Arius übereinstimmenden theologischen Äußerungen überliefert sind“ und die theologischen Unterschiede zwischen beiden und unter den Lucianisten selbst (wohl schon um 1900) „nicht zu übersehen“ waren [ebd. 476], wollte man unbedingt eine mit Arius weithin übereinstimmende Theologie Lucians erschließen, nun auf umgekehrtem Weg: von Arius und den (theologisch durchaus unterschiedlichen) sog. Schülern Lucians her. Das Scheitern dieses Wollens hätte absehbar sein können.

Man konstruierte eine Traditionslinie von der Theologie des Paulus von Samosata über Lucian zu Arius, die wegen der theologischen Unvereinbarkeit zwischen Paulus v. S. und Arius aber „überzeugend“ bestritten wurde. Daraufhin „behalf man sich mit der unbefriedigenden Teilung in 2 Luciane“: einen Parteigänger des Paulus und den Lehrer des Arius. Auch dies wurde „meist aufgegeben“, Lucian nun aber gedeutet als „subordinatorischer Mehrhypostasentheologe“, „wobei sein theologischer Einfluß auf Arius inzwischen wesentlich skeptischer beurteilt oder gar bestritten wird.“ [ebd.]. Nach dem zweiten Weltkrieg erkannte man, was bereits vor dem ersten bekannt war:

„Bei den Rekonstruktionsversuchen der ‚arianischen Theologie‘ Lucians aufgrund der zur Verfügung stehenden Quellen entstehen z. T. einander völlig widersprechende Ergebnisse. [...] Weder eine exegetische noch dogmatische Schule Lucians ist nachweisbar, die Arius ‚geprägt‘ haben könnte; ob sie verwandte theologische Anschauungen vertraten, ist nicht zu ermitteln.“ [ebd.]

Die seltene griechische Vokabel *didaskaleion* besage nur, „daß Euseb Anhänger Lucians war und daß Arius, der um Hilfe bittet, ihn daraufhin anspricht und dazuzählen will“ [ebd.]. Die Berufung auf Lucian diene „der theologischen Legitimierung der von der homöischen Reichskirche schikanierten und seit der Wende unter Theodosius als Häretiker verfolgten Homöusianer“ [TRE 477].

Das macht allerdings nur Sinn, wenn die seit langem bestehende Glaubensgemeinschaft, welche plötzlich als häretisch galt, den Märtyrer eigens zur

Stärkung ihrer Position *geschaffen* hätte. Eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Vita des Lucian, die „ursprünglich in homöisches Milieu gehört“ [TRE 475], spielte Eusebius („der in rechter Demut Seiende“) von Nikomedien († etwa 341), der, wie Arian, als Schüler des Lucian gilt: Die Förderung der Lucian-Verehrung setzt ein mit dem „Umschwung der kaiserlichen Kirchenpolitik seit der 2. Synode von Nicäa 327 zugunsten der Politik und Partei Eusebs v. Nikomedien“. Diese eusebianische Tradition „muß Lucian von Antiochien in besonderer Weise als den diese Kirche legitimierenden Märtyrer angesehen haben.“ [ebd.]

Hier begegnen wir wieder Helena, der Mutter des Herrschers Konstantin (die das Kreuz Christi ‘fand’): Sie ließ in ihrem Geburtsort Drepanon, bekannt durch warme Quellen, eigens die Kirche über dem Grab des Lucian errichten, worauf der Ort zum Pilgerort Helenopolis wurde [ebd.]. Laut Kirchenlehrer Eusebius Hieronymus (347–419) und *Chronicon paschale* (7. Jh.) war dies im Jahre 327.

Die Lucianverehrung galt als „Markenzeichen der antinizänischen Opposition“ und wird nach der kirchenpolitischen Wende unter Theodosius „problemlos von der Orthodoxie übernommen“ [TRE 478]. Für ihr Weiterbestehen zeuge u.a. eine zum Todestag Lucians 387 von Johannes Chrysostomus gehaltene Predigt [TRE 475]. Inschriftlich belegt ist seine Verehrung in der orthodoxen Reichskirche in byzantinischer Zeit in Kappadokien, einer Region, der wir im Folgenden noch mehrfach begegnen werden.

„Nach mittelalterlichen gallischen Martyrologien wurden die Gebeine Lucians unter Karl d. Gr. nach Arles überführt, wo ihre Verehrung seit dem Mittelalter bezeugt ist.“ [ebd.]

Origenes → Arius?

Vermutlich ein Schüler des Eusebius von Nikomedien war Theodosius, Bischof zu Herakleia († evtl. 355), der als Vertreter des Arianismus gilt. Zwischen dem *Johanneskommentar* des Theodosius und Fragmenten in gotischer Sprache über die *Auslegung des Evangeliums des Johannes (Skeireins)* gibt es wortwörtliche Übereinstimmungen. Die Forschung erklärt das bisher damit, dass „Theodosius den Missionsbischof Wulfila in Dazien wahrscheinlich persönlich gekannt hat“, da sein Lehrer Eusebius „den Goten Wulfila zum Missionsbischof geweiht hatte“ [TRE 475]. Eusebius gilt (wie Arian) als Anhänger des Origenes (184–254), und Wulfila stammte aus Kappadokien, einer Hochburg der Origenisten; er ‘sorgte’ dafür (wie, sahen wir oben), dass dessen Christentum zu den Goten und von dort zu allen Germanenstämmen gelangte. Damit behauptet die Kirchengeschichte, dass die arianischen („germanischen“) Stämme Anhänger der Lehre des Origenes waren und sämtliche

Goten ohne Wulfila – d.h. ohne dessen „Mission“ – keine Arianer gewesen wären. Doch auch ohne Wulfila hätten sie längst eine hellenistische Logos-Christus-Lehre haben können.

Epiphanius von Salamis (315–403), der wie Arius aus der römischen Provinz Cyrenaica (Libyen) stammte, sah in Origenes den Urheber aller Häresie, besonders des Arianismus, und wurde zum Haupturheber des ersten origenistischen Streits [nach BBKL].

Die Kirchenväter scheinen aber entweder schlecht informiert gewesen zu sein oder feine Unterschiede vernachlässigt zu haben, denn nach Ansicht neuerer Forscher bestehe ein „klarer Gegensatz zwischen Arius und Origenes“ [Lorenz, 71]. Arius stehe Laktanz (ca. 250–325), der „dualistische Neigungen“ hat [ebd. 63] und Theophilus v. Antiochien näher als Plato und Origenes [ebd. 64]. Die Logoslehre des Origenes stehe im Gegensatz zu der des Arius [ebd. 93]; gegenüber der neuplatonischen Emanationslehre des Origenes setze sich bei Arius stärker „der Gedanke des Schöpfungsgottes und die christliche Schöpfungslehre“ durch [ebd.]. Deshalb musste Alexander von Alexandrien, der am Lehrbegriff des Origenes festhielt, zum Gegner des Arius werden [ebd.], und der Origenist Eusebius v. Cäsarea sei kein Arianer.

Arius behält nur „Stücke der Lehre des Origenes bei“ [ebd.], und zwar sei dessen Christologie (Inkarnationslehre) die Wurzel des Arianismus [ebd. 222]. (Die Inkarnation – Jesus Christus als wahrer Mensch und wahrer Gott – wird von Gregor v. Nazianz, der wie Origenes aus Kappadokien stammte, sehr befürwortet; war er vielleicht nicht nur Origenist, sondern auch noch Arianer? Oder ver-irrt sich hier die Forschung in den Begrifflichkeiten?) Die Beziehung des Arius zu Origenes ist bis heute umstritten.

Gnosis → Arius ?

„Um Arius in ein möglichst schlechtes Licht zu setzen, bringt ihn Athanasius mit den Juden, dem polytheistischen Heidentum, den Markioniten, den Valentinianern, den Manichäern und Paulus von Samosata zusammen. Der Pseudo-Anthinius nennt außer Plato und Hermes Trismegistos noch den Markioniten Apelles als Quelle für die arianische Lehre. [...]

Die Annahme dreier Hypostasen stamme von Valentin, von ‘Hermes’ dagegen die Entstehung des Sohnes aus dem Willen Gottes“. [...]

„Es wurde jedoch festgestellt, dass Arius sich selbst gegen die Valentinianer wendet und sein Gottesbegriff mit dem gnostischen verwandt ist“ [Lorenz, 26].

Er sei von der Gnosis beeinflusst, habe einzelne „Berührungen“ mit ihr [ebd. 111]: die Transzendenz und Entstehung Gottes, die Rolle des göttlichen Willens bei der Hervorbringung der unter Gott stehenden Wesenheiten (ein-

schließlich des Logos), die Lehre von der doppelten Sophia, die Erschaffung der Welt durch Engel oder einen Demiurgen.

Er vermischt Platonisches (Mimesisgedanke) und Judaisierendes (schöpferische Sophia, Engellehre); aber zu all dem fehle bei Arius der „mythologische Rahmen“ [ebd. 113]. Arius ruht also teilweise auf heidnischer Philosophie und platonischer Kosmologie [ebd. 66]. grenzt sich jedoch von der Gnosis ab, verwirft Emanation und Homousie, womit die „tragenden Gedanken der gnostischen Erlösungslehre“ entfallen [ebd. 110].

Meine Annahme, Arianer seien Dualisten und Gnostiker, und Beauforts Annahme, Arianer seien Aliden, wären demnach nicht zu halten.

Moderne Forschung, die noch immer eine einheitliche Lehre ausmachen möchte, wo es keine gibt, umreißt ihr eigenes Bemühen in der Erkenntnis, Arius vertrete eine „stark von Vernunftwägungen bestimmte Neuerung“ [ebd. 26]. Dennoch scheint mir für den Arianismus der Versuch erkennbar, bestimmte Aspekte der Philosophie und Theologie der Spätantike zu erhalten unter veränderten Bedingungen.

Engelchristologie

Bis zum zweiten Weltkrieg mühte man sich in der Forschung mit umfänglicher dogmengeschichtlicher Betrachtungsweise ab, aus den vielen Unvereinbarkeiten und Widersprüchen das „Arianische“ zu filtern, was zu einer „Mischtheorie“ und zum „Origenesstreit“ führte. Schließlich äußerte 1941 Martin Werner die Erkenntnis, das

„übliche dogmenhistorische Unternehmen“, die theologische Abstammung des Arius aus der Geschichte der Systembildung [...] zu rekonstruieren, sei eine Angelegenheit von gänzlich zweitrangiger Bedeutung. Die arianische Lehre sei vielmehr der *Versuch, die Engelchristologie* (Christus als der oberste von Gott geschaffene Engel) *in einer Weise zu verteidigen, welche der fortgeschrittenen Entwicklung der Logoschristologie Rechnung trägt*. Die in den ersten drei Jahrhunderten nachwirkende urchristliche Engelchristologie bilde den wesentlichen Kern der arianischen Lehre“ [Lorenz, 30, nach Werner, 371-388; Hvhg. ZAM; zur Kritik an Werner vgl. Voltenweider, 9].

Grundsätzlich seien mit dem Angelostitel für Christos zum Arianismus neigende Gedanken verbunden [ebd. 31]. Dies muss wohlgemerkt nicht bedeuten, dass alle Anhänger der Engelchristologie ausschließlich Arianer sind. Mit Werners Feststellung wird aber klar, warum dieser 'arianische Christus' als Engel unbedingt „Geschöpf“ ist, doch keineswegs „ganz Mensch“ (wie in der Literatur oft fälschlich behauptet, weil man die hinter den Begriffen stehenden Weltauffassungen nicht mehr kennt oder kennen will).

Zugleich wird verständlich, wieso der Islam insgesamt so häufig als aria-

nisch bezeichnet wird, denn sowohl Sunniten wie Schiiten haben die Engel lehre (in unterschiedlicher Form) noch bewahrt, während diese aus der christlichen Kirche verschwunden ist – eben mit den Arianern.

Als nach dem 2. Weltkrieg in den 50er Jahren erneut mit der Forschung begonnen wurde, machte man mit genau jenen Methoden weiter, die Werner bereits für untauglich erkannt hatte, und seine Bücher, deren Inhalt den 'Kirchenfrieden' störten, verschwanden nach und nach aus fast allen Seminarbibliotheken. (Die Gründe dafür sind die gleichen, die zur Entfernung Lülings aus dem Universitätsbetrieb führten [vgl. Müller 2008]). Zwar schien eine Weile die Frage nach den Ursprüngen des Arianismus erneut in Bewegung zu geraten, doch abgesehen von einer „Verschärfung des Problembewusstseins“ und „Berichtigung von Einzelheiten“ (u.a. jüdische Herkunft der ebionitischen Lehre vom Engelfürsten Christus, spätjüdischer Dualismus innerhalb der Engelwelt, Bestreitung der Gottheit des Sohnes, Engelchristologie unter Berufung auf Logostheologie [Lorenz, 149]) hat

„die Debatte seit 1957 über die Ursprünge des Arianismus kaum einen Gedanken zutage gefördert, welcher sich nicht schon in der älteren Dogmengeschichtsschreibung fände“ [ebd. 35].

Dem lässt sich aus meiner bisherigen Sicht Folgendes hinzufügen: Der Ursprung der Engel-Lehre ist zweifellos iranisch (zoroastrisch) und war Bestandteil der lange Zeit vorherrschenden iranisch-dualistischen Weltauffassung. Sie wurde vom Judentum mit der Idee eines monotheistischen Schöpfergottes und dem Prophetentum verbunden und zu einer umfänglichen Engelhierarchie ausgebaut. Darin ist der jüdische Messias kein Engel, sondern der erwählte Vertreter des von Gott auserwählten israelitischen Königtums, der von Herrschafts-Engeln geschützt wird.

Das messianische Judentum macht daraus eine *Engel-Christologie*, indem es den jüdischen Messias (griech. Christos = der Gesalbte) gleichsetzte mit 'Isa, der im Arabischen den Engel der 'Dämmerung', des Übergangs zwischen dem Diesseits und Jenseits, bezeichnet, aus dem „Jesus“ wurde, Sohn der Mariam – Schwester von Mose und Aaron, den 'Statthaltern' von Gesetz und israelitischem Priestertum. (Die Judenchristen betrachteten sich als das 'wahre' Israel gegenüber den nach dem Tempelfall entstandenen Talmudjuden).

Diese Verschmelzung eines auserwählten Menschen mit 'göttlichem Auftrag' und eines Engelgeschöpfes wurde im Hellenismus kosmologisch untermauert; so entsteht einerseits Christus als oberster Richter im Himmelskreis, andererseits Christus als Archangelos.

Die Anfänge dieser Verbindung lassen sich m.E. bei den judenchristlichen *Ebioniten* noch erkennen. Hinsichtlich ihrer gesamten Lehre stellte Illig (mit Bezug auf Lülting und Schoeps) bereits 1992 heraus, dass sie – entgegen

herrschendem Konsens – nicht um 400 spurlos aus der Geschichte verschwindet, sondern so erstaunliche Ähnlichkeit mit der Lehre der Muslime zeigt, dass er damals (noch ohne Phantomzeit-These) vermutete, der zeitliche Abstand zwischen beiden sei geringer, als bisher in der Chronologie veranschlagt [Illig 1992, 39]. Während Schoeps meinte, es müsse eine *direkte* Verbindung zwischen Ebioniten und Islam geben, sieht Lüling dies nicht als zwingend an, da Muhammad auf die in Arabien lange Zeit bewahrten früh-judenchristlichen Traditionen und deren Schrifttum zurückgegriffen haben kann.

In der Folge kam es bei einigen Leuten zu kurzschlüssiger 'Logik': Wenn die Engelchristologie arianisch sei und die Muslime die Engellehre haben, müssen sie auch Arianer sein; – dass damit Ebioniten und Arianer synonym gesetzt wurden, fiel niemandem auf (mit Beaufort könnten wir die Aliden als weiteres Synonym ergänzen). Weder die Unterschiede der Engellehre innerhalb des Islam noch im antiken Christentum schienen zu interessieren; sie sind aber zweifellos wichtig für die Frage, ob Arianer und Aliden gleichgesetzt werden können.

In diesem Zusammenhang ist entscheidend, dass jene nicht-judenchristlichen Gläubigen, die bereits vor der Verschmelzung mit Christus den 'Isa ehrten, ebenfalls eine Engellehre hatten, und zwar im Rahmen einer dualistischen Weltansicht.

Emanation → Inkarnation

In diesem Rahmen beschäftigte viele Philosophen der antiken Gnosis die Frage nach dem Verhältnis von Transzendenz und Immanenz, also wie das Göttliche in die Welt und zum Menschen gelangt und wie der Mensch bzw. die Seele zur göttlichen Lichtheimat zurückfindet. Die Antwort des Dualismus darauf war die Lehre von der *Emanation*, dem stufenweisen 'Ausgießen' oder 'Herabsinken' des Lichtes vom Vollkommenen, Geistigen – über Zwischenstufen, u.a. der präexistenten Engelwesen – ins Unvollkommene, Irdische. Der 'Aufstieg' der Seele nach dem Tode vollzieht sich ebenfalls über Emanationsstufen. Die vermittelnde Instanz für diesen Transfer der Seele war also das Licht, weshalb jeder Mensch durch den Lichtfunken in seiner Seele daran teil hat. Die Lichtfunken gehen nicht verloren, sondern sammeln sich im kosmologischen Urlicht und kehren durch die Emanation immer wieder mit den Seelen auf die Erde zurück. Die Emanation als Schöpfungsvorgang hört nie auf und es gibt keine Trennung zwischen Urgott und Geschöpf.

Dagegen wartet das messianische Juden(Christen)tum auf das Erscheinen des lebendigen Retters (Soter). Hier findet man die *nabi / prophētē'* Sprecher [für Gott], welche dann nach ihrem Tode und bis zur Ankunft des Messias durch einen erwählten Menschen vertreten werden müssen. Hier gibt es zwar eine Engelhierarchie, insbesondere die Gott nahe stehenden Engel als Reprä-

sentanten der Namen (Eigenschaften) Gottes, doch sie sind Geschöpfe des einmaligen göttlichen Schöpfungswerkes und keine vermittelnden Instanzen für das Aufrechterhalten des Schöpfungsvorgangs. Aus emanativer Sicht bedeutet diese Auffassung die Getrenntheit von Urgott und Schöpfung.

In Verbindung zwischen Judenchristentum und Gnosis soll *Christus* zugleich das „Licht der Welt“ sein, welches zu jedem Menschen herab kommt und in ihm 'wohnt'. Das monotheistische Christentum in der politischen Form des judenchristlichen Kaiserkultes wird die treibende Kraft, die dafür sorgte, dass die Emanationslehre unterdrückt und schließlich (zu allererst von herrschenden Judenchristen selbst) einfach nicht mehr verstanden wurde; damit einher entstanden Personifizierungen und Historisierungen präexistenter Engelwesen – durch Inkarnationsauffassungen.

In der Idee, dass Jesus Christus, 'der Engel des Herrn', leibhaftig gelebt habe, vermag bereits das Licht *Fleisch* zu werden, es *inkarniert*. Von da ist es nicht mehr weit zur Lehre, dass Gott ins Fleisch inkarniert ist, aber nur einmalig – eben in seinem „Sohn“ Jesus Christus, der so „wahrer Mensch“ und „wahrer Gott“ geworden ist. Die *Inkarnationslehre* in der Christologie soll von Origenes stammen, und im Bilderstreit beruft sich Johannes von Damaskus (s. o.) auf die Inkarnation als Begründung, warum Christus bildlich dargestellt werden dürfe.

Das mehrfache Scheitern der Erwartung eines von Gott geschickten Retters zur Erlösung von politisch verursachtem menschlichem Leid führte zu verschiedenen Zeiten zu unterschiedlichen Strategien: Die Markioniten („Paulus“ vor seiner Verfälschung) verbreiten früh die frohe Botschaft: der Erlöser war schon da, ihr braucht nicht mehr drauf warten. Folgerichtig lehnen sie das Alte Testament und die Propheten, so wie deren Vertreter ab; sie brauchen stattdessen Verkünder ihrer Botschaft (= Apostel). Die Sunniten verlegten schließlich das Kommen des Mahdi in die Endzeit (und sind sich nicht einig darin, ob es sich dabei um *Isa ben Mariam* handeln wird), wo ihn auch die Schriftpropheten der Juden(-christen) erwarten. Im Koran kommt der Mahdi nicht vor (wurde er entfernt oder ließ Muhammad diesen Teil der judenchristlichen/ebionitischen Lehre gleich weg?). Die Zwölfer-Schiiten versetzten ihren letzten Imam zwar in Entrückung und Verborgenheit, doch soll er daraus jederzeit als Mahdi zurückkehren können [vgl. Halm]. Bei den Umayyaden taucht *al-Mahdi* im Titel des den Propheten 'stellvertretenden' Khalifen auf. Die römisch-christliche Lehre lässt den göttlichen Sohn Jesus Christus 'ins Fleisch geboren', gestorben und bereits auferstanden sein und am Ende der Zeiten wiederkehren.

Mit der markionitischen Botschaft hatten die Muslime anscheinend wenig zu tun, und die letzte christliche Entwicklung, den Umbau zur orthodoxen Trinitätslehre, haben sie nicht mitgemacht. Wohl aber verbinden sich in den

muslimischen Bewegungen auf unterschiedliche Weise die Messias-/Mahdi-Erwartungen mit der Emanations- und Engellehre.

Imamat – Khalifat

Diese ist am ausgeprägtesten erhalten bei den verschiedenen Zweigen der Aliden, deren Lehre vom „Führungsauftrag“ (*Imamat*) auf der Emanationslehre basiert. Dabei spiegelt die Anzahl der Imame unterschiedliche gnostische Traditionen:

Die *fünfer* Imam-Zahl der Zaiditen ist manichäisch. Die Ismailiten (*Siebener-Schia*) übernahmen ihr kosmologisches Gerüst von den Mazdakiten und entwickelten eigenständig eine Logosphilosophie und die Lehre vom perfekten Menschen aus der Gnosis der Spätantike. *Sieben* Emanationsstufen treten aus dem Urgott hervor, deren unterste die reine ungeformte Materie ist; zählt man den Urgott mit, hat Gott *acht* Daseinsformen. Der siebte Imam Ismail, Sohn des Jafar as-Sadiq, weilt ihrer Überzeugung nach in der „kleinen Entrückung“ und kehrt einst als Mahdi wieder. Dies behaupten die *Zwölfer-Schii*ten auch vom zwölften und letzten Imam, welcher derzeit in der „großen Entrückung/Verborgenheit“ weilt. Es gibt die Vermutung, dass in der Seldschukenzeit nur ein Kult mit *acht Imamen* existierte und sich der Zwölfer-Kult erst später entwickelte; im 13. Jh. bei dem anatolischen Derwisch-Dichter Yunus Emre wird er bereits genannt. Der türkische und iranische Zwölferschiismus unterscheidet sich wesentlich, da die anatolischen Aleviten (heute 12er Schiiten) ursprünglich zum Ismaelismus der siebenerschiitischen Assassinen gehörten, bevor diese im 13. Jh. vernichtet wurden [Dierl, 100 f.].

Die Imame stellen die idealtypisch-genealogisch weitergeführte 'Blutlinie des Propheten' (über Fatima) dar. In ihnen manifestiert sich durch die Emanation, über die präexistenten Engelwesen Mohammad und Ali (aber auch Adam u.a.), deren 'gesegnetes Licht' (*nour muhammadiya*). Hier ist die transferierte 'Substanz' zwar noch das Licht, doch wird die Emanation zwischen Schöpfer und Geschöpf dann von den Imamen aufrechterhalten, die durch das empfangene Licht der präexistenten Engelwesen auserwählt Rechtgeleitete (arab. *Mahdi*) sind. Damit entstehen Ähnlichkeiten zur judenchristlichen Messiaslehre und zur Inkarnationslehre, mit dem Unterschied, dass das Licht des Propheten immer wieder neu in ununterbrochener Kette durch Emanation weitergegeben wird.

Deshalb gehört zum Imamat das Gefolgschaftsprinzip gegenüber dem 'beauftragten' Herrscher, der in diesem Sinne als rein und fehlerfrei galt, weshalb einige Gruppierungen ihn schließlich für 'unfehlbar' erklärten. Da niemand zwei Herren dienen kann, musste aus Sicht der Emanationslehre der jeweilige Imam zugleich Khalifa sein: der Titel *Imam* bezeichnet seine geis-

tige Position und Bedeutung; der Titel *Khalifa* meint das weltliche Amt, Kriegführung eingeschlossen; deshalb lautete der Titel hier: *Khalifat Allāh* „Stellvertreter Allahs [auf Erden]“. Besonders die ismailitischen Fatimiden versuchten angesichts der Naherwartung des Mahdi, Khalifat und Imamatum zu vereinen.

Hier bestand also die Vorstellung (bei Abwesenheit von Priestertum), dass die höchste weltliche Führung stets derjenige ausüben sollte, der geistig den höchsten Stand hat (gekennzeichnet durch die Imamfolge). Dagegen bedurfte es aus Sicht der ebenfalls priesterlosen muslimischen Judenchristen – zusätzlich zum Propheten – keiner Imame als ‘fleischgewordene Abkömmlinge von Engelwesen’; für sie konnte der Khalif als gewählter Herrscher nur ein „Stellvertreter des Propheten Allahs“ sein. (Das judenchristliche Priestertum sah eine mosaisch legitimierte Trennung in weltliches und geistliches Amt ausdrücklich vor: Aaron bekam das *sacerdotium* (Priestertum) und die *liturgia* (Kultgegenstände/Liturgie), David *regnum* (Königtum) und *lex* (Gesetz).

Im jetzigen Geschichtsbild von der Entstehung des Islam ist der Mythos um Husain zentral, unabhängig davon, wie viel historische Wahrheit darin enthalten ist und welche Bedeutung die Husainlegende, die aus Mesopotamien stammt, zuvor dort hatte: Die Art, in der Husains Tod in der islamischen Legende geschildert wird, spiegelt nicht nur die Niederlage gegenüber den umayyadischen Judenchristen, sondern liefert die historisierte und damit rationalisierte ‘Begründung’, warum die Imame nicht zugleich Khalifen wurden und die Herrschaft des Imamats (und der Emanationslehre) scheiterte.

Die Legende überliefert Streitigkeiten ums Khalifat, bringt diese aber nicht in Zusammenhang mit den (zweifellos zeitgleichen) massenhaften wirtschafts- und sozialpolitischen Aufständen der Bevölkerung und dem fatimidischen Khalifat. Diese erscheinen in der herrschenden Chronologie ca. 200-300 Jahre später (9.–11. Jh.), also regelrecht abgeschnitten von der islamischen Entstehungsgeschichte. Selbst die Kette der Imame stellt keine tragfähige Verbindung dar, weil sie unterschiedlich lang ist und sich entrückt in der „Verborgenheit“ verliert. Daraus schließe ich, dass die Husainlegende zunächst ein ‘Widerstandsmythos’ war und erst unter sunnitischer Herrschaft ins dogmatisierte Geschichtsbild eingepasst wurde. Dazu passt, dass Husains Kopf zunächst nach Damaskus gebracht wurde, wo sich seine Spur verliert (s.o.); eine Überlieferung weiß ihn dann nach Kerbela zum Leib zurückgeschickt, eine andere ihn in Kairo in Sicherheit gebracht, und in Aleppo soll er ebenfalls eine Zeitlang gewesen sein. Wollten nachträglich alle Parteien am Mythos teilhaben dürfen? – in Damaskus die Umayyaden, in Kerbela die Qarmaten und Ismailiten, in Kairo die Fatimiden und in Aleppo – erst seit 1070 – die Seldschuken.

Der umayyadische Sieg wurde überboten von der Inkarnation des Johannes in Damaskus, der mitsamt dem Bildersturm ebenfalls abgeschnitten vom realen Zusammenhang in der Chronologie steht [vgl. Lüling 1977].

Fazit → Ausblick

Das Alidentum entwickelt sich aus bestimmten Ausformungen der Engellehre im Zusammenhang mit Parusieerwartung, den Ereignissen des Bildersturms und der sozialrevolutionären Aufstände des 6. || 10. Jh., die sich von Nordafrika über Mesopotamien bis in den mittleren Iran erstreckten.

Für das Arianertum zeigt sich, dass es mit den Methoden der dogmengeschichtlichen Forschung nicht verständnisfördernd herzuleiten ist. Wohl aber zeichnet sich bereits ab, dass es begreifbar wird aus der antiken Philosophie heraus und der Situation im römischen Reich, bevor das imperiale Kaisertum sich durchsetzte. Insofern erscheint mir „Engelchristologie“ zwar ein wichtiges, aber kein ausreichendes Kriterium zum Verständnis von „Arianismus“.

Für eine Gleichsetzung von Aliden und Arianern spricht m.E. nichts, jedoch viel für die Beibehaltung der bisherigen Reihenfolge ihrer Entstehung.

Die Identität der Arianer müssen wir ohne Rücksicht auf Arius klären, denn weder ist klar, ob er als Person real ist, noch wann jene Texte entstanden, die ihn als Person auffassen [z.B. Dok. 27]. Erst damit entsteht die Frage, worauf die Bezeichnung „Arianer“ zurückgeht und ob der Name eine im historischen Kontext wichtige Bedeutung hatte. Außer der Frage nach der tatsächlichen Bedeutung ihres Namens gilt zu klären, ob, wie und wieso der alte avestische *Aria*-Begriff zum kirchengeschichtlichen Begriff *Arianer* werden konnte – und ob beides miteinander zu tun hat. Bisher besteht zwischen dem einen und dem anderen noch eine zeitliche und inhaltliche Kluft, die ich demnächst in einem zweiten Teil jedoch hoffe, überbrücken zu können.

Literatur

Athanasius (1913): *Vier Reden gegen die Arianer (Orationes contra Arianos)*; Kempten · München. (elektronische BKV)

BBKL = elektronisches *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* (Hg. Traugott Bautz), Stand 31. 8. 2008

Birken, Andreas (2008): Gegenrede im Namen Alis; in *Zeitensprünge* 20 (3) 692-701

BKV = elektronische *Bibliothek der Kirchenväter- eine Auswahl patristischer Werke* in deutscher Übersetzung (Hg. Gregor Emmenegger), Stand 18. 5. 2009

Bobzin, Hartmut (2000): *Mohammed*; München

Brennecke, Hans Christof (1988): *Studien zur Geschichte der Homöer: der Osten bis zum Ende der homöischen Reichskirche*; Tübingen

- (1991): Lucian von Antiochien; in *TRE*, Bd. 21, Berlin

Burton, Richard (1856/1898): *Personal Narrative of a Pilgrimage to Al-Madinah &*

- Meccah*; London [zit. nach Internetseite *Muslime in Deutschland*, Wien]
- Deschner, Karlheinz (2007): *Der Ahnherr Europas*. Vorwort zur kritischen Ausstellung „Konstantin: Kunst & Provokation“ in der Trierer Tuchfabrik; in *hpd humanistischer pressedienst*, 8. Juni
- Dierl, Anton Josef (1985): *Geschichte und Lehre des anatolischen Alevismus-Bektasismus*; Frankfurt/M.
- Dok. 27: Brief des Kaisers Konstantin an Arius und seine Anhänger (Urk. 34)
www.athanasius.theologie.uni-erlangen.de/dokumente/dok27
- Hage, Wolfgang / Jacobs, Manfred (1993): *Das Christentum im frühen Mittelalter (476-1054): Vom Ende des weströmischen Reiches bis zum West-östlichen Schisma*; Göttingen
- Halm, Heinz (1994): *Die Wiederkehr des Mahdi - eine zentrale Vorstellung innerhalb der im Iran tonangebenden schiitischen Denomination des Islam* (www2.tu-berlin.de) aus: *Der schiitische Islam. Von der Religion zur Revolution*; München, 47-50
- Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? Zu Lülings „judenchristlichem“ Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41
- Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte: Justinianische Spurenlese; in *Zeitensprünge* 20 (1) 134-145
- Lorenz, Rudolf (1979): *Arius Judaizans? Untersuchungen zur dogmengeschichtlichen Einordnung des Arius*; Göttingen
- Lüling, Günter (1977): *Johannes Damascenus und der Bildersturm der Muslime bei der Eroberung Mekkas im Jahre 630 n.Chr.*; Vortrag auf dem XX. Deutschen Orientalistentag, Erlangen; veröff. in Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Wiesbaden 1980, 158-160; und in Lüling 1985, 174-177
- (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am christlichen Abendland*; Erlangen
 - (1985): *Sprache und archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen
 - (2000): Das Problem „Hebräer“; in *Zeitensprünge* 12 (2) 180-193
- Maas, Ad / Müller, Z.A. (2006): Letters en cijfers en verduisteringen en fantoomtijd; in *SEMafoor* 7 (1) 30-36
- Müller, Zainab Angelika (2000): Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter; in *Zeitensprünge* 12 (3) 519-531; www.carotta.de/subseite/echo/zs-am.html
- (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
 - (2007a): Die Franken sind kein „Stamm“. Neuerlicher Versuch, ihre Identität zu erhellen; in *Zeitensprünge* 19 (3) 757-681
 - (2008): Zustände in den 'Islamwissenschaften' (Teil I); in *Zeitensprünge* 20 (3) 670-691
- Ohlig, Karl-Heinz (1997): Einer oder drei? Vom „Vater Jesu“ zur Trinität (VIII); in *Imprimatur* 8 (Internet)
- Ramahi, Kamal / Quintern, Detlev (2006): *Qarmaten und Ihwān as-safā'. Gerechtigkeitsbewegungen unter den Abbasiden und die universalistische Geschichtstheorie*; Hamburg

- Schmidt, Kurt Dietrich / Lorenz, Rudolf / Moeller, Bernd (1992): *Die Kirche in ihrer Geschichte - ein Handbuch*; Göttingen
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung*; Gräfelting
- Stein, Werner (1977): *Kulturfahrplan*; München · Berlin · Wien
- TRE = *Theologische Realenzyklopädie*: Krause, Gerhard / Müller, Gerhard (Hg.) (1978): Bd. III.; (1991): Bd. XXI; Berlin · New York
- Vandersleyen, Claude (1962): *Chronologie des préfets d'Egypte de 284 à 395*; Brussels
- Vollenweider, Samuel (2002): *Horizonte neutestamentlicher Christologie. Studien zu Paulus und zur frühchristlichen Theologie*; Tübingen
- Weissgerber, Klaus (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik; in *Zeitensprünge* 20 (3) 702-708
- Werner, Martin (1941/1953): *Die Entstehung des christlichen Dogmas problemgeschichtlich dargestellt*; Bern

Z. A. Müller, Kontakt über: www.symbolforschung.de

Mekka, Muhammad und Ali

Chronologische Überlegungen (Islamica VII)

Klaus Weissgerber

„Jede Gesellschaftsepoche braucht ihre großen Männer, und wenn sie dieselben einmal nicht findet, erfindet sie sie, wie Helvétius sagt.“ Karl Marx [MEW 7: 63]

Vorbemerkung

Alle meine Beiträge zur islamischen Phantomzeit beruhen auch auf der Erkenntnis, dass die Araber Mekkas vor Einführung der Hidshra-Zeitrechnung nach einer eigenen Ära datierten, die mit dem „Jahr des Elefanten“ begann. In meinem Beitrag *Islamica I* [2000] habe ich dieses auf das Jahr 544 n. Chr. datiert. Diese „Elefanten-Ära“ war offenbar mit der von Volker Popp beschriebenen „Arabischen Ära“ (KAT ARABAS) identisch, die von den nach Syrien und Mesopotamien eingewanderten Arabern beibehalten und von den Nachkommen des persischen Großschahs Chosrau II. mit dem Islam übernommen wurde, wie viele Bau-Inschriften und Münzen beweisen. Auf dieser Grundlage habe ich in meinem Vorbeitrag *Islamica VI* [2008] die wirkliche Geschichte Vorderasiens von Mu'awiya bis Harun ar-Raschid rekonstruiert.

Viele neue *Zeitensprünge*-Leser baten mich um Mitteilung, wie ich meine Datierung des „Elefantenjahres“ konkret errechnet habe. Ich kann nicht einfach auf meinen damaligen Beitrag verweisen, nicht nur, weil in diesem Schreibfehler und auch noch kleinere Irrtümer enthalten sind, die allerdings meine Grundthese nicht betreffen. Durch weitere allseitige Studien habe ich meine Erkenntnis, an deren Richtigkeit ich keinerlei Zweifel mehr habe, weiter vertieft. Nachdem 2008 Islam-Experten wie Tilman Nagel und Hans Jansen in ihren Muhammad-Biographien auch auf das „Jahr des Elefanten“ eingingen, halte ich es für unerlässlich, meinen jetzigen Erkenntnisstand darzulegen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf Muhammad und Ali eingehen. Ich beschränke mich bewusst auf die chronologische Problematik.

I. Teil: Mekka und der Elefanten-Feldzug

Die arabischen Wurzeln des Islam können nicht bezweifelt werden. Nach allen muslimischen Traditionen wurde der Koran (Qur'an) Muhammad zunächst in Mekka, seiner Geburtsstadt, vom Engel Gabriel (Dshibril) in arabischer Sprache offenbart; dieses heilige Buch durfte nicht in andere Sprachen übersetzt werden.

Die Arabische Halbinsel und Mekka

Die Arabische Halbinsel ist vorwiegend eine Wüsten- und Steppenlandschaft, in der es allerdings auch mehrere Oasen mit ihren Wasserquellen gab. Bis ins 20. Jh. wurde diese Region hauptsächlich von nomadischen Beduinen besiedelt. In den Oasen wurde Schafzucht betrieben und Getreide und Gemüse angebaut; sie wurden vor allem durch Palmenhaine geprägt. Die Dattelpalme gilt als der „Baum aller Bäume, von dem nicht nur die Frucht, sondern sämtliche Bestandteile restlos genutzt wurden“ [Rodinson, 22]: Für die Beduinen waren das Wasser und die Produkte der Oasen unentbehrlich, was ihre Wanderzüge, die zunächst bis Mesopotamien und Syrien gingen, erklärt.

Lediglich im Südwesten der Halbinsel entwickelte sich eine Hochkultur mit intensiver Landwirtschaft. Der Jemen (al-Yaman) ist eine Berglandschaft mit viel Regen; die Bewohner dieser Region verstanden es schon recht früh, das abfließende Wasser in Zisternen, dann durch große Dämme zu sammeln. Um dies zu ermöglichen, entstand schon in altorientalischer Zeit der Staat von Saba, der durch Inschriften gut belegt ist. Kaufleute aus dem Jemen unterhielten Handelsbeziehungen nicht nur nach Indien und Äthiopien, sondern auch mit Vorderasien und Ägypten. Die nach Syrien führende „Weihrauchstraße“ verlief durch den Westen der Halbinsel, den Hedschas (al-Hidshaz):

„Nach dem Norden beförderten die Karawanen nicht nur Hedschas-Datteln und jemenitischen Weihrauch, sondern auch Edelsteine und Seide aus Indien und China, zurück brachten sie Baumwollstoffe, Waffen, Weizen und Öl“ [Dermenghem 11 f.].

An dieser Straße lag Mekka. Diese Stadt war keineswegs durch die Natur begünstigt; sie lag in einem „unfruchtbaren Tal“ [Koran 14:40]. Ihre sesshaften Bewohner waren auf den Handel mit den benachbarten Beduinen angewiesen und legten deshalb großen Wert auf gute Beziehungen zu diesen. In ihrer Kultstätte, der Ka'ba, mit ihrem schwarzen Stein (Hadshar al-Aswad), wohl einem Meteoriten, und dem Zemzem- (Zamzam-)Brunnen, wurden neben Allah, der ursprünglich nur ein Stadtgott Mekkas war (Muhammads Vater hieß Abdallah = Diener Allahs), auch andere Stammesgötter verehrt. Es wurde üblich, dass Beduinen vieler Stämme zu bestimmten Zeiten das Heiligtum aufsuchten und in feierlicher Form, Männer und Frauen, in vorislamischer Zeit völlig unbekleidet [Ibn Ishaq 250; Nagel 894] umgingen. Zu Pilgerzeiten mussten die zahlreichen Stammesfehden ruhen. Natürlich profitierten die Einwohner Mekkas auch von diesem Kult; selbst Muhammad konnte diese ursprünglich heidnische Kultstätte nicht abreißen lassen. Er integrierte sie als nunmehr islamischen Wallfahrtsort in den Islam.

Im Koran [2:125-127] heißt es, dass der biblische Erzvater Abraham (Ibrahim), der als vorheriger „Gesandter Allahs“ gilt, zusammen mit seinem Sohn

Isma'il, dem mythischen Stammvater der Araber, die „Grundmauern dieses Hauses“ errichtet hat. Unbekannt ist, wann Mekka gegründet wurde; archäologische Ausgrabungen sind hier streng verboten. Die Ka'ba scheint jedenfalls ein sehr altes Bauwerk zu sein; Lüling [1981. 142-147] hat nach einer Analyse der mekkanischen Chroniken die These aufgestellt, dass sie im +5. Jh. vom Stamm der Gurum (sonst übliche Bezeichnung Gurhum) errichtet wurde. Noch vor dem Sieg Muhammads erfolgte, angeblich +608, ein Neubau, der 683 einem islamischen Bau weichen musste. Gleichzeitig vertrat er die These, dass die Ka'ba schon vor Muhammad als „christliches Kirchengebäude“ genutzt wurde [z.B. 1981. 126-161]; Tilman Nagel [896-898] lehnt diese „Auffassung“ entschieden ab.

Alle Informationen über die Frühgeschichte der Stadt beruhen auf den *Mekka-Chroniken* [Texte: 1861], vor allem auf der *Chronik Mekkas* des al-Azraqi (831 gest.) und des „Buches der Kämpfe“ (Kitab al-Magazi) des al-Waqidi (823 gest.). Beide Werke blieben jedoch nicht in ihrer Originalfassung erhalten. Zu al-Azraqi schrieb Brockelmann [105]:

„Im 3. Jahrhundert [der Hidshra-Ära; K.W.] unternahm Achmed al-Azraqi (gest. 219 H./ 831) die Sammlung der historischen und legendarischen Nachrichten über Mekka. Sein Enkel Abu'l Walid Mohammed al-Azriqi (gest. nach 244 H./ 858) gab seinen Materialien die litterarische Form, die dann von den beiden al-Fasi, Abu Mohammed Ischaq (gest. 308 H./920) und seinem Neffen Mohammed (gest. nach 350 H./961) die uns vorliegende Gestalt erhielt [vgl. auch Lüling 1981, 411, Anm. 1].

Über die „Magazi“ des al-Waqidi schrieb Lüling [ebd.]:

„Ebenso ist die Prophetenbiographie unseres Gewährsmannes al-Waqidi nur in einer wesentlich überarbeiteten und erheblich gekürzten Fassung eines gewissen Ibn Haigawath des 4. Jahrhunderts der Higra (= 10. Jahrhundert n. Chr.) auf uns gekommen.“

Al-Waqidi soll aus Medina stammen und zur Zeit Haran ar-Raschids in Bagdad gelehrt haben. Die abbasidischen Hadith-Gelehrten überraschte er mit angeblich echten Hadith-Texten, die bis dahin unbekannt waren: „In al-Waqidis Werken finde man 20 000 Hadithe, die er gar nicht gehört habe, klagte Ali b. al-Madini“ [Nagel 906].

Nagel [904] betrachtet trotzdem al-Waqidis Chronik als „ernsthafte Quelle“, da der Autor anscheinend auf alte Traditionen zurückgegriffen habe. Hauptsächlich stützte er sich bei der Darstellung der Geschichte Mekkas auf die Chronik al-Azraqis, die er trotz ihrer vielen Wundergeschichten als „ein großes Werk“ [ebd. 19] betrachtet. Andererseits möchte ich nicht so weit gehen wie Patricia Crone, die wegen der Unglaubwürdigkeit dieser Texte schon 1987 bezweifelt, dass Mekka eine Handelsstadt war und in späteren Publikationen sogar anzweifelt, dass es ein vorislamisches Mekka gegeben hat.

Natürlich ist es nur eine Legende, dass Isma'il, der Sohn Abrahams, in Mekka lebte, dass ihm der Enkel Gabriel den schwarzen Stein brachte und dass er innerhalb der Umzäunung der Ka'ba, wie vorher seine Mutter Hagar, begraben wurde. Nach alten Traditionen soll er in den Stamm Dshurhum (Gurhum) eingeheiratet haben, was dafür spricht, dass dieser Mekka gegründet hat.

Es scheint festzustehen, dass Mekka nacheinander von den Stämmen Dshurhum, Chuza'a und Qurais (gesprochen: Qura-isch) beherrscht wurde [Hartmann, 3]. Die Herrschaft der Chuza'a soll von Luhaj begründet worden sein, Nagel [847] betrachtete diese als jemenitischen Stamm, der von den nordarabischen Banu Qurais abgelöst wurde. Als Ahnherr des letzteren gilt Qusajj, der fünf Generationen vor Muhammad (Qusajj – Abd Manaf – Haschim – Abd al-Muttalib – Abdallah – Muhammad) die Macht in Mekka erlangt hatte. Die Qurais beherrschten zu Muhammads Zeiten Mekka; auch der spätere Gesandte Gottes gehörte ihnen an, allerdings einem ärmeren Familienzweig.

Ein Elefant vor Mekka

Als eines der bedeutendsten Ereignisse der Geschichte Mekkas *vor* Muhammad gilt der Versuch des äthiopischen Vizekönigs des Jemen, Abraha al-Aschram, die Stadt zu erobern und die Ka'ba zu zerstören. Dieser Feldzug wurde in mehreren islamischen Schriftquellen beschrieben, wobei besonders betont wurde, dass Abraha in seinem Heer einen Kampfelefanten namens Mahmud mit sich führte. Ein solches Tier war den Wüstenbewohnern bis dahin offenbar unbekannt:

„Es ist zwar die Frage, wie ein Elefant, der zum Überleben viel Wasser braucht und zur Abkühlung regelmäßig baden muß, das trockene Wüstenklima Nord- und Südarabiens ertragen konnte, aber gut, das wird wahrscheinlich möglich gewesen sein“ [Jansen, 28].

Die Sure 105 des Korans heißt „Der Elefant“ (al-Fil); sie bezieht sich eindeutig auf diesen Feldzug:

„Sahst du nicht, wie dein Herr mit den Elefantengefährten verfuhr? Führte er nicht ihre List irre und schickte über sie Vögel in Scharen, die sie bewarfen mit Steinen und gebrannten Ton, und machte er sie nicht zu abgefressener Saat?“

At-Tabari [Text: Nöldeke 172-220] beschrieb in einem (wohl später eingefügten) Exkurs die Geschichte des Jemen und schilderte hierbei sehr ausführlich auch die Vorgeschichte des Abraha-Feldzuges, wobei er sich auf die Berichte von Ibn Ishaq und Hisham ibn Muhammad, die sich nicht wesentlich voneinander unterscheiden, stützte. Ihren Inhalt kann ich hier nur sehr komprimiert

wiedergeben; Datierungen erfolgten nicht. Danach hatte der letzte König des Jemen, Dhu Nuwas („dh“ wird wie das stimmhafte englische th gesprochen), die jüdische Religion übernommen und die Christen verfolgt, die sich um Hilfe an den Kaiser von Konstantinopel und den ebenfalls christlichen Herrscher von Äthiopien wandten. Mit Hilfe der byzantinischen Flotte gelang es den äthiopischen Truppen, die zunächst zurückgeschlagen wurden, den Jemen zu erobern; Dhu Nuwas soll sich mit seinem Pferd ins Meer gestürzt haben.

Der äthiopische König, der in diesen Berichten nur mit seinem Titel „Nagaschi“ (Negus) bezeichnet wurde, setzte zunächst den Feldherrn Ariat als seinen Statthalter im Jemen ein, der aber nach einigen Jahren von einem anderen Feldherrn, Abraha Aschram, gestürzt und ermordet wurde. Notgedrungen musste der „Nagaschi“ die nunmehrige Herrschaft des Abraha über den Jemen anerkennen, da es ohne Hilfe der byzantinischen Flotte nicht möglich war, diesen zu stürzen. Die Abhängigkeit Abrahams von Äthiopien beschränkte sich darauf, jährlich Tribute nach Aksum, der äthiopischen Hauptstadt, zu schicken. Nach allen Berichten war Abraha ein gebürtiger Äthiopier und überzeugter Christ; er ließ in seiner Hauptstadt Sana'a die christliche Kathedrale „Qalis“ (anscheinend von griech. *ekklesia* = Kirche) errichten. Als ein Bürger von Mekka in dieser seine Notdurft verrichtete, geriet er in Zorn und schwor Rache. So kam es zu seinem Feldzug nach Mekka, um die dortige Ka'ba zu zerstören. (Offenbar war diese damals keine christliche Kultstätte.):

„Als darauf Abraha beschlossen hatte, nach dem Tempel zu ziehen, gebot er den Abessinern [= Äthiopiern; K.W.], sich vorzubereiten und auszurüsten, und nahm den Elephanten mit“ [Nöldeke, 206].

In Mekka angekommen, weigerte sich der Elefant jedoch, die Ka'ba anzugreifen. Wie im Koran beschrieben, kam auch Hilfe von oben:

„Darauf kamen die Vögel vom Meere her in Schaaren, je mit 3 Steinen, 2 in den Klauen, einem im Schnabel, und warfen sie nach ihnen. Wohin einer von diesen Steinen traf, da gab es eine arge Verletzung und lauter Pusteln. Damals sind zuerst die Blattern [= Pocken] entstanden. Die Steine vernichteten sie völlig. [...] Abraha und der Rest der Seinigen flohen“ [Nöldeke, 218].

At-Tabari hat somit geschickt den Koran-Bericht mit dem wirklichen Grund des Scheiterns Abrahams, einer plötzlichen Pockenepidemie, in Einklang gebracht. Nach seinem Bericht soll auch Abraha damals an den Pocken gestorben sein; er bezeichnete dies als gerechte Strafe für den Versuch, die Ka'ba zu zerstören. Diese Behauptung steht aber in Widerspruch zu dem Propokios-Bericht und zur jemenitischen Muraighan-Inschrift, auf die ich noch zu sprechen komme.

Zum Jahr 570

In fast allen einschlägigen Werken zur islamischen Geschichte wird angegeben, dass das „Jahr des Elefanten“ (arabisch: Am al-Fil) auf das Jahr 570 n. Chr. zu datieren ist. Der Grund besteht darin, dass Ibn Ishaq („Sohn Isaaks“; gesprochen Is-haq) im Kapitel 5 seiner späten Biographie des Propheten angab, dass dieser im „Jahr des Elefanten“ geboren wurde: „Der Prophet wurde am Montag, dem 17. des Monats Rabi‘ I, im Jahr des Elefanten, geboren“ [Ibn Ishaq, 30].

Im Koran ist nirgends davon die Rede, dass Muhammad in diesem Jahr geboren wurde. Ibn Ishaq selbst hat das angegebene Jahr nicht konkret datiert; die Datierung auf 570 beruht auf späteren Berechnungen: Da Muhammad 10 Jahre nach der Hidshra, die auf das Jahr 622 b. Chr. datiert wurde, in seinem 62. Lebensjahr gestorben war, musste er im Jahr 570 geboren sein! Bemerkenswert ist, dass namhafte Islam- und Äthiopien-Forscher, die die Details kannten, diese Datierung bezweifelt haben. So schrieb schon 1879 Nöldeke [205, Anm. 2]:

„Allein das ist viel zu spät. Kurz nach 570 fällt die pers. Eroberung und es bliebe keine Zeit für den Rest der Regierung Abraha's, der mindest noch einige Zeit nach der Rückkehr von dem Zuge König war (s. unten), und für seine Söhne. Vor allem aber bedingt die Stelle Procop's eine frühere Ansetzung dieses Ereignisses.“

Der Herausgeber der mir vorliegenden Koran-Ausgabe, Kurt Rudolph [570, Anm. 4], datierte in einer Anmerkung zur Sure 105 den Zug Abrahams nicht auf 570, sondern sprach sich, ohne dies hier zu begründen, für das Jahr 543 aus. Stephan und Nandy Ronart [556] schrieben 1972:

„Die volkstümliche Tradition, die auch von den Chronisten übernommen wurde, hat den Zug nach Mekka, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts stattgefunden hat, in das Jahr 570, das Geburtsjahr des Propheten, verlegt, obgleich Abraha zu dieser Zeit nicht mehr am Leben war.“

Im 1979 veröffentlichten *Kleinen Pauly* schrieb Adolf Lippold über den jemenitischen König „Abraham“: „Um 547 unternahm er den in der arab. Tradition berühmt gewordenen (falsch datierten) Zug nach Mekka“ [Pauly I: 17].

Prokopios von Kaisarea

Zur Lösung des Datierungsproblems ist von besonderer Bedeutung der zeitgenössische Bericht dieses byzantinischen Historikers, der in seiner *Persika* die byzantinisch-persischen Kriege in der ersten Hälfte des 6. Jh. beschrieb, wobei er im Kapitel 20 des ersten Bandes in einem ausführlichen Exkurs auch auf Äthiopien und Jemen einging. Vor allem aber datierte Prokopios nach der römischen Zeitrechnung, so dass es einfach ist, seine Datierungen in die

christliche Jahreszahlen umzurechnen. Er gilt als einer der zuverlässigsten Historiker der späten Antike; es besteht kein Grund, seinen Angaben zu misstrauen. Seine Berichte werden auch durch die erhalten gebliebenen zeitgenössischen Texte des seefahrenden Kaufmanns Kosmas Indikopleustes [vgl. Weissgerber 2003, 584] und des Ioannes Malalas, des byzantinischen Gesandten in der äthiopischen Hauptstadt Aksum, bestätigt.

Zu Beginn des 6. Jh. wurde Äthiopien von dem König Ella Asbeha beherrscht; Kosmas nannte ihn Elatzboas; bei Malalas hieß er Elesboas. Aus Inschriften und Münzen ergibt sich, dass er auch den Namen Kaleb führte [Kobischtschanow 1966, 85-95]. Dieser König beabsichtigte die Eroberung des Jemen; ein erster Versuch scheiterte 523. Erst als der byzantinische Kaiser Justin I. (518–527), der Onkel und Vorgänger des großen Justinian, ihm 60 Handelsschiffe zur Verfügung stellte, konnte Ella Asbeha ein größeres Heer über das Rote Meer transportieren und 526 den Jemen erobern. Nach dem Bericht des Prokopios setzte der bei ihm nicht namentlich genannte äthiopische Herrscher den Vasallenkönig Esimiphaios im Jemen ein; der anscheinend mit dem aus Inschriften bekannten Simyafa Aschwa identisch war [ebd. 92]. Nach einigen Jahren übernahm dann ein „Abramos“ die Macht. Dieser versuchte, bald nach Beginn des byzantinisch-römischen Krieges von 543 die Stadt „Makoraba“ zu erobern, scheiterte aber:

„Aber auch Abramos versprach später, als er sich in der Herrschaft völlig befestigt hatte, dem Kaiser Justinian oftmals ins persische Land einzufallen. Allein nur ein einziges Mal machte er sich wirklich auf dem Weg, kehrte aber gleich darauf zurück“ [hier nach Nöldeke 204 f.; Anm. 2].

Anscheinend ging Prokopios davon aus, dass Mekka zum persischen Einflussgebiet gehörte. Ich hatte mehrere Gründe, diesen Feldzug (und damit das „Jahr des Elefanten“) auf das Realjahr 544 zu datieren; einer bestand darin, dass er laut diesem Bericht bald nach dem Jahr 543 stattfand. Prokopios hat auch über die Entstehungsgeschichte seiner Werke über die byzantinischen Kriege seiner Zeit, die nach der lateinischen Übersetzung auch *Bella* genannt werden, selbst berichtet. Hiervon ausgehend, schrieb Menso Folkerts im *Kleinen Pauly* [IV, Sp. 1166]: „Der größte Teil der *Bella* (B. 1 – 2, 28.11, 3 – 7, 15) wurde in Konstantinopel vor 545 vollendet und 551 publ.“ Der Text über Abramos ist in Bd I enthalten; sein Feldzug muss somit vor 545 erfolgt sein!

Jemenitische Inschriften

Im Jemen wurden viele Inschriften gefunden, die nach einer südarabischen Ära datiert wurden. Jemen-Forscher haben sich zwar verständigt, wie die Daten dieser Ära in heute übliche Jahreszahlen umzurechnen sind, betonen aber, dass Schwankungen von einigen Jahren möglich sind; ich gebe hier die

üblichen Datierungen an. Von Interesse ist hier zunächst die Inschrift, die 517 der „König aller Stämme“, Yusuf As'sr Yat'ar, kurz nach seinem Amtsantritt verfasst ließ. Dieser bezeichnete sich hier als Jude und begründete Maßnahmen gegen Christen, die aus Äthiopien gekommen seien; Klaus Schippmann [69] hat keine Zweifel, dass dieser König mit Dhu Nawas, den wir aus arabischen Texten kennen, identisch war. Der ihm folgende Eroberer, König Kaleb von Aksum, „verewigte sich mit Siegelinschriften in Marib und Zafar [und] ließ Kirchen bauen“ [ebd. 70]. Auch Abraha hinterließ mehrere Inschriften: Seine Machtübernahme ergibt sich aus einer Inschrift, die Walter W. Müller auf das Jahr 530/31 datierte. Während seiner Regierungszeit brach der Damm von Marib, den er nach der Inschrift CIH im Jahr 542 n. Chr. (= 658 sudarabischer Ära) wieder aufbauen ließ.

In der „Maraghab-Inschrift“ [Ry. 506] bezeichnete sich Abraha erstmals als König (malik); der Text kann im Internet, auch mit englischer Übersetzung, im über das Suchwort *Sabaeen* erschlossen werden. In dieser Inschrift beschrieb Abreha einen Feldzug in den Hedschas; die hier genannten arabischen Stämme siedelten, wie wir aus anderen Quellen wissen, umweit von Mekka. Wie schon vorher Kobitschchanow [1966. 100], vertritt Jansen [29] die Meinung, dass hier der (gescheiterte) Feldzug Abrahams gegen Mekka geschildert wurde, der wie üblich in einen Sieg umgefälscht wurde. Diese Inschrift ist auf das Jahr 662 (sudarabische Ära) datiert, weshalb es üblich ist, sie auf 546/47 n. Chr. zu datieren. Die russischen Jemen- und Äthiopien-Spezialisten Lundin [1061. 5 f.] und Kobitschchanow [ebd.] haben diese Inschrift allerdings auf die Zeit *zwischen* 544 und 547 datiert.

At-Tabari nannte vier äthiopische Könige, die vor der persischen Eroberung den Jemen beherrschten [Nöldeke, 220]: Ariat, Abraha, Yaksum und Masuq; die letzten beiden waren Söhne Abrahams. Nach einer allerdings umstrittenen Überlieferung [ebd. Anm. 3] soll Abraha 23 Jahre König gewesen sein, so dass er etwa von 530 bis 553 (bzw. einige Jahre vorher) regiert haben könnte. In einer Inschrift (CIH 325) aus dem Jahr 554 wurde Yaksum schon als König bezeichnet. Abraha muss somit vor diesem Jahr, auf jeden Fall lange vor 570 gestorben sein.

Tilman Nagel

Dieser emeritierte Göttinger Islam-Professor veröffentlichte 2008 zwei sehr umfangreiche Bücher:

Mohammed. Leben und Legende mit 1.052 Seiten [= N.];

Allahs Liebling. Ursprung und Erscheinungsformen des Mohammedgläubens mit 430 S.

Diese wurden in Rezensionen als „Jahrhundertwerk“ bezeichnet, das nicht so leicht zu widerlegen ist. Trotzdem möchte ich, bei aller Hochachtung vor dem

Wissen und dem Fleiß des Autors, einige kritische Bemerkungen wagen. Dabei stütze ich mich hier nur auf die (erstgenannte) Mohammed-Biographie, da im zweiten Werk die Problematik der Entstehung des Islam als Religion und der verschiedenen islamischen Strömungen des Mittelalters und der Neuzeit erörtert werden, auf die ich in diesem chronologischen Beitrag nicht eingehen kann.

Nagel hat keinerlei Zweifel an der Historizität des Propheten, weshalb er entschieden gegen die Auffassungen von Luxenberg, Ohlig und Crone polemisierte. Obwohl er akzeptiert, dass die islamischen Überlieferungen viele Legenden enthalten, vertritt er die Auffassung, dass sie einen historischen Kern enthalten, den er in ausführlichen Analysen zu begründen versucht:

„Geschichtsschreibung entsteht nur aus der hartnäckig bohrenden Auseinandersetzung mit dem, was die Quellen berichten. Erst nach der ins einzelne gehenden Kenntnisnahme des Überlieferten sind verallgemeinernde Schlüsse möglich. Das ist eine Binsenwahrheit, die man in der Leben-Mohammed-Forschung leider vielfach mißachtet“ [N. 17].

In seinen ergänzenden Bemerkungen (am Schluss seines Buches) fand ich aber auch diesen Satz:

„Das Aufhäufen von Scheidemünzen führt zu einem Haufen von Scheidemünzen, und sind es recht viele, dann wird es ein recht großer Haufen. Anders gesagt, ohne eine leitende Idee bleibt jeder Fleiß unfruchtbar; selbst in den Naturwissenschaften ist es mit der reinen Empirie nicht im mindesten getan“ [N. 841 f.].

Wie er weiter ausführte, bestand seine „leitende Idee“ darin, sich nicht in Einzeluntersuchungen über nebensächliche Fragen zu verzetteln, sondern eine allseitige Gesamtanalyse vorzunehmen, „was für jegliche Geschichtsforschung selbstverständlich sein sollte“ [N. 843].

Als „nebensächliche Frage“ betrachtete er leider die Problematik des Elefanten-Jahres. Seine Ausführungen hierzu im Abschnitt 1.5 seines Buches mit der Überschrift „Abd el-Muttalib und das »Jahr des Elefanten«“ [N. 68-78] sind, gemessen am Gesamtumfang seines Buches, sehr kurz. Nach einer komprimierten Wiedergabe der islamischen Texte zu Abrahams Elefanten-Feldzug beschränkte sich Nagel darauf, die Aktivitäten von Abd al-Muttalib, des Großvaters Muhammads, in dieser Zeit recht ausführlich zu analysieren.

Im Unterschied zu fast allen anderen Islam-Forschern ignorierte er jedoch nicht die Existenz einer mekkanischen Zeitära, die mit dem „Jahr des Elefanten“ begann:

„Was sich damals zutrug, hinterließ in der Erinnerung der Mekkaner einen so nachhaltigen Eindruck, daß etliche für längere Zeit danach datierten, obwohl man sich üblicherweise nach den Regierungszeiten der sasanidischen [sic!] Chosroen richtete“ [N. 68 f.].

Verständlicherweise begrüße ich diese unerwartete Feststellung eines namhaften Islam-Forschers. Leider verzichtete er darauf, diese auch quellenmäßig zu belegen. Nagel erwähnte den Bericht des Prokopios mit keinem Wort, ging aber auf die jemenitischen Inschriften ein, ohne konkret zu werden. So verschwieg er, dass Abraha lange vor 570 gestorben sein muss und schrieb kommentarlos:

„Daß Abraha den – zweiten – Feldzug der Äthiopier im Winter 570 auf 571 ebenfalls anführte, ist nicht von vornherein auszuschließen, setzt allerdings eine ungewöhnlich lange Regentschaft voraus“ [N. 69].

Dieser zweite Feldzug soll von einem Enkel Abrahams befohlen worden sein [N. 72]. Diese These wiederholte er an anderer Stelle in seinen Ausführungen zum Geburtsjahr Muhammads hervor, das er auf das Jahr 569 datierte:

„Daß 569 nicht auf das »Jahr des Elefanten« paßt, entkräftet unsere Überlegungen nicht. Der Untergang Abrahams, in Wirklichkeit eines Feldherrn seines Enkels, war, wie dargelegt wurde, nach dem Verständnis der Quraišiten, zumindest der Nachkommen Abd al-Muttalibs unter ihnen, das Ereignis, mit dem Allah ihnen und ihrer Glaubenspraxis den Weg zur Beherrschung der Araber geebnet hatte“ [N. 99].

Obwohl Nagel in seinem Buch sonst jede seiner Behauptungen durch gründliche Quellenanalysen zu belegen versuchte, verzichtete er, soweit es um den „Elefanten-Feldzug“ geht, völlig hierauf. Er wies nicht einmal darauf hin, dass im Koran und in allen arabischen Schriftquellen nur *ein* Feldzug eines jemenitischen Herrschers gegen Mekka erwähnt wurde. Es handelt sich somit nur um eine bloße Vermutung, dass zwei solche Feldzüge stattfanden. Offensichtlich ging es ihm darum, irgendwie noch die Tradition zu 'retten', dass Muhammad um 570 geboren worden ist!

Unabhängig hiervon möchte ich betonen, dass Nagels Buch so viele konkrete Angaben enthält, dass kein ernsthafter Islamforscher in Zukunft dieses Buch ignorieren kann. Ihm verdanke ich viele bedeutsame Erkenntnisse, vor allem zu Muhammad und Ali. Vor allem gab Nagel zu bedenken, dass stets mit späteren Geschichtsfälschungen zu rechnen ist; er hat auch einige überlieferte Traditionen recht überzeugend widerlegt, jedoch niemals die Richtigkeit der derzeit herrschenden Chronologie grundsätzlich angezweifelt.

Hans Jansen

Dieser ebenfalls emeritierte Islam-Professor aus Leiden/NL, wie Nagel 1942 geboren, ist in seiner Heimat durch Texte gegen des islamischen Fundamentalismus sehr bekannt; er veröffentlichte 2005 und 2007 eine zweibändige Muhammad-Biographie in niederländischer Sprache. Die deutsche, einbändige Fassung von 2008 wurde vom Autor vor Drucklegung gründlich überar-

beitet [= J.]. Leider ist dieses Buch kaum bekannt; zu Unrecht blieb es im Schatten des Buches von Nagel. Im Unterschied zu diesem hat Jansen auf umfangreiche Quellenanalysen verzichtet und sich darauf konzentriert, die Schwächen der derzeitigen Muhammad-Forschung aufzuzeigen, so dass ein sehr kritisches Werk in verständlicher Sprache vorliegt. Jansen wird vor allem vorgeworfen, dass er die Historizität Muhammads geleugnet habe. Tatsächlich hat er sehr konkret die Argumente pro und contra erörtert, ohne sich festzulegen. Er verwies darauf, dass in den Überlieferungen der „Gesandte Gottes“ keineswegs nur idealisiert wurde, sondern auch manche seiner Entscheidungen (gnadenlose Hinrichtungen von Viehdieben, Abtrünnigen und kriegsgefangenen Juden vom Quraiza-Stamm) recht kritisch beurteilt wurden. Seine Auffassung, dass Muhammad kein erfundenes Phantom, sondern ein Mensch war, hat er in seinem Buch deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Nach Bibel und Koran wurden sowohl Mose wie Jesus in den Himmel aufgenommen. Wie kann dann der größte und letzte der Propheten, Mohammed, ganz normal im Krankenhaus sterben?“ [J. 435].

Jansen hält es durchaus für möglich, dass die Existenz Muhammads eines Tages inschriftlich bewiesen werden kann:

„Bis auf den heutigen Tag sind keine zeitgenössischen Texte aufgetaucht, die uns etwas über das Leben Mohammeds berichten. Alles, was wir von ihm wissen, erfahren wir aus schönen Geschichten, die die Muslime selbst überliefern. Mehr gibt es eigentlich nicht, aber vielleicht wird sich das zukünftig ändern, Wer weiß, was noch alles unter dem Sand Arabiens oder anderswo verborgen liegt. [...] Neue Erkenntnisse sind davon abhängig, was an Inschriften oder anderem Material gefunden wird“ [J. 18].

Auf Widerspruch stieß Jansen wegen seiner Traditionskritiken bei Vertretern der konventionellen Islam-Wissenschaft. In dem populärwissenschaftlichen Geschichtsmagazin *Damals* [Nr. 9/2008] schrieb Prof. Dr. Lutz Richter-Bernburg eine Rezension über Nagels beide Bücher, wobei er nebenbei, ohne jede sachliche Begründung, Jansen diffamierte:

„Die sogenannte Mohammed-Biographie des vormals seriöse Forschung betreibenden niederländischen Islamkundlers Jansen spricht jeder wissenschaftlichen Seriosität hohn.“

Laut *Wikipedia* ist der Rezensent Direktor des Orientalistischen Instituts an der Universität Tübingen. Sein Vorwurf ist absurd, weil sich jeder überzeugen kann, wie gründlich und vor allem quellenkritisch Jansen jede Lebensstation Muhammads in seinem Buch analysierte; allerdings trug er auch recht überzeugende Argumente gegen die konventionelle Chronologie vor. Richter-Bernburg wollte offenbar interessierte Leser vom Erwerb dieses preiswerten Buches abschrecken; anscheinend betrachtet er jeden Versuch, sich kritisch

mit alten Dogmen auseinanderzusetzen, als unwissenschaftlich. Die Begriffe „Seriosität“ und „Niveau“ sind natürlich recht subjektiv. Richter-Bernburgs unsachliche Polemik gegen einen anerkannten Fachkollegen spricht jedenfalls m.E. nicht für sein wissenschaftliches und moralisches Niveau.

Es verwundert nicht, dass auch einige überzeugte Muslime Jansens Buch ablehnen. (Aus Internet-Foren weiß ich, dass dies nicht für alle Muslime gilt.) In der Berliner *taz* (Tageszeitung) äußerte sich am 2. 8. 2008 Katajun Amirur zu diesem Buch. Sie warf Jansen „süffisant polemischen Ton“ vor und lobte stattdessen auch Nagels Muhammad-Biographie. Ich habe jedenfalls in Jansens Buch keine einzige unsachliche Äußerung über andere Islamforscher finden können; anscheinend versteht die Rezensentin unter negativer Polemik jede kritische Äußerung zu überlieferten Traditionen. Anscheinend hat sie auch Nagels Buch nicht gelesen, in dem man ohne langes Suchen immer wieder auf scharfe Polemiken gegen andere Islamforscher, z. B. gegen Lüling und Crone, stößt. Ihr scheint entgangen zu sein, dass auch Nagel einige islamische Traditionen widerlegt hat. Kein bekannter Islam-Forscher ist übrigens zum Islam übergetreten.

Maxime Rodinson (1915–2004) war ein französischer marxistischer Islam-Wissenschaftler, der in seiner auch heute noch nicht überholten Biographie [1975 = R.] versuchte, nicht nur den Menschen Muhammad zu verstehen, sondern dessen Bedeutung als einmalige charismatische Persönlichkeit zu begründen. Er wurde sowohl von dogmatischen Neostalinisten wie auch von islamischen Traditionalisten angegriffen. Seine Antwort:

„Ich befasse mich mit dem Begründer einer Religion, mit einem Manne, der – zumindest während eines wichtigen Abschnitts seines Lebens – zutiefst und aufrichtig religiös war und das deutliche Gefühl der unmittelbaren Gegenwart des Göttlichen besaß. Man wird mir entgegen, daß ich, der Ungläubige, dies nicht verstehen kann. Mag sein, denn was heißt eigentlich verstehen? Ich bin indessen überzeugt, daß ein Atheist eine religiöse Natur sehr wohl verstehen kann, vorausgesetzt, daß er sich darum bemüht und jegliche Verachtung, jegliches Pharisäertum, jegliches Überlegenheitsgefühl beiseite läßt“ [R. 9].

Jansen ist gewiss kein Marxist. Trotz seiner kritischen Analysen islamischer Traditionen fand ich bei ihm keine einzige Bemerkung, die religiöse Gefühle verletzen kann. In der Einleitung seines Buches [R. 13-15] hat er dies betont und alle gläubigen Muslime gebeten, sich auch nach wissenschaftlichen Kriterien mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen, wie es in allen christlichen Religionen schon seit längerer Zeit üblich ist.

Jansen ist einer der wenigen Islam-Spezialisten, der es wagte, die konventionelle islamische Chronologie anzuzweifeln, was besonders in seinen Darlegungen zum „Jahr des Elefanten“ zum Ausdruck kommt:

„Eigentlich weiß niemand genau, welches Jahr es denn war, dieses Jahr des Elefanten, aber es ist allgemeiner Konsens, daß es sich um das Jahr 570 handelt.

Die Diskussion über die Frage der historischen Zuverlässigkeit ergibt schnell eine herzhafte Jahreszahlensuppe, an der nur wenige Feinschmecker ihre Freude hätten. Daß das Jahr des Elefanten das Jahr 570 gewesen sein muß, wird vor allem aus der Überlieferung abgeleitet, daß Mohammed bei seiner Berufung zum Propheten im Jahr 610 etwa 40 Jahre alt war. Auf Grund dessen wurden bis vor kurzem beim Zurückrechnen von 610 aus zwei Dinge als allgemein akzeptiert angenommen: (1) daß Mohammed ‚ungefähr im Jahr 570‘ geboren wurde und (2) daß 570 das Jahr des Elefanten war. Vier wichtige Hinweise sprechen jedoch dafür, daß nicht 570, sondern das Jahr 552 das Jahr des Elefanten war“ [J. 28 f.].

Anschließend ging er auf Prokopios, die Muraighan-Inschrift, äthiopische Untersuchungen und die „Elefanten-Ära“ ein. Er bezog sich hierbei auf einen mir bis dahin nicht bekannten (und auch von Nagel nicht erwähnten) Beitrag von Lawrence I. Conrad in einem von Ibn Warraq [2000] veröffentlichten Sammelband zur Muhammad-Problematik. (Letzterer ist ein pseudonym schreibender arabischer Ex-Muslim.) Jansen schrieb zu Prokopios:

„Der griechische Historiker Prokop beschreibt die Herrschaft des äthiopischen Heerführers Abraha und berichtet einiges über dessen Feldzüge. Es ist gut möglich, daß Prokop im Konstantinopel des mittleren sechsten Jahrhunderts nicht viel mehr vom Arabien seiner Zeit wußte als heutige Fernsehexperten, aber was er berichtet, weist auf 552 als das Jahr des Elefanten“ [J. 29].

Jansen (bzw. sein Gewährsmann) ging davon aus, dass Prokopios die *Persika* im Jahr 552 veröffentlicht hat. Anscheinend wusste er nicht, dass dieser Historiker nach eigenem Bekunden sein Werk schon 545 beendet hatte und sich aus dem Text ergibt, dass der Abraha-Feldzug bald nach 543 stattfand. Zur Muraighan-Inschrift schrieb Jansen [ebd.]:

„Eine datierte Inschrift ist ein starkes Argument. Etwas Besseres gibt es eigentlich nicht. Dennoch existieren durchaus noch Unsicherheiten, weil die Inschrift in einer anderen Zeitrechnung datiert ist. Bei der Umrechnung eines Kalenders in einen anderen geht man von der Annahme eines Eichpunkts aus, der nicht immer unumstritten ist. Doch trotz aller möglichen Einwände verweist auch diese Inschrift auf 552 oder **möglicherweise sogar etwas früher**“ [Hervorhebung von K.W.].

Wie ich schon darlegte, haben Lundin und Kobischtschanow diese Inschrift auf die Zeit zwischen 544 und 547 datiert. Zu archäologischen Funden äußerte sich Jansen nur kurz und unkonkret:

„Die Ergebnisse archäologischer Untersuchungen lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß die Äthiopier in Südarabien nach 555 noch zur Organisation großer Expeditionen in den Norden in der Lage waren. Auch dies zeigt, daß das Jahr des Elefanten lange vor 570 gesucht werden muß“ [J. ebd.].

Von besonderem Interesse sind Jansens Ausführungen zur „Elefanten-Ära“:

„Die Analyse von arabisch verfaßten literarischen Quellen zeigt, daß, lange bevor die Muslime das Jahr des Elefanten mit der Geburt Mohammeds in Verbindung gebracht haben, eine Chronologie für den Zeitraum unmittelbar vor dem Aufkommen des Islams existierte, nach der das Jahr des Elefanten auf 552 gelegt wurde“ [J. ebd.].

Soweit mir bekannt ist, gibt es keine arabische Schriftstelle, die konkret das Jahr 552 als das Ausgangsjahr der „Elefanten-Ära“ bezeichnet; nach den Analysen von Volker Popp steht auch fest, dass nach der „Arabischen Ära“ auch noch nach dem Aufkommen des Islam datiert wurde. Trotz dieser geringfügigen Falschdatierung gebührt auch Jansen das Verdienst, erkannt zu haben, dass der Abraha-Feldzug in der Mitte des 6. Jh. stattfand!

Ali Dashti

Dieser iranische Historiker und Politiker, ausgebildet als schiitischer Theologe, veröffentlichte 1973 in Beirut (Libanon) seine Vorlesungen *Dreiundzwanzig Jahre* (Bist O Seh Sal) [= D.], in denen er die Unglaubwürdigkeit der traditionellen Biographien des Propheten Muhammad aufzeigte. Der deutschen Übersetzung dieses Werkes verdanke ich die Erkenntnis, dass die Araber eine Zeitrechnung hatten, die mit dem Jahr des Elefanten begann:

„Der Hauptgrund für die gläubigen Muslime, Muhammads Auswanderung [hijra] zum Beginn ihrer Zeitrechnung zu erklären, war schlicht religiöser Enthusiasmus und Eifer. Die alten Araber hatten zuvor keine vernünftige Zeitrechnung besessen, Erst nach der Niederlage der abessinischen [= äthiopischen; K. W.] Truppen, die Mekka im sogenannten »Jahr des Elefanten« bedroht hatten, zählten manche Araber Daten von diesem Ereignis ausgehend“ [D. 137].

Obwohl Dashti viele Legenden über Muhammads Leben widerlegte, hatte er keinen Zweifel an seiner Historizität. Er stellte die konventionelle islamische Zeitrechnung nicht in Frage und datierte z. B. die Hidshra noch auf das Jahr 622. Obwohl er anonym schrieb, wurde bald bekannt, dass er der Autor dieser Vorlesungen war. Nach dem Sieg der „Islamischen Revolution“ (1977) wurde er, trotz seines hohen Alters (* 1896) verhaftet und, wie üblich, gefoltert, bis er am 16. Januar 1982 im Haftkrankenhaus verstarb. Dashti war Anhänger Mossadeghs und wie dieser Nationalist, Gegner des Schah-Regimes und Anti-

kommunist. Damals wurden mehr als 5.000 Mitglieder und Anhänger der kommunistischen Tudeh-Partei, die auch gegen den Schah kämpften, und viele andere Gegner des neuen Mullah-Regimes ermordet. Weitere Massensterben folgten.

2. Teil : Muhammad und Ali

Da auch Jansen es für möglich hält, dass Muhammad gelebt hat, möchte ich die Historizität des Gesandten Gottes und seines Schwiegersohns Ali bei meinen folgenden Erörterungen voraussetzen. Um deren wirkliche Lebensdaten zu rekonstruieren, kann man sich allerdings fast nur auf islamische Schriftquellen stützen. Da aber – Allah sei Dank – auch einige widersprüchliche Überlieferungen erhalten blieben, halte ich es für möglich, die konventionellen chronologischen Angaben kritisch zu prüfen und zu korrigieren.

Koran, Hadithe und Traditionen

Der Koran enthält die Offenbarungen, die Muhammad nach eigenem Bekunden nach seiner „Berufung“ zum Gesandten Gottes (rassul ‘llah) durch den Engel Gabriel übermittelt wurden. Diese wurden erst nach seinem Tod niedergeschrieben; auf diesem heiligen Buch beruhen alle islamischen Traditionen. Es ist somit vorwiegend ein religiöses Buch, aber zweifellos auch eine Geschichtsquelle: Zum Leben Mohammeds

„bleibt die sicherste Quelle der Koran trotz der verschleierte Form vieler Hinweise und Anspielungen. Die koranische Offenbarung zog sich über zwanzig Jahre hin und enthält nicht nur Lehre, Verkündigung und Gesetzgebung, sondern auch Schilderungen von zeitgeschichtlichen Vorfällen und kritische Stellungnahmen zu ihnen“ [Dermenghem, 7; vgl. Noth, 24].

Die Kompilatoren haben allerdings die Offenbarungen (Suren) nicht chronologisch, sondern nach ihrer Länge geordnet, so dass es schwierig ist, sie in eine chronologische Ordnung zu bringen. Lüling hat überzeugend dargelegt, dass es ursprünglich einen „Ur-Koran“ gab, der später ergänzt wurde; Nagel [896 ff.] bestritt dies recht polemisch, konnte mich aber nicht überzeugen.

Allerdings ist der Sinn vieler Offenbarungen nicht einfach zu entschlüsseln, weshalb schon recht früh Hadithe verfasst wurden. Diese sind kurze (ursprünglich mündlich überlieferte) Erzählungen, die sich auf eine Tat oder auf einen Ausspruch Muhammads beziehen [vgl. Birken, 2005, 101 f.]. In ihrer klassischen Form erhielt der Erzähler seine Information von einer glaubwürdigen Person, diese von einer anderen und so zurück bis zu einem (angeblichen) Zeitzeugen. Hadithe galten als sicher, wenn die Überlieferungskette (isnad) als lückenlos galt. Auch Nagel [z. B. N. 703, 734] stellt nicht in Abrede,

dass so recht widersprüchliche Texte entstanden, von denen viele offensichtlich gefälscht waren. Khoury schrieb im *Islam-Lexikon* [326]:

„Im Laufe der Zeit befanden sich immer zahlreichere Hadith [sic!] im Umlauf, überliefert zum Teil von solchen Erzählungen, die nur das Volk beeindrucken, oder von Häretikern, die ihre Meinung legitimieren wollten, oder einfach von frommen Predigern, die zur Erbauung ihrer Zuhörer Dinge erfanden.“

Folgende Feststellung dürfte kaum übertrieben sein:

„Bis zu einer halben Million »Hadithe« zirkulierten: ein Sammelsurium von teilweise dubiosen Erzählungen und durchsichtig parteilichen Auslegungen seiner Worte. 9000 werden gemeinhin anerkannt, auch davon sind mit einiger Sicherheit viele Fälschungen“ [*Spiegel* 2001, 168].

Die Widersprüchlichkeit der Hadithe ist aber auch ein Ausdruck dafür, dass es verschiedene islamische Traditionen gab:

„Doch die Schiiten akzeptieren nicht dieselben Überlieferungen (Hadithe) wie die Sunniten-Mehrheit, weil sie vielen Gefährten des Propheten Fälschungen unterstellen“ [ebd.].

So sollen diese „ganze Suren eingefügt oder fortgelassen“ haben [Lüling 1981, 108]. Nach schiitischer Tradition starb Muhammad in den Armen Alis, nach sunnitischer Tradition in den Armen seiner Lieblingsfrau A'ischa. Die Tabari-Schüler haben andererseits in ihr Geschichtswerk Äußerungen A'ischas aufgenommen, die im Gegensatz zum Text des Ibn Ishaq (in der Fassung von Ibn Hischam) stehen.

Gerade diese Widersprüchlichkeit der Überlieferungen macht es überhaupt möglich, auch die Lebensdaten Muhammads und Alis kritisch zu analysieren. Rodinson [8] hat hierauf hingewiesen, gleichzeitig diese aber auch erklärt:

„Ich folge dabei übrigens nur dem Beispiel der arabischen Chronisten, die hintereinander die sich widersprechenden Überlieferungen zitieren und sehr klug schließen: Gott weiß es besser.“

Ibn Ishaq / Ibn Hischam

Nach islamischer Tradition wurde die erste vollständige Muhammad-Biographie von Ibn Ishaq (768? gest.) verfasst. Dieser Autor wurde in Medina geboren, lebte lange in Kufa und starb in Bagdad. Leider blieb sein Werk, die *Sira*, in ursprünglicher Form nicht erhalten; ein späterer Autor, Ibn Hischam (834? gest.), hielt es für nötig, den Text gründlich zu überarbeiten:

„Ich werde manches weglassen, was Ibn Ishaq in diesem Buch erwähnt hat, wenn dabei vom Propheten keine Erwähnung geschieht, nichts davon im Koran zu finden ist, und wenn es in keinem Zusammenhang zu diesem

Buch steht, und weder als Erklärung noch als Beweis dienen kann, ferner auch die von ihm angeführten Verse, welche anderen, in der poetischen Literatur Bewanderten unbekannt ist, so wie etliche andere Dinge, welche häßlich zu erzählen sind, oder manchen wehe tun“ [nach Luling 389. Anm. 3].

Diese Sätze sind so eindeutig, dass sie keines Kommentars bedürfen. Es ist nur zu bedauern, dass die ursprüngliche *Sira* als „verschollen“ gilt; nur Teile blieben in dem Geschichtswerk der Tabari-Schule erhalten, so der bereits erwähnte Bericht über den Feldzug des Abraha nach Mekka. Jansen schrieb:

„Alle enzyklopädischen Artikel und akademischen, erbaulichen oder populären Beschreibungen von Mohammeds Leben gehen, im Westen wie im Osten, ohne Ausnahme auf Ibn Ishaq zurück. Auch die Koranverse, die als Hinweis auf Ereignisse aus dem Leben des Propheten betrachtet werden, sind das nur, weil Ishaq es sagt“ [Jansen, 19].

Diese Sätze kann ich so nicht akzeptieren. Da auch er den Originaltext der *Sira* nicht kennt, kann ich ihn nur so verstehen, dass er tatsächlich Ibn Hisham meinte. Nochmals möchte ich betonen, dass es auch Überlieferungen gibt, die in vorliegenden Text nicht enthalten sind. Dieser enthält auch viele Wundergeschichten. Seine Geburt wurde durch Offenbarungen angekündigt; sie erfolgte unter merkwürdigen Begleiterscheinungen. Höhepunkte sind seine Nachtreise nach Jerusalem [Kap. 27] und seine Reise in den Himmel, wo er Joseph (Yussuf), Moses (Musa) und Jesus (Isa) trifft [Kap. 28].

Schon 1992 kam Heribert Illig [39], der sich damals fast nur auf die Analysen Lulings stützen konnte, zu einer bemerkenswerten Erkenntnis: „Das Entstehen des Islam fällt in die Zeit vor 600.“

Alle konventionellen Jahreszahlen beruhen eigentlich nur auf Ibn Hisham. Er datierte schon nach der Hidshra-Zeitrechnung; verständlicherweise aber erst ab der Hidshra selbst. Die Datierung des vorherigen Lebens Muhammads erfolgte nach Lebensjahren. In der eingeschobenen tabellari-

Kap.	Lebensjahr	Datierungen	Ereignisse
5	0	570 544	Geburt Muhammads; Tod d. Vaters Abdallah
6	6	576 550	Tod der Mutter Amina
7	8	578 552	Muh. zu Onkel Abu Talib
9	25	595 564	Muh. heiratet Chadidsha
10	35	605 579	Neuaufbau der Ka'ba
12	40	610 584	Muhammads „Berufung“ durch Gabriel
17	43	613 587	Öffentliches Auftreten als Prophet
30	49	619 593	Tod von Abu Talib und Chadidsha
39	52	622 596	Auszug nach Medina (Hidshra)
61	60	630 604	Friedliche Eroberung Mekkas (al-Fath)
71	62	632 606	Tod Muhammads.

schen Übersicht gehe ich von der Kapiteileinteilung der Ibn-Ishaq-Ausgabe von 1999 aus. Datierungen nach christlicher Zeitrechnung sind natürlich im Text nicht vorhanden; ich gebe zum besseren Verständnis hier die Datierungen, ausgehend von den möglichen Anfangsjahren 570 und 544.

Die erstgenannten Datierungen sind, mitunter unter Voransetzung von „ca.“, in allen einschlägigen konventionellen Handbüchern enthalten. Selbst ein so kritischer Theologe wie Hans Küng [133] schrieb: „Was aber auch immer historisch umstritten sein mag, ein Grundgerüst wichtigster Lebensdaten steht fest.“ Er meinte damit die angeführten Datierungen in Spalte 3.

Ein scheinbarer Widerspruch

Aber auch die von mir nach den von Ibn Hischam angegebenen Lebensjahren Muhammads aus dem Geburtsjahr 544 versuchsweise errechneten Jahreszahlen sind so nicht zu halten. Nach den Münzen und Inschriften des syrischen Machthabers Mu'awiya in der „Arabischen Ära“ angegebenen Datierungen habe ich dessen Regierungszeit auf die Realzeit von etwa 585 bis 602 errechnet. Geht man davon aus, dass Muhammad 606 gestorben ist, wäre dieser nicht nur ein Zeitgenosse Mu'awiyas, sondern hätte ihn sogar um vier Jahre überlebt.

Andererseits steht nach allen sunnitischen und schiitischen Überlieferungen fest, dass Ali, der Cousin und Schwiegersohn des Gesandten Gottes, diesen überlebt hat. Er beteiligte sich aktiv an den Machtkämpfen nach dem Tod Muhammads, kämpfte auch gegen Mu'awiya und wurde noch während dessen Regierungszeit, nach meiner Rekonstruktion also vor dem Realjahr 602, ermordet. An der Richtigkeit dieser Datierung habe ich keine Zweifel, da sie auf Inschriften beruht, während solche von Muhammad und Ali bis jetzt nicht gefunden worden sind. Da ich aber von deren Historizität ausgehe und die Traditionen über die Machtkämpfe nach Muhammads Tod grundsätzlich anzweifeln möchte, kann der Widerspruch nur bei der Synchronisierung derselben mit der christlichen Zeitrechnung entstanden sein.

Ich sehe derzeit zwei Möglichkeiten das Problem zu lösen. Die einfachste besteht darin, anzunehmen, dass Muhammad irgendwann vor dem Elefantenfeldzug, also vor dem Jahr 544 geboren wurde, Selbst Nagel [99] hat auf einer, m.E., allerdings recht anfechtbaren Berechnung angenommen, dass Muhammad zwei Jahre vor dem Feldzug geboren wurde. Jansen [32] ging viel weiter: „Unser gesamtes Wissen über Muhammads Geburtsjahr gründet sich letztlich nur auf dieses von theologischen Erwägungen inspirierte Schema.“

Wie er darlegte, meinte er damit die von Ibn Hischam genannten Lebensdaten Muhammads, Ich möchte diese Option bewusst offen lassen, bin aber nach Auswertung der mir bekannten Literatur zu einer verblüffend einfachen

Lösung des dargelegten Widerspruchs gekommen, ohne die Geburt Muhammads auf die Zeit vor 544 datieren zu müssen.

Wann erfolgte die „Berufung“ Muhammads?

Die Lebensbeschreibung des Ibn Hischam ist die einzige Quelle für die spätere Tradition, dass Muhammad in seinem 40. Lebensjahr auf dem Berg Hira zum „Gesandten Gottes“ berufen worden ist. Wir wissen nicht, ob diese Behauptung schon in der „Sira“ des Ibn Ishaq stand.

Nagel hat wie dargelegt nach Möglichkeit die konventionellen Daten vereidigt. Als er aber auf Chadidsha (die erste Ehefrau Muhammads) zu sprechen kam, argumentierte er mit dem gesundem Menschenverstand. Ich werde hierauf noch eingehen, möchte aber schon jetzt seine Schlussfolgerung zitieren:

„Vermutlich sind die Angaben über das Alter, das Hadiga und Mohammed je an den entscheidenden Wendepunkten des Lebens erreicht hatten, systematisiert worden, wobei die Vierzig gewählt wurde, da sie als Symbol der Vollkommenheit galt: Die vierzigjährige Hadiga wird die Gattin des künftigen Propheten; der vierzigjährige Mohammed empfängt seine Berufung“ [N. 108].

Jansen [30] schrieb:

„Die ersten Generationen von Muslimen werden behalten haben, daß Mohammed vor langer Zeit, aber nach dem Jahr des Elefanten, berufen wurde. Sie werden auch davon ausgegangen sein, daß Mohammed im Alter von vierzig Jahren berufen wurde, weil ein Mann in diesen Jahren noch nicht von den Schwächen des Alters heimgesucht wird, aber allmählich die Unbesonnenheit der Jugend hinter sich gelassen hat. Es war selbstverständlich, daß Gott die schwierige Aufgabe des Prophetentums nicht jemandem anvertrauen würde, der noch nicht trocken hinter den Ohren war, sondern einen reifen Mann – von vierzig Jahren. Denn »vierzig« wird natürlich auch oft für »viel« verwendet.“

In der Koran-Sure 46:15 wurden, ohne jeden Bezug auf Muhammad, die Lebensstufen des Menschen bis zur „Vollkraft“ im 40. Lebensjahr dargestellt. Jansen vermutet, dass spätere Koranglehrte hieraus abgeleitet haben, dass die Berufung Muhammads in seinem 40. Lebensjahr erfolgt ist.

Ganz besonders bedeutsam ist ein Hinweis Jansens [31] auf eine von seiner Tochter Fatima überlieferte Äußerung Muhammads, die im Tabari-Geschichtswerk [Tarikh I: 1140] erhalten blieb: „**Jesus wurde berufen, als er vierzig Jahre alt war, und ich, als ich zwanzig war.**“

Auf diesen Satz hatte zuerst der belgische Islamforscher Henri Lammens (1862–1937) hingewiesen und vorgeschlagen, ihn wörtlich zu nehmen. Es

verwundert kaum, dass er von konventionellen Islamforschern durchweg verschwiegen wird. Lediglich W. Montgomery Watt [1953, XIII] ging im Vorwort seines Mekka-Buches beiläufig auf die Auffassungen von Lammers ein, lehnte sie aber als zu „extrem“ entschieden ab. Jansen fand den zitierten Satz in dem bereits erwähnten Sammelband von Ibn Warraq [216, Anm. 1611] und vertrat, wie Lammers, die Auffassung, dass Muhammad hier die Wahrheit über sein wirkliches Alter zur Zeit seiner Berufung gesagt hat. So ist es möglich, offenbare Ungereimtheiten der Überlieferungen Ibn Hischams zu überwinden. Dessen Angaben über das jeweilige Alter Muhammads zu verschiedenen Ereignissen seines Lebens sind um 20 Jahre zurückzudatieren!

Geht man davon aus, dass der Gesandte Gottes im Jahr 544 geboren wurde, ergeben sich somit für sein Leben folgende reale Datierungen:

564 Berufung

576 Hidshra

586 Tod.

Ibn Hischam berichtete sehr detailliert über die Aktivitäten Muhammads in den 22 (nach Dashti 23) Jahren zwischen seiner Berufung und seinem Tod. Nach der Hidshra baute er in Medina einen islamischen Staat auf; in mehreren Kriegen, aber auch durch geschickte Diplomatie gelang es ihm, die arabische Halbinsel zu einigen.

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass ich nach Möglichkeit das Wort „Prophet“ vermeide. Sowohl im islamischen Glaubensbekenntnis wie auch im Koran [z.B. Suren 5:144; 7: 158] wurde Muhammad als der „Gesandte“ (rassul) Gottes bezeichnet; der Ausdruck „Prophet“ (an-nabi) wurde in den islamischen Schriftquellen nur selten verwendet.

Muhammads vor seiner Berufung

Im Gegensatz zu seiner ausführlichen Beschreibung des Lebens Muhammads nach seiner Berufung ging Ibn Hischam nur sehr kurz auf sein Leben davor ein. Eigentlich berichtete er nur, dass Muhammad nach dem Tod seiner Eltern und seines Großvaters im Alter von 8 Jahren von seinem Onkel Abu Talib (dem Bruder seines Vaters Abdallah) betreut wurde, dass er dessen Schafe und Kamele hütete, dann Gehilfe der reichen Händlerin Chadidsha wurde und dass er diese (bzw. diese ihn) irgendwann heiratete. Nach weiteren Detailangaben suchen wir vergeblich: Eigentlich waren die Jahrzehnte bis zum angeblich 40. Lebensjahr Muhammads nach dieser Schilderung Leerzeiten; gewissermaßen eine Phantomzeit in seinem Leben.

Nagel [107 f.] hat sehr kritisch die Traditionen über Chadidsha analysiert. Ihr voller Name war Chadidsha bint Chuwailid; sie entstammte der quraischischen Asad-Sippe. Bevor sie Muhammad anstellte, war sie schon zweimal

verheiratet und zweimalige Witwe, was nicht viel besagt, weil arabische Frauen traditionsgemäß schon mit 15 Jahren (und mitunter auch früher) mit oft sehr alten Männern verheiratet wurden. Von ihrem zweiten Mann erbte sie ein beträchtliches Vermögen; sein Handelsunternehmen führte sie erfolgreich fort. Nach den vorliegenden Traditionen soll sie im Alter von 40 Jahren die Ehe mit Muhammad geschlossen haben:

„Trotz Hadiġas vorgerücktem Alter hatte Mohammed mit ihr sechs Kinder: Der erste Sohn, al-Qasim, brachte ihm den Beinamen Abu l-Qasim ein; es folgten vier Töchter, Zainab, Ruqaija, Fatima und Umm Kultum, und dann wieder ein Sohn, Abdallah“ [N. 107].

Die Söhne starben schon im Kindesalter; die Tochter Fatima wurde die Ehefrau Alis. (Sie starb sechs Monate nach ihrem Vater, dem Gesandten Gottes). Es ist überliefert, dass arabische Frauen sehr früh das Klimakterium erreichten: Chadidsha soll aber noch nach ihrem 40. Lebensjahr sechs Kinder zur Welt gebracht haben! Nagel [108] schrieb:

„Überblickt man diese Daten, dann beschleichen einem Zweifel, ob Hadiġa bei der Eheschließung mit Mohammed wirklich schon vierzig Jahre alt gewesen ist. Nach der gängigen Chronologie wurde Mohammed als vierzigjähriger Mann von Allah berufen; Hadiġa hatte damals mithin das 55. Lebensjahr vollendet, und erst danach soll sie mit Abdallah niedergekommen sein. Darf man das für wahr halten?“

In einer Anmerkung verwies Nagel [755, Anm. 82] auf den Bericht eines Hakim ibn Hizam, wonach Chadidsha tatsächlich 11 Jahre älter als Muhammad war und ihn im Alter von „ungefähr 21 Jahren“ geheiratet habe. Zur Zeit seiner Berufung war Muhammad jedenfalls schon verheiratet; Chadidsha wurde nach allen Überlieferungen seine erste Jüngerin [Ibn Hischam, Kap.14]: „Sie war überhaupt die erste, die sich zu Gott und Seinem Propheten bekannte und seinen göttlichen Offenbarungen glaubte.“

Geht man davon aus, dass Muhammad schon mit 20 Jahren berufen wurde (Nagel ging nicht so weit), muss er dagegen schon vor seinem 20. Lebensjahr Chadidsha geheiratet haben. Diese starb nach dem Bericht Ibn Haschims [Kap. 30] drei Jahre vor der Hidshra in Mekka.

Die Hidshra war nichts anderes als die Übersiedlung der Muslime in die fruchtbare Oase Yathrib, deren Zentrum schon vorher „Medina“ (= Stadt) genannt wurde. In dieser großen Oase lebten etwa 3.000 Menschen, die zu arabischen (Chazradsh und Aub) und jüdischen (Nadir, Quraiza und Qainaqa) Stämmen gehörten. Dem charismatischen Muhammad gelang es, mit Hilfe seiner mekkanischer Helfer und vor allem auf Grundlage seiner neuen Lehre ein theokratisches Gemeinwesen zu errichten und dieses durch Kriege und geschickte Diplomatie auszudehnen. Nach der friedlichen Eroberung Mekkas sollen ihn die meisten Stämme der arabischen Halbinsel zumindest als religiö-

ses Oberhaupt anerkannt haben. Der Jemen war allerdings seit etwa 570 persische Provinz und blieb es auch nach Muhammads Tod.

A'ischa

Während Muhammad zur Zeit seiner Ehe mit Chadidsha streng monogam lebte, änderte sich dies nach ihrem Ableben. Während einfachen Muslimen nur die Heirat mit vier Frauen gleichzeitig gestattet war [Sure 4:3], hatte Muhammad laut Ibn Hischam kurz vor seinem Ableben gleichzeitig neun Ehefrauen, auf die Nagel [939-942] sehr ausführlich einging, wobei er nebenbei bemerkte: „Sklavinnen und Beischläferinnen sind nicht eingerechnet“ [N. 939]. (Dashti [214-218] kam übrigens nach Analyse aller Traditionen auf 20 Ehefrauen, die er namentlich aufzählt.)

Die Frauen lebten in Hütten rund um die Moschee von Medina. Muhammad hatte in Medina kein eigenes Haus, sondern übernachtete nach festgelegter Reihenfolge jede Nacht bei einer seiner Frauen. Nach der bezeichneten Sure war er verpflichtet, alle Frauen gleich zu behandeln. Es setzt in Erstaunen, dass ein 62 Jahre alter Mann physisch in der Lage gewesen sein soll, alle seine Frauen zu befriedigen. Auch dieser Aspekt spricht dafür, dass er tatsächlich vor seinem Tod zwanzig Jahre jünger, also erst 42 Jahre alt war! Seine Lieblingsfrau wurde A'ischa bint Abi Bakr, die Tochter eines alten Gefährten, die er noch in Mekka heiratete, als sie erst 6 Jahre alt war. „Mit der Neunjährigen vollzog Mohammed in Medina die Ehe“ [N. 940; vgl. J. 321].

Nach dem Bericht von Ibn Hischam [Kap. 55] wurde diese Ehe durch einen Skandal erschüttert. Als sie bei einem Feldzug gegen die Banu Mestaliq Muhammad begleitete, war sie während des Rückwegs einige Tage verschwunden, bis sie in Begleitung eines anderen Mannes, Safwan, wieder zum Heer fand. Sie gab an, bei der Suche nach einer Halskette mit jemenitischen Muscheln, die sie bei Verrichtung ihrer Notdurft verloren hatte, den Anschluss an die Karawane verloren zu haben. Da Safwans Kamel lahnte, ritt er hinter dem Heer, fand A'ischa und nahm sie mit nach Medina:

„Sogleich verbreiteten die Verleumder ihre Lügen über mich, und das ganze Heer geriet in Aufregung. Ich aber wußte, bei Gott, von alledem nichts“ [Ibn Ishaq, 189].

Dashti [223-226] bezweifelte schon aus logischen Gründen A'ischas Schutzbehauptungen; nach seiner Ansicht blieb sie nach geheimer Absprache mit Safwan zurück. Nach dem uraltem Stammesrecht forderten die Gefährten Muhammads, vor allem Ali, die Steinigung der vermeintlichen Ehebrecherin. Nur mit Mühe gelang es Muhammad, dies zu verhindern. Zu Hilfe kam ihm eine göttliche Offenbarung, die Sure 24 mit der Vorschrift, dass Ehebruch durch vier glaubhafte Zeugen bestätigt werden muss. A'ischa und Ali waren aber seitdem Todfeinde.

A'ischa scheint eine außerordentliche Frau gewesen zu sein; sie scheute sich nicht, Muhammad zu kritisieren. Nachdem dieser die beiden anderen jüdischen Stämme aus Medina vertrieben hatte, wehrten sich die Banu Quraiza und kapitulierten erst nach heldenhaftem Widerstand. Muhammad befahl, die gefangenen Männer (und auch viele Frauen) hinrichten zu lassen. Auch A'ischa, wie andere Muslime, wollte ihn davon abhalten, hatte aber keinen Erfolg. Den Juden wurde lediglich Gnade für den Fall angeboten, dass sie zum Islam übergehen; kein einziger tat dies. So wurden etwa 700 Menschen geköpft [Ibn Hischam, Kap. 51; Ronart 877]. Einer der Scharfrichter war Ali [Essad Bey, 255]. Muhammad übte seitdem die uneingeschränkte Macht im Raum von Medina aus. Selbst überzeugte Islamisten haben noch heute Probleme, dieses Massaker zu rechtfertigen [vgl. Rodinson 205; J. 127 f.].

Vier Jahre nach der Hidshra sah Muhammad bei einem unangemeldeten Besuch im Haus seines treuen Gefolgsmannes Za'id ibn Harita dessen schöne Ehefrau Zainab (gesprochen Sa-inab) fast unbekleidet. Sofort befahl er Za'id, die Scheidung auszusprechen; er erklärte, Zainab heiraten zu wollen. Za'id gehorchte natürlich, es gab aber in der Gemeinde Bedenken, weil dieser auch der Adoptivsohn Muhammads war; das Stammesrecht schloss solche Ehen aus.

Diese wurden erst behoben, nachdem Muhammad „offenbart“ wurde, dass diese Heirat dem Willen Allahs entspricht. Diese Offenbarung ist im Koran [Sure 33:38 f.] enthalten. Der so gehörnte Ehemann wurde auch durch eine andere Offenbarung getröstet, wonach „im Paradies auf Zaid eine mindestens ebenso hübsche Jungfrau warte“ [N. 793, Anm. 156]. Lediglich A'ischa wagte es, diese Offenbarungen in Zweifel zu ziehen. Nach einer glaubwürdigen Überlieferung sagte sie ihm vor Zeugen: „*Ich sehe, daß Gott es sehr eilig damit hat, deinen Willen zu erfüllen*“ [Dashti, 218; Küng, 166].

Nach der allerdings umstrittenen Überlieferung des Ibn Hischam [Kap. 71] starb Muhammad in den Armen von A'ischa, wie sie selbst berichtete:

„Der Gesandte Gottes hatte den Kopf an meiner Brust liegen, als er starb. Es war zu einer Zeit, als ich an der Reihe war, wobei ich niemanden ein Unrecht zufügte. Es geschah durch meine Unerfahrung und mein jugendliches Alter, daß der Gesandte Gottes starb, während er in meinem Schoß ruhte“ [Fleischmann, 7; Ibn Ishaq, 256].

Anscheinend starb Muhammad somit während des Geschlechtsverkehrs. Dass dies nicht verheimlicht wurde, spricht m. E. für die Zuverlässigkeit dieses Berichts. Dies ist ein wichtiges Argument dafür, dass Muhammad gelebt hat. Er wurde in A'ischas Hütte begraben. Frischler [87-103] vermutete in seiner A'ischa-Biographie, dass diese als junges Mädchen den „sehr hübschen“ [ebd. 94] Ali liebte, der aber gegen seinen Willen auf Wunsch Muhammads dessen „hässliche“ Tochter Fatima heiraten musste, die wiederum Ali gegen A'ischa

aufgehetzt habe. Quellenbelege führte er nicht an. Muhammads Lieblingsfrau blieb übrigens kinderlos.

Die Araber nach Muhammads Tod

In allen konventionellen Darstellungen der arabischen Geschichte wird die Geschichte der „Arabischen Welt“ relativ einfach, unkompliziert dargestellt:

- 632– 656 Herrschaft von Abu Bakr, Umar I. und Uthman,
- 656– 661 Herrschaft von Ali,
- 661– 750 Herrschaft der Umayyaden,
- 750–1258 Herrschaft der Abbasiden.

In meinem Beitrag *Islamica* VI habe ich schon begründet, dass dieser Geschichtsablauf von der späten Tabari-Schule rekonstruiert worden ist. Sie steht im Widerspruch zu den zeitgenössischen Inschriften und Münzen, die nach der kaum noch zu bezweifelnden „Arabischen Ära“ datiert wurden. Ich wies auch darauf hin, dass der Titel „*Chalifa*“ erstmals inschriftlich in der Zeit von Umar II. und Harun ar-Raschid bezeugt ist, weshalb ich ihn stets mit Anführungsschriften schrieb. In der älteren islamischen Literatur ist nur von „*rasudun*“ die Rede, von Führern der Gemeinde (Umma), die, im Gegensatz zu den folgenden Umayyaden, noch den „rechten Weg“ gingen [Huart, I: 225].

In der deutschen Ausgabe des Ibn Ishaq betonte der Herausgeber Gernot Rotten [10 f.] im Vorwort, dass Ibn Hischam nur die Teile 2 (die *Sendung*) und 3 (die *Kämpfe*) der *Sira* übernommen (und bearbeitet) hatte. Teil 1 (*Der Anfang*) blieb wenigstens teilweise durch Auszüge im Tabari-Geschichtswerk erhalten. Verschollen ist dagegen Teil 4: In diesem

„führte der Autor schließlich die Geschichte bis auf seine Zeit fort. [...] Der letzte Teil muß, von wenigen Zitaten bei späteren Autoren abgesehen, als gänzlich verloren gelten“ [ebd].

Unzählige Hadithe blieben erhalten: Warum wurde gerade dieser Standardtext vernichtet? Dies kann nach meiner Überzeugung nur geschehen sein, um die Erinnerung an das wirkliche Geschehen nach Muhammads Tod zu tilgen. Dass hier etwas nicht stimmt, haben übrigens auch einige Islamforscher erkannt. Zu diesen gehört vor allem Jansen [439], der allerdings noch nichts von der folgenden Phantomzeit wusste:

„Inzwischen wurde Abu Bakr zum Führer der Muslime bestimmt. Alle Berichte über das Zustandekommen dieser Nachfolge weisen voraus auf die Jahre bis zum Ende des achten Jahrhunderts. Das spricht nicht gerade für die Historizität dieser Erzählungen, sondern schafft mehr postmoderne Unsicherheit. Dennoch ist durchaus denkbar, daß die »wahre Geschichte« irgendwo darin enthalten ist. Aber wie sollen wir sie je finden?“

Es war mir der Mühe wert, auch die ausführlichen Anmerkungen Nagels am Ende seines Buches zu studieren, wobei ich auf eine Passage stieß, die ich so von ihm nicht erwartet hatte:

„Bereits während mehrerer früher Studien [...] war mir die Dürftigkeit unserer Kenntnisse von Mohammads Wirken in Medina und von der Geschichte der ersten Jahrzehnte nach seinem Tod schmerzlich zu Bewußtsein gekommen. Gerade die Epoche seiner ersten vier Nachfolger gilt gemeinhin als nahezu undurchdringlich. Da der Schwerpunkt meines Interesses jedoch in einem anderen Zeitalter lag, war eine nähere Erkundung jener weißen Flecken, auf die wir immer noch durch die Brille der muslimischen Deutung blickten – und bis heute blicken – für mich zunächst nicht dringlich“ [843].

Diese Passage ist durch das Register nicht zu erschließen; in seiner Muhammad-Biographie ist Nagel auf diese „weißen Flecken“ nicht mehr eingegangen. Allen Ernstes kann nunmehr wohl kein wissenschaftlich denkender Islamforscher mehr Lülings grundlegende Erkenntnis von 1981 ignorieren:

„Die gesamte altarabische Historiographie ist in der Zeit bis ca. 400 d. H./1000 n. Chr. unter geschichtsdogmatischen Grundprinzipien völlig *umfriert* worden“ [411, Anm. 1; Hvhg. von G.L.].

Es lohnt sich deshalb nicht, hier auf die überlieferten Details der arabischen Geschichte vor den persischen Eroberungen einzugehen; viele dürften erfunden sein. So haben die Araber das Perserreich nicht militärisch unterworfen; es wurde islamisiert. Nach allen Traditionen ist Muhammad unerwartet gestorben, so dass er keinen Nachfolger bestimmen konnte. Dies spricht auch dafür, dass er nicht als Greis gestorben sein kann. Kaum zu bezweifeln ist auch, dass nach dem Tod des charismatischen Führers eine Abfallbewegung (*ridda*) erfolgte und dass es trotzdem seinen Geführten und Feldherren gelang, gestützt auf den Islam die arabische Halbinsel (mit Ausnahme des persischen Jemen) wenigstens nominell wieder unter der Herrschaft Medinas zu vereinigen. Eine bedeutende Rolle scheint hierbei, trotz ihrer Jugend und ihres Geschlechts, A'ischa, die Tochter Abu Bakrs und Lieblingsfrau Muhammads, gespielt zu haben. Nach den sunnitischen Überlieferungen muss die „Mutter der Gläubigen“ (*Umm al-mu'minin*) eine außergewöhnliche Frau gewesen sein.

Als historisch betrachte ich jedenfalls die Kämpfe, die nach dem Tod Muhammads zwischen vier Gruppierungen (repräsentiert von A'ischa, Ali, Mu'awiya und den Charidshiten) ausgetragen wurden. Diese erfolgten aber, wie ich noch begründen werde, in einer weitaus kürzeren Zeitspanne, als von späteren Historiker behauptet wurde.

Ali

Gemeint ist 'Alī ibn Abī Tālib (so die Schreibweise mit diakritischen Zeichen), der Cousin und Schwiegersohn Muhammads, an dessen Historizität ich nicht zweifle. Eine solche personenbezogene Bewegung wie die der Schiiten, die sich gegen die frühen Sunniten, Umayyaden und Abbasiden von Anfang an behauptet hat, muss einen charismatischen Begründer gehabt haben.

Allerdings sind die Berichte über seine Jugend recht widersprüchlich. Unbestritten ist, dass Abu Talib, der Vater Alis und Onkel Muhammads, nach dem Tode der Eltern und des Großvaters Abd al-Muttalib die Betreuung Muhammads übernommen hatte, als dieser acht Jahre alt war. Nach schiitischer Tradition wurden Muhammad und Ali zusammen von ihm erzogen: sie waren „Pflegebrüder“: „Die beiden waren eng miteinander befreundet, schon lange, bevor Ali Mohammeds Schwiegersohn wurde!“ [J. 11] Andererseits ging Ibn Hischam, wie dargelegt, davon aus, dass Muhammad zur Zeit seiner Berufung 40 Jahre alt; Ali war damals erst 10 Jahre alt [Kap. 16]. Nach dieser Darstellung, die auch Nagel [765. Anm. 11] für eine späte Erfindung hält, war Ali somit 30 Jahre jünger als Muhammad. Geht man aber davon aus, dass der Gesandte Gottes zur Zeit seiner Berufung erst zwanzig Jahre alt war, sind die beiden Traditionen leicht in Einklang zu bringen.

Aus allen Berichten ergibt sich, dass Ali einer der fähigsten und erfolgreichsten Feldherren Muhammads war, der nach dessen Tod offen Anspruch auf die Nachfolge erhob. Sein Vater Abu Talib hatte immerhin den Gesandten Gottes vor den Verfolgungen durch die quraischitische Elite geschützt. Bei einem Treffen am Teich Chomun (Qadir al-Qomun) soll nach schiitischer Tradition Muhammad in Gegenwart von Abu Talib und etwa 40 anderen Muslimen zu Ali gesagt haben: „Dies ist mein Bruder und Nachfolger unter euch. Hört auf ihn und gehorcht ihm“ [J. 112]. Selbst die Tabari-Schüler [I: 1171] konnten diesen Ausspruch nicht ignorieren; ergänzten aber, dass Ali sich hierzu nicht berufen fühlte, weil er zu dick sei und kurze Beine habe, was von den Schiiten natürlich bestritten wird. Jansen [113] schrieb: „Aber vielleicht reicht die Subtilität dieser Bemerkung doch nicht aus, um den Argwohn der Leser zu beseitigen, die nicht zu Alis Gegnern gehören.“

Da Abu Talib drei Jahre vor der Hidshra starb, erfolgte diese angebliche Nachfolgeregelung mindestens 13 Jahre vor Muhammads Tod; auch deshalb wurde sie von den Gegnern Alis nicht anerkannt. Jedenfalls konnte sich Ali nach dem Tod Muhammads gegen seine vielen Gegner nicht durchsetzen. Nachdem auch seine Frau Fatima sechs Monate nach dem Tod ihres Vaters verstorben war, hielt ihn familiär nichts mehr in Medina. Nach allen Berichten ging er nach Mesopotamien, das damals anscheinend schon arabisiert war, aber noch nicht der unmittelbaren Herrschaft der sassanidischen Großschahs

unterstand. Dort gewann er große Popularität, weil er sozialkritische Auffassungen vertrat, die z. B. in seinem Schreiben an Malik al-Aschtur deutlich zum Ausdruck kommen [Sarauky, 150 f.]. Dies hinderte ihn aber nicht daran, die sozialrebellischen Charidshiten blutig zu verfolgen, da sie seine Autorität nicht akzeptierten.

Nach späteren Berichten, deren Richtigkeit schwer zu überprüfen ist, hatte inzwischen in Medina die Sippe der Umayyaden unter Uthman die Macht übernommen. Diese hatte zwar Muhammad in seiner mekkanischen Zeit bekämpft, aber nach dem Kompromiss, der zur friedlichen Eroberung Mekkas führte, ihre Positionen behalten und auf Medina ausgeweitet. Nach der Ermordung Uthmans durch Aufrührer, die empört über dessen elitäre Politik waren, wurde Ali als Anstifter dieser Verschwörung bezeichnet. Obwohl Ali seine Schuld wohl zu Recht bestritt, beschloss die Elite von Medina, ihn zu vernichten. Die Strafexpedition, später als „Fitna“ (Heimsuchung) bezeichnet, führte allerdings zu einem völligen Desaster: In der Schlacht bei Basra erwies Ali sich wieder als überlegender Feldherr; seine früheren Mitstreiter Talha und Zubair waren ihm nicht gewachsen und fielen in dieser Schlacht, in der islamischen Überlieferung als „Kamelschlacht“ bezeichnet. A'ischa, Muhammads Witwe, soll, gegen alle arabischen Traditionen, auf ihrem Kamel Askar sitzend, an der Schlacht teilgenommen und ihre Truppen ständig angefeuert haben, bis sie selbst gefangen genommen wurde. Ali war wie immer großzügig: Er ließ seine Todfeindin unangetastet und entließ sie nach Medina.

Ali kam bald auch in Konflikt mit Mu'awiya, dem arabischstämmigen Emir von Syrien, auf den ich schon früher eingegangen bin. Im Gegensatz zu Popp [115] vertrete ich die Auffassung, dass dieser wirklich aus Mekka stammte. Dafür spricht schon, dass er seine Inschriften und Münzen nach der mekkanischen Elefanten-Ära datierte.

Nach islamischer Tradition war er der Sohn der Eheleute Abu Sufyan und Umm Hind, zwei erbitterten Feinden Muhammads in seiner mekkanischen Zeit. Da Mu'awiya Münzen mit Kreuzzeichen prägen ließ, wird angenommen, dass er ursprünglich Christ war. Ich halte es für möglich, dass er später, wie sein Vater, zum Islam übertrat. Jedenfalls strebte er auch die Herrschaft über Mesopotamien an; dazu kamen noch persönliche Gegensätze: Der bescheiden lebende Ali hatte immerhin sein Wohlleben heftig verurteilt. Es kam zur Schlacht von Siffin. Als Alis Truppen schon kurz vor dem Sieg stand, ließ Mu'awiya Koranblätter an die Lanzen seiner Krieger heften, woraufhin es zu Verhandlungen kam. Kurz darauf wurde Ali vor der Moschee von Kufa durch Abderrahman ibn Muldsham mit einem vergifteten Dolch ermordet. Umstritten ist, ob der Attentäter von A'ischa oder Mu'awiya den Auftrag erhalten hatte; unterstützt wurde er jedenfalls von Charidshiten, die Ali Blutrache geschworen hatten.

Alis Anhänger, welche die Schhi'at Ali (die Partei Islams) bildeten, setzten den Kampf gegen die sufyanidischen Ummayyaden fort; sie betrachteten Ali als den „ersten Imam“. Mu'awiyas Sohn Yazid I. (reale Regierungszeit 602–604) gelang es jedoch, sie bei Kerbela zu besiegen; Alis Sohn al-Hussain fiel in der Schlacht. Diese fand am 10. Tag des Monats Muharram („Aschura“) statt;

„Das Gedenken an dieses traurige Ereignis ist bei den Ši'iten lebendig geblieben, die das Erinnerungsfest daran alljährlich durch blutige Umzüge [...] begehen“ [Huart I: 261].

(Im Jahr 2009 fiel „Aschura“ auf den 7. Januar. Die folgenden traditionellen Pilgerzüge waren diesmal besonders blutig, weil durch zwei Sprengstoffattentate mehr als 50 Menschen getötet wurden.)

Den Marwaniden (= Sassaniden) gelang es im Realjahr 604, Mesopotamien und Syrien zu erobern; sie wurden hierbei von den Schiiten unterstützt. Einige Jahre später geriet auch Medina unter die Herrschaft des inzwischen islamisierten Perserreiches. Die Schiiten wurden bald wieder verfolgt, konnten sich aber sehr viele Jahrhunderte später im Iran durchsetzen.

Noch eine chronologische Überlegung

Im letzten Beitrag hatte ich bereits begründet, dass die Hidshra-Zeitrechnung erst zur Zeit von Harun ar-Raschid eingeführt wurde, vor allem, um den Zeitsprung zu verschleiern. Trotzdem prüfte ich die in der späteren Literatur angegebenen (allerdings nicht inschriftlich belegten) Hidshra-Jahreszahlen für die Zeit vor der persischen Eroberung (604) unter dem Aspekt, ob wenigstens diese mit dem realen Geschehen in Einklang zu bringen sind:

Hidshra-Jahr 10:	Tod Muhammads (konv. 632)
36:	Kamelschlacht (656)
37:	Schlacht von Siffin (658)
40:	Ermordung Alis (661)
61:	Schlacht von Kerbela (680).

Aus den durch Inschriften und Münzen bezeugten Jahreszahlen „in arabischer Ära“ ergibt sich eindeutig, dass al-Hussain spätestens im Realjahr 604 bei Kerbela gegen Yazid I. gefallen ist; es ist ausgeschlossen, dass diese Schlacht erst 19 Jahre nach der Ermordung Alis stattgefunden haben soll.

Ali wurde noch zu Lebzeiten des Mu'awiya, also spätestens im Realjahr 602, ermordet. Geht man davon aus, dass dies erst 40 Jahre nach der Hidshra geschah, muss diese entsprechend zurückdatiert werden. Sie erfolgte dann spätestens im Realjahr 562 (602 ./. 40). Da nach meiner Rekonstruktion Muhammad zur Zeit der Hidshra erst 32 Jahre alt war, würde das aber bedeu-

ten, dass er bereits im Realjahr 530, also mindestens 14 Jahre vor dem Elefanten-Feldzug (dessen Datierung feststeht) geboren wurde. Diese Annahme würde aber allen arabischen Traditionen widersprechen und nur auf unsicheren späten Hidshra-Datierungen beruhen. Deshalb bleibe ich bei meiner bisherigen Feststellung, dass Muhammad im Jahr 544 geboren wurde und die reale Hidshra im Jahr 576 stattfand.

Literatur

Siehe auch die Literaturangaben im Vorbeitrag: ZS 21(1) 109-138

- Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in ZS 17 (1) 98-110
- (2008): Gegenrede im Namen Alis; in ZS 20 (3) 314-331
Börm, Norbert (2007): *Prokop und die Perser*. Stuttgart
Brockelmann, Carl (1909): *Geschichte der arabischen Literatur*. Leipzig
Buchta, Wilfried (2004): *Die Schiiten*. Kreuzlingen · München
Buhl, Frants (1961): *Das Leben Muhammads*. München
Crone, Patricia (1987): *Meccan Trade and the Rise of Islam*. Princeton
D. = Dashti, Ali (1997): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Muhammad* (Hg: Coubine, Bahram / West, Judith). Aschaffenburg
Dermenghem, Émile (Hg.; 1960): *Mohammed in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek
Essad Bey [= Nussimbaum, Lew] (1991): *Mohammed. Biographie*. Leipzig · Weimar
Faroghî, Suraja (1995): *Herrscher über Mekka*. München · Zürich
Frischler, Kurt (1957): *Aischa. Mohammeds Lieblingsfrau*. Zürich · Leipzig · Wien
Hartmann, Martin (1909): *Der Islam. Ein Handbuch*. Leipzig
Heine, Peter (2008): *Einführung in die Islamwissenschaft*. Berlin
Huart, Claude H. (1914): *Geschichte der Araber. Band 1*. Leipzig
Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten* (Hg. Gernot Rotten). Kandern
Ibn Warraq (Hg.; 2000): *The Quest for the Historical Muhammad*. New York
Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? in VFG 4 (2) 26-41
Islam-Lexikon (1991) = Khoury, Adel Theodor / Hagemann, Ludwig / Heine, Peter: *Islam-Lexikon. Geschichte-Ideen-Gestalten*. I-III. Freiburg · Basel · Wien
J. = Jansen, Hans (2008): *Mohammed. Eine Biographie*. München
Kobischtschanow, Juri Michailowitsch (1966): *Aksum*. Moskwa (Moskau)
Koran (1968) = *Der Koran* (Hg. Kurt Rudolph). Leipzig
Korotayev, Andrey (1966): *Pre-Islamic Yemen*. Wiesbaden
Küng, Hans (2004): *Der Islam*. München · Zürich
Lammens, Henri (1914): *Le Berceau de l'Islam*. Rom
Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*. Erlangen
- (²1992): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und der christlichen Theologie*. Erlangen
- (²1993): *Über den Ur-Qur'an*. Erlangen
Lundin, A. G. (1961): *Jushnaja Arawija w VI weke*. (Palestinskij Sbornik; wyp. 8). Leningrad. (= Südarabien im VI. Jahrhundert)

- Marx, Karl (1960): *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850*; in Marx-Engels-Werke (MEW). Band 7, 9-107. Berlin/DDR (¹1850, Köln)
- Mekka-Chroniken (1861) = *Die Chroniken der Stadt Mekka*. (Hg. Ferdinand Wüstenfeld). Leipzig
- Müller, August (1885): *Der Islam im Morgen- und Abendland*. Berlin
- Müller, Walter W. (2001): *Südarabien im Altertum*. Rahden/Westfalen
- N. = Nagel, Tilman (2008): *Mohammed. Leben und Legende*. München
- Nöldeke, Theodor (Hg., 1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden. Aus der arabischen Chronik des Tabari*. Leiden/NL (Reprint Graz, 1973)
- Noth, Albrecht (1987): Früher Islam; in: Hartmann, Ulrich (Hg.). *Geschichte der arabischen Welt*. München, S. 11-100
- Pauly (1979) = *Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike*. I-V. München
- Popp, Volker (2007): Von Ugarit bis Samarra; in: Ohlig, Karl-Heinz (Hg.): *Der frühe Islam*. Berlin, 13-222
- Prokopios (1970): *Perserkriege*. Griechisch-deutsch (Hg. Otto Veh). München
- Rathmann, Lothar (Hg., 1971): *Geschichte der Araber*. Band 1. Berlin/DDR
- R. = Rodinson, Maxime (1975): *Mohammed*. Luzern · Frankfurt/M.
- Ronart, Stephan und Nandy (1972): *Lexikon der Arabischen Welt*. Zürich u. a.
- Sarauky, Eberhard (1991): *Geschichte des Islam*. Berlin
- Schippmann, Klaus (1998): *Geschichte der alt-südarabischen Reiche*. Darmstadt
- Spiegel (2001): Wer war Mohammed? Das Geheimnis des Islam; in *Der Spiegel* (Hamburg). Nr. 23/2001, 23. 12. 2001, 158-180 (Titelthema)
- (at-) Tabari s. Nöldeke
- Tarikh (²1964) = *Tarikh ar-rusul wa l'muluk*. Bd. I. (Hg. M. J. de Goeje) Leiden/NL
[= Arab. Grundlage des Muhammad-Zitats, das Lammens und Jansen anführten.]
- Wald, Peter (1980): *Der Jemen* (DuMont Kunst-Reiseführer). Köln
- Watt, William Montgomery (1953): *Muhammad at Mecca*. Oxford
- (1956): *Muhammad at Medina*. Oxford
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *ZS* 12 (3) 418-448
- (2003): Zur äthiopischen Frühgeschichte I; in *ZS* 15 (3) 570-600
- (2008): Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären (Islamica VI); in *ZS* 21 (1) 109-138

Der englische Chronist Æthelweard

Neues über die Phantomzeit

von Renate Laszlo

Abstract: *Der Chronist Æthelweard schreibt in dem hermeneutischen Latein, das für Aldhelm und die anderen Schriftsteller des 10./11. Jh. typisch ist. William von Malmesbury findet diesen unbeholfenen lateinischen Schreibstil Æthelwards abscheulich, betont aber, dass dessen Chroniken auch „die 223 Jahre füllen, die der Historiker Eadmer (von Canterbury) nach Beda ausgelassen hat, weil er dachte, sie seien der Erwähnung nicht wert“ und dass deshalb dank Æthelwards Chroniken „während dieses Intervalls die Geschichte nicht daher hinkt ohne Unterstützung durch die Literatur“. Bis zum Ende des 9. Jh. stimmt Æthelwards lateinische Chronik mit der anonym überlieferten muttersprachlichen Angelsächsischen Chronik im Wesentlichen überein. Mit neuen Argumenten und Fakten soll dargelegt werden, dass auch die Angelsächsische Chronik (The Anglo Saxon Chronicle) von Æthelweard erstellt wird, der beide Chroniken einzig und allein zur Füllung der Phantomzeit verfasst. Es geht um folgende Chroniken:*

Aldhelm von Sherbourne: 'Chronik', vor 705,

Beda Venerabilis: *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, vor 735,
Anglo Saxon Chronicle (alt-engl.)

Æthelweard: *Chronicle* (lat.), vor 1125,

Eadmer von Canterbury: *Historia Novorum in Anglia*, vor 1124,

William von Malmesbury: *Gesta Regum Anglorum*, vor 1140.

Die Chronisten William von Malmesbury und Beda

Der anglo-normannische Kleriker William von Malmesbury gilt als der bedeutendste Historiker seiner Zeit. Er wird um 1080/95 in Wiltshire in Wessex geboren, erhält seine Ausbildung im Kloster zu Malmesbury und widmet sich als Mönch bis zu seinem Tod um 1143 der Geschichtsschreibung.

In den 20er Jahren des 12. Jh. schreibt er über die Taten der englischen Könige die *Gesta Regum Anglorum*, zu deren Erstellung ihn nach seinen eigenen Angaben zum einen die Liebe zu seinem Land bewegt und zum anderen seine bedeutenden und einflussreichen Freunde ermutigen, darunter Königin Mathilde von England und die Mitbrüder seiner Kirche.

Um diese Zeit beendet William seine *Gesta Regum Anglorum* und widmet sie mit einem überlieferten Anschreiben einem unehelichen Sohn König

Henrys I. von England, dem Grafen Robert von Gloucester (um 1100–1147), von dem er sich Förderung für Malmesbury erhofft.

Die Geschichte des Klosters, in dem William lebt und nach dem er benannt wird, stellt einen überzeugenden Beweis für die Existenz der Phantomzeit dar. In Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* ist der englische Schriftsteller Aldhelm ab 674 als Abt von Malmesbury bezeugt. Nach der Überlieferung wird das Kloster in Malmesbury aber erst rund drei Jahrhunderte später, in den sechziger Jahren des 10. Jh. von Erzbischof Dunstan von Canterbury (um 909–988) gegründet.

Der aus einer hochadligen Familie stammende Dunstan führt vor seiner Ernennung zum Erzbischof von Canterbury ein bewegtes Leben am westsächsischen Königshof, im Asyl im Ausland und als Abt des Klosters zu Glastonbury. In der 1004 in Frankreich erschienenen Biografie wird Dunstan von dem unter dem Pseudonym „B“ schreibenden Biografen als ein Schüler irischer Mönche in Glastonbury und als der erste Abt der englischen Nation bezeichnet.

Die biografischen Mitteilungen ergeben nur Sinn, wenn Dunstan ein 'Phantomzeitspringer' ist und der Einschub der drei Jahrhunderte in die Zeitrechnung während seines Lebens erfolgt, kann er doch nur für das 7. Jh. als ein Schüler irischer Mönche dargestellt werden, da die letzten irischen Klosterinsassen mit ihren Priestern und Äbten kurz nach 700 England verlassen – so schreibt Beda in seiner *Historia Ecclesiastica...* Dunstan kann auch nicht erst für das 10. Jh. als der erste Abt der englischen Nation bezeichnet werden, da bei Beda die ersten angelsächsischen Äbte schon für das 7. Jh. bezeugt sind. Außerdem ist es ganz und gar unmöglich, dass Aldhelm schon 674 der erste Abt von Malmesbury sein kann, wie Beda schreibt, da dieses Kloster erst im 10. Jh. von Dunstan gegründet wird. *Diese eklatanten Widersprüche, die in der englischen Geschichtsschreibung verbreitet sind, erzwingen eine dreihundertjährige Phantomzeit.*

William von Malmesburys Vorbild für die Abfassung seiner Chronik ist Bedas „Kirchengeschichte des englischen Volkes“, die *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, die William in großen Teilen seiner eigenen Historiographie zugrunde legt. Er titulierte Beda als einen Mann von höchster Gelehrsamkeit und geringster Überheblichkeit (*vir maxime doctus et minime superbus*) und betont, dass man nach Beda nicht leicht einen Chronisten finden kann, der sich so kompetent der englischen Geschichtsschreibung in lateinischer Sprache widmet und fügt hinzu, dass sich seine Ausschau nach solchen Leuten bisher als Zeitverschwendung erwiesen hat.

Der Historiker Eadmer (1055/64–1124)

William von Malmesbury lobt den sachlich-eleganten Stil und die sorgfältige Arbeit des mit ihm fast zeitgenössischen Eadmer, eines um oder nach 1055 geborenen lateinischen Historikers, der von Kindheit an im Benediktinerkloster *Christ's College* in Canterbury erzogen wird, von 1093 bis 1109 ein enger Freund und Berater des Erzbischofs Anselm von Canterbury ist und am 13. 1. 1124 stirbt, knapp zwei Jahrzehnte vor William von Malmesbury.

Das bedeutendste Werk Eadmers ist die *Historia Novorum in Anglia*, die „Neue Geschichte in England“. Nach Williams Worten erweitert Eadmer darin

„nach einem schnellen Überblick über die Periode von König Edgar bis zu Wilhelm I. seinen Umfang und vermittelt den Studenten eine vollständige und unschätzbare Schilderung seit dem Tod des Erzbischofs Anselm, mit dem er eng befreundet war“ [*Gesta Regum Anglorum* I: Prolog, 14].

In einem Aufschrei des Entsetzens (gespielt oder echt?) teilt William von Malmesbury dann mit:

„Aber Eadmer lässt nach Beda insgesamt 223 Jahre aus, von denen er dachte, sie seien der Erwähnung nicht wert und während dieses Intervalls hinkt die Geschichte daher ohne Unterstützung durch die Literatur“ [ebd.].

Der nach Williams Urteil „sorgsam arbeitende Eadmer mit dem sachlich-eleganten lateinischen Stil“ denkt sicher nicht, dass die 223 nach Beda ausgelassenen Jahre der Erwähnung nicht wert seien, wie William behauptet, sondern er kann nichts über die von ihm in der Geschichte ausgelassene Zeit schreiben, weil es sie nicht gegeben hat.

Da Beda im Auftrag von und im Einvernehmen mit Canterbury seine *Historia Ecclesiastica...* schreibt, ist es absolut folgerichtig, dass Eadmer als Kleiner von Canterbury die Datierung und Dokumentierung Bedas respektiert, obwohl sie teilweise in die Phantomzeit hineinreicht. Den Rest der Phantomzeit lässt Eadmer aus. Seine *Historia Novorum in Anglia* nennt er ausdrücklich „Neue Geschichte in England“ (Nomen est omen!).

Aus William von Malmesburys genauer Berechnung von 223 Jahren, die Eadmer auslässt, geht hervor, dass er eine im 8. Jh. alter Inkarnationszeit erstellte Kopie der *Historia Ecclesiastica...* benutzt, die Nachträge bis zum Jahr 734 enthält, wie die zwei ältesten erhaltenen Handschriften: das Moore und das Leningrad Manuskript. Bei Addition der 223 Jahre ergibt sich das Jahr des Amtsantritts von König Edgar am 9. Mai 957, mit dem Eadmer seine „Neue Geschichte in England“ beginnt.

Außer William von Malmesbury kennt kein englischer Chronist des Mittelalters Eadmers *Historia Novorum...* Es existieren nur noch zwei Manuskripte von ihr, und es gibt keinen Hinweis darauf, dass es weitere, verloren

gegangene gegeben hat, es sei denn eine William zugängliche Kopie. Das als MS 452 im *Corpus Christi College* in Cambridge aufbewahrte Manuskript, offenbar das Original und größtenteils aus Eadmers Hand, wird erst 1884 von Martin Rule in den *Rolls Series* gedruckt. Das zweite Manuskript, eine gekürzte Fassung, die etwa hundert Jahre nach Eadmer angefertigt wird, befindet sich als *Cottonian MS Titus Aix* heute im Britischen Museum in London.

Die beiden nachnormannischen Chronisten William und Eadmer leben und schreiben um die Wende zum 12. Jh. Keiner von ihnen verliert ein Wort über den Zeitsprung. Beide kennen die *Continuatio Bedae* mit der Fortführung der Annalen bis 766, aus der hervorgeht, dass bei der normannischen Eroberung in England 300 Jahre Phantomzeit (statt 297) eingefügt werden, offensichtlich nicht. Die zu viel eingeschobenen drei Jahre machen sich bei späteren Berechnungen ständig bemerkbar.

Auf diese Diskrepanz von drei Jahren in der Geschichtsschreibung weist auch William in seinen *Gesta Regum Anglorum* ausdrücklich hin. In seiner Auflistung der englischen Könige von Kent [Kap. 9, S. 29] sagt er über den Nachfolger der kentischen Könige Ohta und Eormenric nach dem Jahr 560:

„Danach folgte auf dem Thron Æthelberht, der Sohn des Eormenric, der gemäß dem Chronicle dreiundfünfzig Jahre regierte – Beda sagt sechsundfünfzig. Mit dieser Unstimmigkeit muss der Leser selbst zurechtkommen. Ich bin zufrieden, dass ich darauf aufmerksam machen kann und dabei belasse ich es.“

Während Beda in seiner *Historia Ecclesiastica...* und der unbekannte Chronist in der angefügten *Continuatio Bedae* bis 766 nach der alten Inkarnationszeit datieren, wird in Wessex ab dem 7. Jh. peu à peu das 10. Jh. der Nachphantomzeit eingeführt, allerdings erfolgt die Geschichtsschreibung erst aus der Retrospektive, wie beispielsweise auch die früheste Mitteilung über *Dunstan*, den ersten Abt der englischen Nation, die erstmals in einer Biografie im Jahr 1004 in Frankreich vorliegt, sechzehn Jahre nach Dunstans Tod.

Wie schnell und problemlos die drei in die Geschichtsschreibung eingeschobenen Jahrhunderte mit Personen und Ereignissen gefüllt werden können, verrät der westsächsische Æthelweard in seinen Chroniken, die er nach seiner Vorgabe zu dem Zweck schreibt, seiner entfernten Cousine Mathilde ihre Abstammung von englischen Königen zu bestätigen. Ausgehend von der Besiedlung Britanniens im 5. und 6. Jh. durch die Angelsachsen, deren Vorfahren er über germanische Stammesfürsten und Personen des alten Testaments bis auf Adam zurückführt, erfindet er eine Geschichtsschreibung für Wessex, die er in die 297 Jahre Phantomzeit ab Mitte des 7. Jh. einpasst und um die Mitte des 10. Jh. mit König Edgar beendet.

Der Laienchronist Æthelweard

Nach seinem Schreck über die bei Eadmer fehlenden 223 Jahre muss William einräumen, dass es einige Aufzeichnungen in zeitlicher Abfolge in der englischen Muttersprache gibt, dank denen „die Periode seit Beda der senilen Vergessenheit entkommen konnte“. Obwohl William diese Aufzeichnungen notgedrungen für seine *Gesta Regum Anglorum* ausgiebig nutzen muss, macht er keinen Hehl aus seiner Geringschätzung gegenüber der *Angelsächsischen Chronik*, die auch Geffrei Gaimar im 12. Jh. abwertend „ein englisches Buch über Abenteuer und Lieder“ nennt [Laszlo 2008a, 169], wie auch heute gesehen wird, dass „die Angaben dieser Chronik meist Fiktionen sind“ [wiki ↪ Wessex]. William [14] führt aus:

„So hat der distinguierte Æthelweard eine Ausgabe dieser Chroniken versucht, aber je weniger man über ihn sagt, umso besser. Ich könnte seine Absicht noch gutheißen, wenn ich nicht seine Sprache abscheulich fände.“

Einerseits ist der Historiker William erleichtert, dass Æthelweard die 223 Jahre der Phantomzeit nach Beda, über die keine Nachrichten vorliegen, mit Berichten ausfüllt und bezeichnet ihn sogar als „distinguiert“, andererseits kritisiert er ihn mit den Worten „je weniger man über ihn sagt, um so besser“. Warum macht William eine so widersprüchliche Aussage über Æthelweard?

Dies ist kein Einzelfall, in dem William indifferent reagiert, wenn es sich um Aussagen handelt, die auf eine Phantomzeit hinweisen. Auch in seiner Chronik *Antiquitate Glastoniensis Ecclesiae* fährt er nach der kategorischen Ablehnung der durchaus glaubwürdigen biografischen Mitteilung, dass Dunstan der erste Abt der englischen Nation ist, was ja die Einbeziehung einer Phantomzeit in die Geschichtsschreibung impliziert, unvermittelt und ziemlich konzeptionslos in seinem Bericht fort [Kap. 55] und gibt wortreich seiner Freude darüber Ausdruck, dass er „dem stürmischen Strudel der Vergangenheit und den Schatten der Ignoranz entronnen ist und sich mit größerer Leichtigkeit glänzenden Zeiten zuwenden und über Dinge auslassen kann, die dem Kloster Glastonbury in der Zeit dieses heiligen Mannes Dunstan gewährt werden“ [Laszlo 2008b, 442].

Der von William beanstandete unbeholfene Sprachstil Æthelweards ist darauf zurückzuführen, dass es in England zwischen Nachphantomzeit und normannischer Eroberung kaum noch Priester, Klosterschulen oder Skriptorien gibt, die Latein vermitteln können, wie Bischof Stubbs im 19. Jh. in *Memorials of St. Dunstan* mitteilt [Laszlo 2008a, 167]. Im 11. Jh. suchen der englische Klerus und der Adel Rat und Hilfe auf dem Kontinent, besonders in Frankreich; aber erst nach der normannischen Eroberung hält ein einwandfreies Latein wieder Einzug bei den Chronisten in England.

Wer ist dieser „distinguierte Æthelweard“?

Die anglo-normannische Chronik *Gesta Regum Anglorum* Williams aus dem 12. Jh. berichtet als erste und einzige Quelle über den Chronisten Æthelweard. William bezeichnet ihn als Ealdorman von Dorset, sagt aber nichts über seine Lebensdaten, Abstammung, Kindheit, Jugend oder seinen Werdegang. Die Historiker des Mittelalters halten sich strikt an William von Malmesburys oben zitierte Warnung: „Je weniger man über ihn sagt, umso besser.“ Vier Jahrhunderte lang werden Æthelweard und seine lateinische Chronik von keinem Schreiber mehr erwähnt.

Erst im 16. Jh. wird Æthelwards Chronik in einer Bibliothek in England von dem Geistlichen und Bibliothekar König Heinrichs VIII., John Leyland (1506–1552), entdeckt. In welchem Versteck sie die lange Zeit überdauert hat, ist nicht überliefert. Es ist auch nicht bekannt, ob es sich dabei um das Original oder um eine – eventuell sogar manipulierte oder ergänzte – Kopie handelt. 1596 wird das von Leyland aufgefundene Exemplar der Chronik von Henry Savile (1549–1622) gedruckt, was sich als gut erweist, denn das einzige Manuskript wird, wie auch die *Vita Alfredi* und das Gedicht über die *Schlacht von Maldon*, von denen ebenfalls jeweils nur eine Handschrift existierte, bei dem Brand in der Cotton'schen Handschriftensammlung am 23. 10. 1731 zerstört. 1848 wird der gedruckte Text von Henry Petrie mit kurzen Anmerkungen in die *Monumenta Historica Britannica* aufgenommen. Allerdings entdecken Bibliothekare des Britischen Museums in London im 19. Jh. noch achtzehn stark angekohlte Bruchstücke des Manuskripts, die auf Papier gesichert und 1951 im *Bulletin of the Institute of Historical Research* veröffentlicht werden.

Die muttersprachliche *Angelsächsische Chronik* taucht nach der normannischen Eroberung aus dem Dunkel der Geschichte auf und wird im 12. Jh. in der *L'Estorie des Engles* abwertend als „ein englisches Buch über Abenteuer und Lieder“ bezeichnet [Laszlo 2008a, 169].

Um mehr Informationen über Æthelweard zu erhalten, sind wir auf seine eigenen Angaben in der Chronik angewiesen, die aber mehr verschleiern als enthüllen. Gleich zu Beginn stellt er sich als *Patricius Consul Fabius Quaestor Ethelwerdus* vor. Mit dem Titel will er offenbar seine adlige Abkunft und seine Nichtzugehörigkeit zum Klerus dokumentieren. Er wiederholt den weltlichen Titel, der sonst nirgends belegt ist, noch einmal etwas verkürzt am Ende der Chronik. Wegen dieser Titulierung wird zuweilen eine Identität zwischen dem Chronisten und einem westsächsischen Ealdorman gleichen Namens angenommen, über den aber auch nur wenig bekannt ist.

Dieser westsächsische Adlige tritt von 973 bis 998 in Urkunden in das Licht der Öffentlichkeit und soll 991 respektive 994 nach der Schlacht von

Maldon, zusammen mit Ealdorman Ælfric und Erzbischof Sigeric von Canterbury, den Friedensvertrag mit den siegreichen Dänen unterzeichnet haben. Die Urkunden signiert er nicht mit dem in der Chronik genannten Titel, sondern als Ealdorman oder Dux der westlichen Grafschaften. Um das Jahr 1000 verliert sich seine Spur. Ob es sich bei dem Ealdorman und dem Chronisten um den gleichen Æthelweard handelt, ist fraglich und keinesfalls erwiesen.

Dagegen spricht einiges dafür, dass der Autor der lateinischen Chronik auch die *Angelsächsische Chronik* verfasst, beispielsweise der Umstand, dass Æthelweard kein Kleriker ist und somit die Muttersprache beherrscht, ferner seine Präferenz für angelsächsische Namen, die wie sein eigener mit dem Wortbestandteil Æthel- beginnen, und nicht zuletzt die inhaltliche Übereinstimmung der beiden Chroniken bis zum Ende des 9. Jh. Auch William von Malmesbury hält Æthelweard für den Autor der 'Angelsächsischen Chronik', denn er spricht von Aufzeichnungen in der Muttersprache und benennt Æthelweards Chroniken im Plural, allerdings ohne in seiner bekannten Kürze näher darauf einzugehen [GRA, 14].

Der Prolog zum ersten Buch der Chronik

Æthelweards lateinische Chronik enthält vier Bücher, denen er jeweils einen Prolog voranstellt. Den Prolog zum ersten Buch eröffnet er mit den Worten:

„Patricius Consul Fabius Quaestor Ethelwerdus wünscht seiner Cousine Mathilde, der talentiertesten und treuesten Dienerin des Herrn, immer währendes Heil in Christus.“

Er bedankt sich für den Erhalt des sehnlichst erwarteten Briefes von Mathilde, dessen Inhalt er nicht nur gelesen, sondern in seine Seele eingeschlossen und zur Aufbewahrung in die Schatzkammer seines Herzens gelegt hat. Gleichzeitig beteuert er seine häufigen Gebete zum höchsten Gott für Mathildes Sicherheit in diesem Leben und für die Führung ihrer Seele in den ewigen Gefilden, nachdem sie ihren Körper verlassen hat.

Daraus ist zu ersehen, dass der Chronist von Mathilde, die er als seine Cousine bezeichnet, einen Brief erhalten haben will, über deren Inhalt er aber kein Wort verliert, was verdächtig ist. Wann der Briefwechsel erfolgt und wie der Kontakt zustande kommt, wird nicht erzählt. So kann es sich bei der Eröffnung der Chronik auch um eine Farce handeln, bei der Æthelweard Mathilde, die schon nicht mehr unter den Lebenden weilt, benutzt, um seine Identität nicht preiszugeben und den Grund für die Erstellung seiner Chronik zu verschleiern.

Die stark übertriebene Lobpreisung der überaus geschätzten Cousine, der Äbtissin Mathilde II. von Essen (974–1011), nicht zu verwechseln mit der ersten Äbtissin dieses Namens (907–910) und der von William erwähnten

Königin Mathilde von England (1102–1167), wird vom Chronisten jeweils im Prolog zu den drei weiteren Büchern und im letzten Buch noch einmal innerhalb des Textes in abgewandelter Form wiederholt.

Mathilde wird 949 als Tochter Liudolfs geboren. Sie ist eine Enkelin Kaiser Ottos I. (reg. 936–73) und seiner ersten Gemahlin Eadgyth. Nach einer klösterlichen Erziehung wird sie um 974 erstmals als Äbtissin des Klosters in Essen erwähnt und stirbt dort am 5. 11. 1011.

Mathildes Großmutter Eadgyth (Editha) wird nach der rückschauenden Überlieferung bei Roswitha von Gandersheim als 17-jährige englische Prinzessin um 929/30 von dem deutschen Kaiser Heinrich I. seinem Sohn Otto in Quedlinburg vermählt, stirbt schon 946, drei Jahre vor der Geburt ihrer Enkelin Mathilde, und findet im Dom zu Magdeburg ihre letzte Ruhe.

Im weiteren Verlauf des Prologs zum ersten Buch der Chronik spricht Æthelweard über die Auswanderung der Angelsachsen vom Kontinent nach Britannien und die Rückkehr einiger Prinzessinnen auf das Festland zum Zwecke der Heirat mit Angehörigen des europäischen Adels. Daraus ist zu ersehen, dass Æthelweard noch in der Tradition der Angeln und Sachsen lebt, die ab 449 mit der Invasion Britanniens beginnen und die Britannier in erbitterten Kämpfen aus ihren angestammten Wohnplätzen vertreiben. Der Chronist führt weiter aus:

„Kürzlich haben wir darüber informiert, was über unsere gemeinsame Familie sowie die Auswanderung der Nation von Deutschland nach England bekannt ist. Jetzt ist es wünschenswert, mit Gottes Hilfe, die Annalisten seit der Erschaffung der Welt zu bemühen, um eine klarere Darstellung zu vermitteln, so dass die Aufmerksamkeit beim Leser und Hörer geweckt und erhöht wird. Auf den folgenden Seiten kann man leicht Beispiele finden über viele Kriege und Schlachten und die nicht geringe Zahl von Schiffsuntergängen in den Wellen des Ozeans besonders anlässlich der Ankunft unserer Vorfahren in Britannien aus Deutschland und ich will in einfachem Stil über unsere Familie in moderner Zeit berichten und die Verwandtschaft bestätigen, soweit die Erinnerung zurückreicht und unsere Eltern uns unterrichtet haben.“ [Prolog]

Æthelweard will also Mathilde kürzlich darüber informiert haben, was „über ihre Familie und die Auswanderung der Nation aus Deutschland nach England“ bekannt und von den Eltern überliefert ist. Er plant nun, in einfachem Stil über die Familie in moderner Zeit zu berichten „soweit die Erinnerung zurückreicht und die Eltern ihn unterrichtet haben“. Der geschilderte Sachverhalt ist ein zwingender Beleg für eine Verkürzung der Zeit, denn ohne eine Phantomzeit lägen zwischen der Invasion Britanniens durch die Angelsachsen im 5. Jh. und dem fingierten Schriftverkehr mit Mathilde im späten 10. Jh. 500 Jahre! Wer kann oder will sich da noch zurückerinnern?

Der Chronist will auch von der Überfahrt mit den Schiffsuntergängen und den erforderlichen Kriegen erzählen und hält es sogar für wünschenswert, „mit Gottes Hilfe die Annalisten seit Erschaffung der Welt zu bemühen, um eine klarere Darstellung zu vermitteln“. Nach der Bekanntgabe seiner Pläne für die Erstellung der Chronik geht er – immer noch im *Prolog* des ersten Buches – sofort in medias res und kommt zu seinem Hauptanliegen:

„Ælfred war der Sohn von Æthelwulf, von dem wir [gemeint sind er und Mathilde] abstammen, ich von König Æthelred und du von Ælfred, beide waren Söhne von König Æthelwulf, der schon erwähnt wurde.“

Um Mathilde nicht isoliert im Raum stehen zu lassen und die gerade erfundenen Vorfahren in die Geschichte zu integrieren, fährt er fort:

„Ælfred schickte seine Tochter Ælfhryth nach Deutschland, um Baldwin zu heiraten, der mit ihr zwei Söhne, Æthelwulf und Earnwulf, und auch zwei Töchter, Ealhswith und Eormenthryth, hatte. Es ist eine Tatsache, dass Graf Earnwulf, der dein Nachbar ist, von Ælfhryth abstammt.“ [ebd.]

Aus diesen vagen Angaben, für die Æthelweard die einzige Quelle ist, konstruieren die Historiker der Neuzeit als Ehemann von Ælfhryth einen Grafen Baldwin II. von Flandern (865–918), den sie nach Baldwin I. in die Phantomzeit zwängen und mit Judith, der angeblichen Tochter Karls des Kahlen und Witwe zweier englischer Phantomzeitkönige, verheiratet. Warum Graf Earnwulf der Nachbar Mathildes sein soll, wird von Æthelweard nicht näher erklärt. Mittlerweile wird von den Historikern erkannt, dass die Heirat einer Tochter Ælfreds namens Ælfhryth mit einem Baldwin keinen geschichtlichen Hintergrund hat und reine Fiktion ist. Man hält zwar immer noch an einem Phantomzeitgrafen Baldwin II. von Flandern als Sohn von Baldwin I. und Vater von Arnulf I. fest, weiß aber, dass dieser nicht mit einer Königstochter aus England verheiratet war. Von den Töchtern des Paares fehlt ohnehin jede Bestätigung und jede Spur.

Nach dem Ausflug zur virtuellen Tochter Ælfhryth wechselt der Chronist zu den angeblichen Enkelinnen Ælfreds über, die auf das Festland geheiratet haben sollen. Er schreibt:

„Eadgyfu war der Name der Tochter König Eduards, des Sohnes von Ælfred, der bereits erwähnt wurde, und sie war deine Großtante und wurde nach Gallien geschickt, um den jüngeren Karl zu heiraten, Eadhild wurde die Frau von Hugo, dem Sohn von Robert.“

König Æthelstan schickte zwei weitere seiner Schwestern zu Otto mit dem Plan, er sollte diejenige, die ihm zusagte, als seine Frau auswählen. Er wählte Eadgyth, von der du an erster Stelle abstammst. Die andere Schwester heiratete einen bestimmten König in der Nähe der Alpen. Bezüglich seiner Familie haben wir wegen der Entfernung und dem nicht unerheblichen Zeitabstand keine Information. Aber es ist deine Aufgabe,

eine Nachricht an unsere Ohren zu bringen, denn du hast nicht nur die Familienverbindung, sondern auch die Fähigkeit, da dich die Entfernung nicht daran hindert.“ [Prolog]

Offensichtlich hat Æthelweard keine Ahnung von den Verhältnissen auf dem Festland, sonst käme er nicht zu der Einschätzung, die Entfernung zwischen Essen und den Alpen könnte Mathilde nicht daran hindern, einmal kurz bei ihrer angeblichen Großtante vorbei zu schauen, um die Familie zu erkunden. Æthelwards Fehleinschätzung der Entfernung zeigt sich auch bei dem fiktiven Grafen Earnwulf von Flandern, den er als Nachbar von Mathilde bezeichnet. In vermeintlich kluger Voraussicht baut Æthelweard bereits an dieser Stelle die angelsächsische Prinzessin Eadgyth, die Gemahlin Ottos des Großen, in die virtuelle Enkelschar des fiktiven Königs Ælfred ein, was sich aber als der entscheidende Fehler erweisen soll, der ihn als Fälscher entlarven wird.

Wann schreibt Æthelweard seine Chroniken?

Weder William von Malmesbury noch der Chronist selbst nennen die Jahreszahl, das Jahrzehnt oder das Jahrhundert, in dem Æthelwards lateinische Chronik entsteht. Der erstmaligen Erwähnung in Williams *Historia Regum Anglorum* ist zu entnehmen, dass die Chronik spätestens im 12. Jh. vorliegt.

William teilt gleichzeitig mit, dass Eadmer in seiner *Historia Novorum in Anglia* 223 Jahre nach Beda auslässt, also Æthelwards lateinische Chronik nicht kennt, was nahe legt, dass die Chronik erst in den zwei Jahrzehnten, die Eadmer vor William stirbt, entsteht oder veröffentlicht wird. Es ist auch möglich, dass Eadmer die Chronik nicht estimiert, weil er sie als Fälschung erkannt hat, oder es ist kein Exemplar von Wessex nach Kent gelangt, zumal ohnehin nur die eine Kopie bekannt ist, die bei dem Brand von 1731 stark beschädigt wird.

Als das einzige Exemplar im 16. Jh. aufgefunden wird, stellt sich auch den Historikern die Frage nach der Abfassungszeit der Chronik. Das Ende der Berichterstattung in der Chronik mit dem Jahr 975 sagt nichts über ihre Entstehung aus, sondern resultiert aus dem Umstand, dass Edgar der erste englische König ist, der keine Wurzeln mehr in der Phantomzeit hat. In dem 1557/59 in Basel herausgegebenen Katalog *Scriptorum Illustrium Maioris Brytannia Catalogus* [167 f.] setzt der Herausgeber Bale die Chronik in die Zeit Williams II. (1056–1100), was der ersten Rezension von Williams *Gesta Regum Anglorum* um 1125 nahe kommt.

Mit der Konstruktion der zeitfernen Verwandtschaft und dem sonst nirgends bestätigten ominösen Briefwechsel mit Mathilde sowie der mehrfachen, übertriebenen Huldigung an die Äbtissin von Essen will Æthelweard seine

Identität, die Zeit und den wahren Grund für die Anfertigung der Chronik verheimlichen.

Bei dem Versuch, eine gemeinsame Herkunft für sich und Mathilde von dem Phantomzeitkönig Æthelwulf zu erfinden und – wie im Prolog angekündigt – von dessen fünf Söhnen zwei für ihre beiden Ururgroßväter auszuwählen und damit der Cousine vierten Grades und sich selbst eine königliche Genealogie zu verschaffen, unterläuft dem genialen Æthelweard der gravierende Irrtum, der die Phantomzeit beweisen wird.

Otto I. und seine erste Gemahlin Eadgyth

Die erste und einzige zeitnahe Quelle, die über die Hochzeit Ottos I. mit der englischen Prinzessin Editha (Eadgyth) berichtet, ist die Abhandlung *Gesta Odonis* über die Taten Ottos des Großen von Roswitha von Gandersheim. (Es wird hier nicht Tamerls Umdatierung in die Zeit um 1500 gefolgt). Die Lebensdaten Roswithas sind nicht bekannt. Es wird vermutet, dass sie in der zweiten Hälfte des 10. Jh. schreibt.

Aus der Rückschau schildert sie die Brautwerbung durch Ottos Vater, König Heinrich I., die feierliche Hochzeitszeremonie in Quedlinburg und das Gott wohlgefällige Leben der angelsächsischen Prinzessin, die in Deutschland schon während ihrer Lebenszeit wie eine Heilige verehrt werden soll. Roswitha betont nachdrücklich, dass sie über keine schriftlichen Quellen für ihre Aufzeichnungen verfügt, sondern auf die im Volk lebende mündliche Tradition angewiesen ist, derzufolge Eadgyth aus der Familie des angelsächsischen Königs Oswald stammt. Einzelheiten über den Verwandtschaftsgrad zwischen Eadgyth und Oswald erwähnt sie nicht. Vermutlich weiß sie nicht einmal, dass König Oswald rund 350 Jahre früher in der ersten Hälfte des 7. Jh. lebt, 642 in der Schlacht bei Maserfield gegen den heidnischen König Penda von Mercien fällt und aus diesem Grund als Märtyrer des frühen englischen Christentums heilig gesprochen wird.

Nicht nur bei Roswitha von Gandersheim ist die Verwandtschaft zwischen Mathildes Großmutter Eadgyth und dem englischen König Oswald belegt, sondern sie wird oft wiederholt und zieht sich bis heute wie ein roter Faden durch die historische Darstellung. In Vorbereitung der Landesausstellung 2001 des Kulturhistorischen Museums in Magdeburg über *Otto der Große, Magdeburg und Europa* schreiben Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter:

„Die erste Ehe Ottos I. mit der angelsächsischen Königstochter Edgith, deren Familie vom heiligen Oswald abstammte, hing mit den angelsächsischen Heiratsbündnissen auf dem Kontinent zusammen.

Die von den Autoren erwähnten Heiratsbündnisse sind unmittelbar nach

der Invasion Britanniens durch die Angelsachsen gang und gäbe. Das wohl bekannteste wird in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. zwischen König Æthelberht, der von 560 bis 616 in Kent regiert, mit der aus dem Königsgeschlecht der Franken stammenden Prinzessin Bertha geschlossen. Bertha ist bereits Christin und Æthelberht erhält die Prinzessin von ihren Eltern nur unter der Bedingung, dass sie ihren Glauben und ihre Religion mit Bischof Liudhard, den sie ihr als Glaubensbeistand mitgeben, ungehindert ausüben kann (Beda I/25, S. 80). Durch seine Gattin Bertha gelangt die erste Nachricht von der christlichen Religion zu dem heidnischen König von Kent, was den römischen Missionaren ihre Arbeit ungemein erleichtert und dazu führt, dass Æthelberht bereits zu Weihnachten 597 als erster angelsächsischer König mit seinem kentischen Volk den christlichen Glauben annimmt und sich anschließend für die weitere Verbreitung des Christentums in Essex im Osten Englands einsetzt.“

Das *Lexikon des Mittelalters* schreibt [Bd III, 1572]:

„Die Brautwerbung für seinen Sohn Otto beim angelsächsischen König Æthelstan betrieb König Heinrich I. in schwerer Zeit. Dabei ist hervorzuheben, dass mit Edgith, die von zwei zur Auswahl übersandten Prinzessinnen als zukünftige Gemahlin Ottos ausgewählt worden ist, eine Verbindung mit dem heiligen König Oswald eingegangen wurde, dessen Kult im 10. Jh. in Sachsen Verbreitung fand.“

Wie alle Mitteilungen über Eadgyth geht auch dieser Lexikoneintrag auf die *Gesta Oddonis* als einzige Quelle zurück. Allerdings ist die Erklärung der Verfasser, dass der Kult über Oswald im 10. Jh. auf dem Festland wieder auflebe, irrig und nur ein Erklärungsversuch, den Zeitunterschied vom 7. bis 10. Jh. zu überbrücken und die Geschichtsschreibung nach dem Einschub der Phantomzeit zu aktualisieren.

Tatsächlich ist auf dem Kontinent zur Zeit Ottos I. noch die Erinnerung an Oswalds Vorfahren lebendig, die im vorhergehenden Jahrhundert zur Invasion Britanniens aufbrachen und seither immer noch mit der alten Heimat durch Nachwanderung oder gegenseitige Besuche und Heiraten miteinander in Verbindung stehen. Natürlich sind die Verwandten auf dem Festland stolz auf die Verwandtschaft ihrer Königin Eadgyth mit dem Oberkönig von England und König von Nordhumbrien, auf die Verehrung, die er dort genießt sowie auf die Karriere, die Oswald in der neuen Heimat England gemacht hat.

Die Roswitha zugängliche Volkstradition, dass Eadgyth aus der Familie König Oswalds von Bernicia stammt, ist Æthelweard nicht bekannt. So passt er Eadgyth fälschlicherweise in die Familie des von ihm erfundenen Königs Alfred ein, was offensichtlich bisher noch niemand aufgefallen ist.

König Oswald von Nordhumbrien

Der heilige Oswald stammt aus der Dynastie der Könige von Bernicia. Sein Großvater **Ida** wird als erster König von Bernicia von 547–559 genannt. Idas fünf Söhne regieren Bernicia bis 585. Es folgt sein Enkel Husa (585–593) und danach ein anderer Enkel namens **Æthelfrith** (593–616). Ihm gelingt es um 604, Bernicia und Deira erstmals vorübergehend zu dem Königreich Nordhumbrien zu vereinigen, was sich für seinen Sohn Oswald nicht zum Guten entwickelt, denn als Æthelfrith um 616 in der Schlacht fällt, wird zunächst **Edwin**, ein Nachkomme aus der Dynastie der Könige von Deira, König von Nordhumbrien. Vor den Nachstellungen Edwins muss Oswald, Sohn und designierter Nachfolger Æthelfriths, zunächst ins schottische Exil fliehen. Nach dem Übertritt zum irischen Christentum begibt sich Oswald nach Wessex, wo er durch Bischof Birinus mit der römisch-christlichen Glaubenslehre vertraut wird. Nach Edwins Schlachtentod in 633 wird **Oswald** König von Nordhumbrien und Oberkönig von England.

Die Verbindung zwischen König Oswald von Nordhumbrien und König Cynegisl von Wessex zur Zeit der Christianisierung Englands wird von Beda geschildert. Der Historiker schreibt, dass bei der Taufe Cynegisls, des ersten christlichen Königs von Wessex, der das Königreich von etwa 611 bis zu seinem Tod (642) regiert, der heilige und siegreiche Oswald, König der Nordhumbrier, anwesend ist und den aus dem Taufbad Steigenden aufnimmt:

„In einer schönen und Gottes würdigen Gemeinschaft nahm er den zuvor in einer zweiten Geburt Gott Geweihten, dessen Tochter er zur Frau nehmen wollte, als Sohn an. Beide Könige gaben diesem Bischof die Stadt, die Dorchester genannt wird, um dort einen Bischofssitz einzurichten“

[Beda III/7, 224].

Beda erzählt weiter, dass Oswald, der zusammen mit dem Volk der Engländer, an dessen Spitze er steht, in der Lehre des Bischofs Birinus unterrichtet wird, und nicht nur lernt, auf die seinen Stammvätern unbekanntem Reiche des Himmels zu hoffen, sondern dass er auch von dem einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, mehr Reiche auf Erden erlangt, als irgendeiner seiner Vorfahren, und schließlich alle Völker und Länder Britanniens, die in vier Sprachen, nämlich in die der Briten, Picten, Iren und Engländer aufgeteilt sind, unter seine Oberhoheit bringt [Beda III/6, 222].

Nach dieser Schilderung ist Oswald Oberkönig von England und Cynegisl ein Unterkönig in Wessex. Weitere Einzelheiten erzählt Beda nicht. Er sagt auch nichts über das Alter der beiden Könige. Zum einen soll der nordhumbriische Oswald den Westsachsen Cynegisl nach dessen Taufe als Sohn annehmen, zum anderen will er dessen Tochter Cyneburh heiraten. Da über den Zeitpunkt von Oswalds Geburt nichts bekannt ist, dient unter anderem

diese Mitteilung Bedas in der späteren Interpretation dazu, Cynegisl und Oswald als gleichaltrig oder letzteren sogar als jünger einzuschätzen, da er die Tochter des ersteren zur Frau nehmen will, wobei es sich aber auch um die zweite Ehe König Oswalds handeln kann. Nach Bedas Berichterstattung sterben diese beiden christlichen Könige um das Jahr 642.

Da Oswald die Schlacht gegen den heidnischen König Penda von Mercien bei Maserfield verliert und im Kampf fällt, muss sich sein Halbbruder und Nachfolger **Oswiu** zunächst mit der Regierung in Bernicia, einem Teil von Nordhumbrien, zufrieden geben. Er gewinnt aber bald Deira zurück, das sein Sohn Alhfrith als Unterkönig regiert.

Im Einvernehmen mit Canterbury hält Beda an der kontinuierlichen Geschichtsschreibung „nach der Fleischwerdung des Herrn“ fest. Er teilt mit, dass Oswiu mit Hilfe der Missionare und Bischöfe seine Macht in Nordhumbrien zurückgewinnen und ausbauen kann, das Kloster Streanesheal 657 gründet und 664 an der Synode von Whitby teilnimmt. Nach dem Tod Oswius, 670, nennt Beda in durchgehender, datierter Reihe Könige von Nordhumbrien bis Ceolwulf, dem er nach Fertigstellung seiner *Historia Ecclesiastica...* in 731 eine Kopie zukommen lässt. Eine weitere Kopie erhält sein Informant, Abt Albinus in Kent.

In der *Historia Ecclesiastica...* gibt es über Wessex ab der Mitte des 7. Jh. nur kurz gefasste, sporadische Berichte, zum Beispiel über politische Machtkämpfe und Unterkönige, den Abt und lateinischen Schriftsteller Aldhelm, die Könige Caedwalla und Ine. Was Beda nicht erwähnt – zum Beispiel Glastonbury und Dunstan –, wandert nach dem Einschub der Phantomzeit in Wessex um 297 Jahre nach vorn und wird rückschauend ab dem 11. Jh. dokumentiert.

Die Jahre, die Beda und die anonyme *Continuatio Bedae* bis 766 in die Phantomzeit hinein fehltdatieren, gehören in die Zeit vor 1066 und verursachen eine unterschiedliche Sichtweise und die doppelte Dokumentation der Geschichtsschreibung ungefähr für das letzte Jahrhundert vor der normannischen Eroberung, und zwar eine nahezu zeitgenössische bei Beda und eine rückschauende in den anglo-normannischen Chroniken des 11. und 12. Jh.

Das erste Buch von Æthelweards Chronik

Nach seiner eigenen Aussage ist Æthelweard für seinen Bericht über die Erschaffung der Welt den Annalisten der Antike verpflichtet. In Anlehnung an die Etymologien des Isidor von Sevilla und die Chronik des britannischen Historikers Gildas aus dem 6. Jh. zählt er die Stationen der Weltalter bis zu Christi Geburt auf, die er mit insgesamt 5.495 Jahren angibt, wobei er allerdings seine Vorbilder nicht genau kopiert und ihm in seiner Berechnung zudem ein Fehler unterläuft, denn die vorher einzeln aufgeführten Weltalter

ergeben zusammen nur 5.189 Jahre. Das Alter der Welt erwähnt er stets, wenn sich ein Jahrhundert rundet.

Es folgt ein Überblick über die Anfänge des römischen Christentums, die Bekehrung des britannischen Königs Lucius durch Papst Eleutherius, die römischen Statthalter in Britannien, den Fall von Rom, die Invasion Britanniens durch die Angelsachsen und die Kämpfe mit den Britanniern um die Verteilung des Landes bis zu dem Gemetzel von 592 an einem Platz, der „Adams Grab“ genannt wird; Ceawlin muss fliehen und stirbt ein Jahr später. In Bedas *Historia Ecclesiastica...* [II:5, 148] wird König Caelin von Wessex (560–591) als zweiter Bretwalda südlich des Humber genannt. Bretwalda ist die Bezeichnung für einen Oberkönig, der außer der Herrschaft in seinem Reich auch die Oberhoheit über die anderen angelsächsischen Könige innehat.

Gemäß Æthelweard regiert nach 593 Æthelfrith die Mercier, Cwichelme das Volk der Gewisse und Cridda die Westsachsen.

Æthelweard gibt nur in wenigen Fällen Jahreszahlen an, sondern beginnt jede Mitteilung mit einer Wendung wie „nach dem Verlauf oder einer Periode von so und soviel Jahren“, „wenn der Lauf von so und soviel Jahren vollendet war“ und so weiter, so dass sich jeder ausrechnen kann, wann dieses oder jenes geschieht.

Die Christianisierung Englands

Im Prolog zum zweiten Buch teilt Æthelweard nach der Widmung an seine äußerst geschätzte Verwandte mit, dass er dem klugen Leser weiterhin eine profunde Auswahl aus der kirchlichen und weltlichen Geschichte des eigenen Volkes vorlegen will und sich eine lange Vorrede erübrigt, da das Thema bekannt ist.

Er erzählt, dass einige Zeit nach dem Amtsantritt Papst Gregors gut aussehende Männer mit unbekannter Sprache in Rom erscheinen und von dem heiligen Mann, der ihre Schönheit bewundert, gefragt werden, woher sie kommen und ob sie Christen oder noch Ungläubige sind. Die jungen Leute antworten bescheiden, dass sie Engländer sind und ihnen noch niemand etwas vom Christentum erzählt hat. Gregor führt sie in sein Speisezimmer, unterrichtet sie in der christlichen Lehre, tauft sie und bespricht mit ihnen die Reise in ihr Land. Da die römischen Christen nicht zulassen, dass der Papst selbst Rom verlässt, entsendet Gregor den sehr gelehrten Augustinus mit den von ihm unterrichteten und getauften jungen Engländern und einer nicht geringen Anzahl von Mönchen, mit göttlicher Ermahnung gestärkt, nach England. Als die Missionare dort ankommen, nehmen die Engländer den Glauben an und bauen Kirchen. Als erster englischer König erhält der in Kent herrschende Æthelberht das Wort Christi. Er ist der Enkel von Ohta oder Esc, nach

dem die kentischen Könige „Escingas“ genannt werden und führt seine Ahnen über Hengist bis auf Wodan zurück. Der Chronist schließt: „Damit sind die Jahre vollständig von 600 minus vier nach der Fleischwerdung des Herrn.“

Beda schildert diese Legende aus nordhumbrischer Sicht. Gregor soll auf dem Sklavenmarkt in Rom junge Angeln aus Deira sehen und – inspiriert von den lateinischen Bedeutungen für Angeln und De ira – ausrufen: „Sie sehen aus wie Engel und es ist der Zorn Gottes, dass sie noch keine Christen sind“. Daraufhin soll er beschließen, Missionare in ihre Heimat zu schicken. Von einer Bewirtung und Unterrichtung der Sklaven in der christlichen Lehre, die einen Freikauf vorausgesetzt hätte, geschweige denn einer Vorbereitung auf den Missionsdienst und der Rückreise nach England ist bei Beda keine Rede.

Laut Æthelweard beginnt **Ceolwulf** seine Herrschaft in Wessex ein Jahr nach der Entsendung von Augustinus nach Kent und führt nicht nur Krieg mit den germanischen Stämmen, sondern auch mit Britanniern, Picten und Scoten. Nach vier Jahren von Ceolwulfs Regierung (601) sendet Papst Gregor das Pallium des Erzbischofs an Augustinus. Nach drei Jahren (604) erhalten die Ostsachsen mit ihrem König Saeberht die Taufe. Zwei Jahre später stirbt der gesegnete Papst Gregor. Es ist „das 10. Jahr, nachdem er die Taufe den Engländern durch den Diener des Herrn Augustinus geschickt hat und die Zahl der Jahre ist mit 5800 vollständig seit dem Beginn der Welt“.

Beda bestätigt die Taufe der Kenten mit ihrem König **Æthelberht**, dem dritten Bretwalda, an Weihnachten 597 sowie der Ostangeln unter König Saeberht einige Jahre später und fährt dann fort, dass 627 die Nordhumbrier das Christentum annehmen und König Edwin, der Schwiegersohn König Æthelberhts, für den Missionar Paulinus den ersten Bischofssitz in York einrichtet. Nach Edwins Tod in 633 fallen die Nordhumbrier ins Heidentum zurück. Dank der Unterstützung durch König Oswiu und die irischen Missionare geht die Christianisierung weiter. 657 entsteht das Kloster Streaneshealh, in dem 644 die Synode von Whitby stattfindet.

Æthelweard schreibt, dass ein Jahr nach dem Tod Gregors (607) **Cynegisl** auf den Thron von Wessex gelangt und sieben Jahre später zusammen mit **Cwichelm** erfolgreich bei Beandun gegen die Britannier kämpft, von denen die beiden mehr als 2.400 erschlagen. Vierzehn Jahre später kämpfen Cynegisl und Cwichelm in der Nähe von Cirencester gegen Penda. Das Ergebnis dieser Schlacht teilt der Chronist nicht mit, was darauf schließen lässt, dass Penda den Sieg davonträgt, wie auch einige Jahre später in der bei Beda genannten Schlacht bei Maserfield, in der König Oswald fällt.

Bei Beda wird der kampfwütige Ceolwulf nicht erwähnt, und auch die blutrünstigen Kämpfe der westsächsischen Könige Cwichelm und Cynegisl gegen die Britannier lässt Beda aus.

Die unterschiedlichen Darstellungen bei Beda und Æthelweard kommen dadurch zustande, dass der erste aus nordhumbrischer und der zweite aus westsächsischer Sicht schreibt, beide unabhängig voneinander. Keiner erwähnt die Chronik des anderen oder bezeichnet sie als seine Quelle.

Über den Missionar und Bischof Birinus, der die Christianisierung in Wessex einleitet, schreibt Beda, dass dieser

„auf den Rat von Papst Honorius nach Britannien gekommen war und in dessen Gegenwart versprochen hatte, jenseits der innersten Gebiete der Engländer, wohin kein Lehrer vorher gegangen war, die Saat des heiligen Glaubens auszustreuen.“

Birinus trifft zuerst auf das Volk der Gewisse, stellt fest, dass alle noch große Heiden sind, verkündet erfolgreich das Evangelium, tauft um 635 König Cynegisl und sein Volk, erhält von Cynegisl und dem sechsten englischen Oberkönig Oswald die Stadt Dorchester zur Einrichtung eines Bischofssitzes, baut und weiht dort Kirchen, ruft durch sein frommes Wirken viele Menschen zu Gott, wird 650 nach seinem Tod dort begraben und später, als Haedde (676–705) Bischof ist, in die Stadt Winchester überführt und in der Kirche der seligen Apostel Peter und Paul beigesetzt [III:7, 224].

Gemäß Æthelweard kommt sechs Jahre nach der Schlacht bei Cirencester der von Bischof Asterius für das Bischofsamt geweihte und von Papst Honorius entsandte Birinus zu den Westsachsen, verkündet ihnen das Evangelium, und Cynegisl empfängt um diese Zeit die Taufe von dem Bischof. Er nennt keine konkreten Jahreszahlen, kommt aber mit seiner Datierung ebenfalls auf das Jahr 635 für die Ankunft des nicht zur Mannschaft des Augustinus gehörenden Bischofs Birinus in Wessex, bestätigt aber nicht die Anwesenheit König Oswalds als Taufpate und nennt auch nicht Cynegisls Todesjahr.

Während in der *Historia Ecclesiastica...* samt *Continuatio Bedae* die alte Inkarnationszeit bis 766 weiter läuft und danach, mit dem Zeitsprung über die drei leeren Jahrhunderte hinweg, die Korrektur der Zeit in das Jahr 1066 erfolgt, gehen die sächsischen Königreiche im Süden Englands andere Wege.

Der Einschub von 297 leeren Jahre in die Zeitgeschichte mit dem Übergang aus der alten Inkarnationszeit in die Nachphantomzeit erfolgt in Wessex ab der zweiten Hälfte des 7. Jh. und kommt in den retrospektiv erstellten Chroniken ab dem 11. Jh. zum Tragen. Die früheste Nachricht über das in das 10. Jh. versetzte 7. Jh. liegt bekanntlich 1004 in Frankreich mit der Biografie über Dunstan vor.

Æthelwards Füllung der Phantomzeit

Æthelweard beginnt seine Geschichtsfälschung mit König **Cenwealh** von Wessex, den er um das Jahr 648 in Erscheinung treten lässt. Vier Jahre später

führt dieser einen Bürgerkrieg in Bradford am Avon. 655 stirbt Penda und die Mercier werden getauft. Der Chronist berichtet über eine Sonnenfinsternis (664) und eine große Vogelsterblichkeit (671), bei der sich von dem Aas der vielen gefallenen kleineren und größeren Vögel auf See und Land ein grässlicher Gestank bemerkbar macht. Für 672 teilt er den Tod des westsächsischen Königs Cenwealhs mit; zwölf Monate regiert dessen Frau **Seaxburh**. Zwei Jahre nach Cenwealhs Tod wird **Aelswine**, ein Nachkomme Cerdics, König in Wessex, und ein Jahr später, in 675, lässt Æthelweard irrigerweise Cenwealh noch einmal aufleben (vermutlich ein Schreibfehler für Aelswine oder Centwine).

Beda setzt den Tod Cenwealhs zwei Jahre später in das Jahr 674 und führt aus, dass es sich bei den Regenten in Wessex in den folgenden zehn Jahren um Unterkönige handelt, deren Namen er nicht mitteilt.

Nach Æthelweard erscheint drei Jahre später ein Komet, sechs Jahre später wird **Ine** in der Regierung von Wessex aktiv. 188 Jahre sind verstrichen, seit dessen sechster Vorfahre Cerdic den Britanniern in Wessex das Land entzogen hat. Im Lauf des gleichen Jahres fährt Caedwalla nach Rom, empfängt vom Papst die Taufe, den Glauben Christi und den Namen Peter.

Wie im Prolog zum ersten Buch angesagt, erzählt Æthelweard in zwangloser Folge von den Kriegen der westsächsischen Könige, die – wie er immer wieder betont – ihre Abkunft auf den germanischen Stammesführer Cerdic (um 500) oder sogar auf Wodan zurückführen. Mit diesem Trick kann er das Nacheinander der Könige bestimmen, ohne auf die Erbfolgeberechtigung eingehen zu müssen. Seine Berichte werden deutlich verwirrend und zunehmend unpräzise. Mit der monotonen Aufzählung und dem holprigen Latein gleicht die Chronik eher einem Entwurf als einem fertigen Werk. Æthelweard berichtet auch über Ereignisse in Nordhumbrien, Mercien oder Kent. So nimmt König **Æthelred** von Mercien nach 29 Jahren Regierungszeit das Mönchsgewand, so sind 5.900 Jahre seit dem Beginn der Welt vorbei, als König Ealdferth von Nordhumbrien stirbt.

Auch Beda schreibt, dass König Æthelred, nachdem er 31 Jahre an der Spitze des Stammes der Mercier gestanden hat, 704 Mönch wird und 716 im Kloster zu Bardney stirbt. Damit stehen 31 Jahren bei Beda 29 Jahre bei Æthelweard gegenüber.

Besagter Æthelred von Mercien, der nach 29 oder 31 Jahren als regierender Monarch die Mönchskutte nimmt, ist ein überzeugendes Beispiel für die doppelte Geschichtsschreibung! Er ist der gleiche König Æthelred von Mercien, für den der nordhumbrische oder ostanglische Ealdorman Byrhtnoth 991 (drei Jahrhunderte später!) in der Schlacht von Maldon sein Leben lässt, also ein Doppelgänger, der in den rückwirkend ab dem 11. Jh. erstellten Chroni-

ken als der englische König Ethelred II. beschrieben wird, der um 976 aus dem Dunkel der Geschichte auftaucht und im Jahr 1016 in London stirbt [Laszlo 2007b, 702-704; 2008a, 166]. Ein Beleg für die Phantomzeit ergibt sich auch aus dem nächsten Eintrag von Æthelweard. Er schreibt:

„Vier Jahre nach Ealdferths Tod stirbt der gesegnete Bischof Aldhelm. Die Menschen lesen seine Werke, die er mit wunderbarer Geschicklichkeit geschrieben hat. Sein Bischofssitz war die Provinz, die in der Umgangssprache Selwood genannt wird“.

Aldhelms Werke werden aber erst im 11./12. Jh. bekannt und gelesen und nicht schon ab dem Jahr 709.

Als sich der Mond wie mit Blutstropfen befleckt zeigt, geht Beda dahin. Æthelweard setzt Bedas Tod in das Jahr 734, ein Jahr vor dem konventionellen Datum, dem 25. Mai 735, aber in das gleiche Jahr, in dem die Annalen der von William benutzten Kopie der *Historia Ecclesiastica*... enden und die Lücke von 223 Jahren, die Eadmer in seiner Chronik nach Beda auslöst, beginnt.

Nach weiteren Einträgen über den Regierungsantritt König Eadbyrhts von Nordhumbrien in 738, die Kriege von König Cuthred von 750 bis 753 und dessen Tod 754 wird Sigebyrht für ein Jahr König der Westsachsen. Sein Nachfolger ist **Cynewulf**, über den Æthelweard, entgegen seiner üblichen Kürze, ein regelrechtes Drama schreibt.

Nach einer legendenhaften Einführung erfindet Æthelweard mehrere große Kriege Cynewulfs gegen die Britannier. Nach siebzehn Jahren erscheint nach Sonnenuntergang das Kreuzzeichen des Herrn am Himmel (wie bei Konstantin), im gleichen Jahr bekriegen sich die Leuten von Kent und Mercien in Otford. In jenen Tagen werden große Schlangen bei den Südsachsen in Sussex gesehen. Annähernd vier Jahre später kämpft Cynewulf gegen Offa von Mercien bei Bensen und die Stadt fällt in die Hände Offas.

Zwei Jahre später kämpfen die Sachsen mit den Galliern und vier Jahre später, als 31 Jahre vom Beginn seiner Regierung vergangen sind, will Cynewulf einen Prinzen aus dem Gebiet vertreiben; es kommt zum Kampf, in dem beide getötet werden.

Nach der *Continuatio Bedae* [550], die kein Chronist in England kennt oder kennen will, wird Cynewulf bereits im Jahr seiner Thronbesteigung, 757, ermordet. Æthelweard legt den Beginn von Cynewulfs Regierungszeit in das Jahr 755, zwei Jahre früher als die *Continuatio Bedae*, verlängert sie aber virtuell um 31 Jahre bis 786 und schafft so den Sprung in die fiktive Zeit über das Jahr 766 [Laszlo 2008a, 170].

Nach Cynewulf wird der erfundene Byrhtic König in Wessex und heiratet zwei Jahre später die Tochter des ebenfalls erfundenen Königs Offa, dem

Æthelweard eine Abkunft über elf Generationen bis auf Wodan andichtet. Mit der virtuellen Verknüpfung der Königsfamilien von Wessex und Mercien endet das zweite Buch.

Im Prolog zum dritten Buch überrascht Æthelweard mit der Aussage, es sei nun seine Aufgabe, die Seiten der vorhergehenden Schreiber selektiv zu nutzen, um den Inhalt des dritten Buches zu präsentieren. Damit will er seine Geschichtserfindung vertuschen und dem Leser vorgaukeln, ihm stünde eine Quelle für seine Chronik zur Verfügung, was natürlich nicht der Fall ist. Er drückt die Hoffnung aus, dass Mathilde, die er als Liebling seiner Sehnsucht bezeichnet, die Lektüre des kleinen Werks nicht als ermüdend empfindet, und betont, dass er es vor allem ihr widmet und fügt hinzu, je mehr seine Gedanken in die Ferne schweifen, um so näher ist der Geist seiner Liebe bei ihr.

Er berichtet weiter, dass mehr als 334 Jahre nach der Ankunft von Hengist und Horsa in Britannien die ersten Dänen mit drei schnellen Schiffen in England ankommen und Beaduheard und seine Leute erschlagen, die sie am Ufer empfangen wollen in der Annahme, es handele sich um Kaufleute und nicht um Marodeure.

796 sterben König Offa von Mercien und sein Nachfolger Ecgferth. Als Byrhtic stirbt, sind 6.000 minus 5 Jahre seit dem Beginn der Welt, 800 seit der Fleischwerdung des Herrn und 350 seit der Ankunft von Hengist und Horsa vergangen und **Ecgbyrht**, der zehnte Nachfahre Cerdics und Vater Æthelwulfs, wird König von Wessex. Das dritte Buch endet mit einem legendären Stammbaum Ecgbyrhts mit insgesamt neunzehn Generationen über Cerdic zurück bis zu Sceaf. Der Chronist sagt nichts über Ecgbyrhts Aufenthalt am fränkischen Kaiserhof, der in der *Angelsächsischen Chronik* und in der *Vita Alfredi* erfunden wird [Laszlo 2008a, 168 ff.].

Mit Ecgbyrht als Vater von Æthelwulf ist Æthelweard bei der fiktiven Genealogie angelangt, die er zu Beginn seiner Chronik [S. 2] mit den Worten ankündigt:

„Ælfred war der Sohn von Æthelwulf, von dem wir abstammen. Fünf Söhne folgten ihm, von denen wir die Nachkommen sind, ich von König Æthelred und du von König Ælfred, beide waren Söhne von König Æthelwulf, der schon erwähnt wurde“.

Gemäß William von Malmesbury ist Æthelweard der erste Chronist, der die 223 Jahre nach Beda füllt, die Eadmer auslöst und kann somit als der Erfinder der westsächsischen Königsgenealogie gelten. Er ist nicht der Initiator der Phantomzeit, aber er will und muss die vom Festland vorgegebene Lücke in der Chronologie mit einer erfundenen Geschichtsschreibung ausfüllen, um einen Bruch in der von ihm verwendeten alten Inkarnationszeit (seit der Fleischwerdung des Herrn) zu vermeiden. Er macht das so gut, dass William im 12. Jh. und alle Historiker nach der Auffindung und dem Druck des Manu-

skripts im späten 16. Jh. bis heute seine Geschichtsfälschung für bare Münze nehmen.

Bis zum Ende des 9. Jh. enthält Æthelwards lateinische Chronik die gleichen Informationen wie die muttersprachliche *Angelsächsische Chronik*, die bereits ausführlich behandelt worden ist [Laszlo 2008a, b], so dass zu Ælfreds erfundenem Sohn Eduard übergegangen werden kann, der um das Jahr 900, genau 100 Jahre nach seinem Urgroßvater Ecgbyrht, wie Æthelward betont, die Regentschaft in Wessex übernimmt und am 17. Juli 924 stirbt.

Nach Eduards Tod wird sein fiktiver Sohn aus der ersten Ehe mit Egwina zunächst ohne eine Begründung übergangen, und der ebenfalls fiktive 20-jährige Sohn Æthelward aus der zweiten Ehe mit Elfreda wird König. Für diesen Namensvetter hat sich der Chronist eine bizarre Vita ausgedacht. Er soll als Eremit in Bridgnorth leben und vom Witenagemot (dem Rat der Weisen) zum König gewählt werden, dann aber nach einer Herrschaft von nur 16 Tagen in Oxford auf Befehl seines Halbbruders Æthelstan, der den Thron für sich anstrebt, ermordet und in Winchester begraben werden.

Der unwiderlegbare Beweis für Æthelwards Geschichtsfälschung ist Prinzessin Eadgyth (Edgith), die erste Gemahlin Ottos des Großen, die der Chronist als eine Tochter Eduards von Wessex ausgibt. Nach der glaubhaften Schilderung bei Roswitha von Gandersheim und der daraus resultierenden, bis heute gültigen Tradition stammt Eadgyth aber aus der realen Familie des in der ersten Hälfte des 7. Jh. lebenden heiligen Oswalds von Nordhumbrien. Die erfundene Verwandtschaft und der angebliche Briefwechsel mit Mathilde sowie die zwecks Heirat auf den Kontinent zurückgekehrten anderen Prinzessinnen, sind fiktiv.

Unter Berücksichtigung aller Umstände ist das 11. Jh. oder das erste Viertel des 12. Jh. für die Entstehung von Æthelwards Chroniken zu favorisieren, die er nur zu dem Zweck erstellt, die leere Phantomzeit mit Personen und Ereignissen zu füllen. Obwohl auch er aus der Rückschau schreibt, datiert er ganz bewusst – im Gegensatz zu den anderen Chronisten jener Zeit – auch nach der Christianisierung in Wessex und dem Tod des ersten westsächsisch-christlichen Königs Cynegisl weiter nach der alten Inkarnationszeit und erfindet für die eingeschobenen 297 Jahre der Phantomzeit eine zeit- und raumfüllende, virtuelle Geschichtsschreibung, in der alle für die Zeit nach 766 genannten Könige, Kriege, Verbindungen zum Festland oder zu den anderen englischen Königreichen völlig frei erfunden sind.

König Edmund von Wessex (939–946)

In der Biografie über Dunstan (960–988 Erzbischof von Canterbury), die 16 Jahre nach seinem Tod in Frankreich vorliegt, werden sowohl Dunstan als auch König Edmund von Wessex (939–946) das erste Mal schriftlich

erwähnt. Dunstan wird hier erstens als Schüler irischer Mönche, zweitens als der erste Abt der englischen Nation und drittens als Gründer des Klosters von Malmesbury bezeichnet. Diese biografischen Daten können nur auf das 7. Jh. zutreffen und sind deshalb ein eindeutiger Beweis, dass bei Erstellung der Biografie zu Beginn des 11. Jh. die vom Kontinent initiierte Phantomzeit in Wessex bereits eingeschoben und das 10. an das 7. Jh. nahtlos angeschlossen ist, weil – wie Beda mitteilt – alle irischen Mönche nach der Synode von Whitby (664) bis spätestens 715 England verlassen, nachdem alle Klöster und Abteien mit angelsächsischen Äbten besetzt sind und schon 674 Aldhelm Abt in dem von Dunstan gegründeten Kloster zu Malmesbury wird.

Der Übergang aus der alten Inkarnationszeit in die Nachphantomzeit im 7. Jh. wird nirgends erwähnt, weil das auf die Zeitumstellung hinweisende Schrifttum des 10. Jh. einschließlich der Zeichnungen Dunstans der zielgerichteten Vernichtungs- und Fälschungsaktion in Wessex zum Opfer fällt. Der Geschichtsablauf des 10. Jh. wird erst in den Chroniken des 11. und 12. Jh. retrospektiv dokumentiert.

Durch den Einschub der 297 leeren Jahre in Wessex springt nicht nur Dunstan aus dem 7. Jh. der alten Inkarnationszeit in das 10. Jh. der Nachphantomzeit, sondern auch sein Förderer König Edmund rückt in den Dunstkreis des Wirksamwerdens der Phantomzeit.

Æthelweard muss König **Edmund**, der in der Biografie über Dunstan in das 10. Jh. gesetzt wird, in der Nachphantomzeit belassen. Also macht er aus ihm kurzerhand fälschlich einen Sohn des Phantomzeitkönigs Eduard, einen Enkel Ælfreds und einen Bruder von Eadgyth, der ersten Gemahlin Ottos des Grossen.

Tatsächlich ist König Edmund der unmittelbare Nachfolger, vielleicht sogar der Sohn des Königs Cynegisl. Genau 297 Jahre nach dem Tod seines Vorgängers, 642, wird Edmund am 29. 11. 939 als König von Wessex inthronisiert. Die beiden Könige trennt nur die leere Phantomzeit. Ihre Daten und Taten schließen aneinander an. Wie Cynegisl fördert Edmund das junge Christentum in Wessex. Edmund setzt den mit dem Königshaus verwandten Dunstan um 943 als Abt in Glastonbury ein und versucht, die Gebiete von Nordhumbrien und Mercien, die nach dem Tod Oswalds in der Schlacht bei Maserfield an den heidnischen König Penda fallen, zurückzuerobern, um die christliche Lehre in England zu verbreiten. Er kämpft gegen die Könige von Strathclyde, Schottland und Dublin und wird nach nur sechseinhalb Jahren Regierungszeit am 26. Mai 946 von den Dänen ermordet [Laszlo 2008b].

Im 11. Jh. oder ersten Viertel des 12. Jh. verfasst Æthelweard seine Chronik einzig und allein zu dem Zweck, rückwirkend das Loch in der Phantomzeit von insgesamt 297 Jahren zu schließen. Er datiert weiter in die Phantomzeit hinein, obwohl die Ereignisse vor 766, sofern sie nicht erfunden sind, in

die Zeit vor 1066 gehören und zu der doppelten Geschichtsschreibung führen, wie das auch bei Beda der Fall ist.

Auf Edmund folgt für neuneinhalb Jahre sein Bruder **Eadred** (946–955), der ebenfalls als Sohn des Phantomzeitkönigs Eduard deklariert wird, dem sich die Nordhumbrier unterwerfen und die Schotten unverbrüchliche Eide und Treue schwören, und für vier Jahre **Eadwig** (955–959). Danach folgt Edmunds Sohn **Edgar**, der keine Wurzeln mehr in der Phantomzeit hat. Er wird 939 geboren und als 18-Jähriger am 9. Mai 957 zum König von Nordhumbrien und Mercien ernannt. Nach dem Tod Eadwigs am 1. Oktober 959 erhält er auch noch Wessex und regiert so die wichtigsten Königreiche Englands bis zu seinem Tod am 12. Juli 975. Mit König Edgar beginnt der Historiker Eadmer von Canterbury die *Historia Novorum in Anglia*.

Edgar trägt den Beinamen „der Friedfertige“. Seine Regierungszeit stellt die Ruhe vor dem Sturm der Wikingereinfälle dar, die in den letzten Jahrzehnten des 10. Jh., der Nachphantomzeit in den sächsischen Königreichen im Süden Englands, unter anderem mit der Schlacht von Maldon in 991 einsetzen (und von 1016 bis 1042 in einer dänischen Herrschaft über England kulminieren). Parallel dazu berichtet Beda in seiner *Historia Ecclesiastica...* von Querelen in Nordhumbrien Ende des 7. Jh. alter Inkarnationszeit, die vielen Angelsachsen das Leben und die Freiheit kosten [Laszlo 2007b, 687 ff.; 2008a, 163 ff.].

Mit der Gründung des Klosters Streatneshealh in 657 ist auch in Nordhumbrien die Christianisierung abgeschlossen, aber Beda datiert weiter in die Phantomzeit hinein, ohne den Einschub der 297 leeren Jahre zu beachten. Die Kopie von Bedas *Historia Ecclesiastica...*, die William von Malmesbury im 12. Jh. benutzt, enthält Annalen bis 734. Die 77 Jahre zwischen 657 bis 734, addiert zu den 223 Jahren, die Eadmer von Canterbury in seiner Chronik nach Beda auslässt und in denen – wie William von Malmesbury mitteilt – „die Geschichte daher hinkt, ohne Unterstützung durch die Literatur“, ergeben die drei Jahrhunderte Phantomzeit, die bei der normannischen Eroberung im Jahr 766 mit dem Sprung auf 1066 eingeschoben werden.

Literaturverzeichnis

Æthelweard: *Chronicon*, s. Alistair Campbell

Bales Scriptorum Illustrum Maioris Brytannia Catalogus, (1557–59): s. Poole and Bateson

Beda Venerabilis (731): *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, verschiedene Ausgaben, s. Spitzbart.

Bosanquet, Geoffrey (Übers., 1964): *Eadmer's History of Recent Events in England*, with a Foreword by R. W. Southern, *Historia Novorum in Anglia*, London

Campbell, Alistair (Hg./Übers., 1962): *Chronicon Æthelweard, The Chronicle of*

Aethelweard, London

Eadmer: *Historia Novorum in Anglia* [Neue Geschichte in England] s. Geoffrey Bosanquet (Übers., 1964): *Eadmer's History of Recent Events in England*, with a Foreword by R. W. Southern, London

- (1923): *Das Leben des heiligen Anselm, beschrieben von seinem Schüler und unzertrennlichen Begleiter dem Mönch Eadmer* (Übers. Günther Müller); München (21963),

Gaimar, Geffrei (12. Jh.): *L'Estoire des Engleis*

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München

- (2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis, in *ZS* 18 (3) 692-712

Laszlo, Renate (2006): Rätselhafte Zeitsprünge in England, in *ZS* 18 (3) 677-691

- (2007a): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur, in *ZS* 19 (1) 94-104

- (2007b): In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben (Teil 1), in *ZS* 19 (3) 687-716

- (2008a): In England gehen die Uhren anders (Teil 2), in *ZS* 20 (1) 163-192

- (2008b): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury, in *ZS* 20 (2) 424-446

Müller, Günther (Übers., 1923): *Eadmer, das Leben des heiligen Anselm, Erzbischof von Canterbury*, München

Mynors, R.A.B. (Hg./Übers., 1998): *William von Malmesbury: Gesta Regum Anglorum, The History of the English Kings*, edited and translated by R.A.B. Mynors, completed by R.M. Thomson and M. Winterbottom, Oxford · New York

Poole, Reginald / Bateson, Mary (Hg., 1902): *Index Britanniae Scriptorum (Bales Scriptorum Illustrium Maioris Brytannia Catalogus)*, Oxford (S. 70 f.)

Schneidmüller, Bernd / Weinfurter, Stefan (2001): Ottonische „Neuanfänge“. Symposium zur Ausstellung *Otto der Große, Magdeburg und Europa* [Rezension durch W. Chr. Schneider in *Historische Zeitschrift* Bd. 275/3, 727-730]

Smyth, Alfred P. (1995): *King Alfred the Great*, Oxford

- (2002): *The Medieval Life of King Aelfred the Great. A Translation and Commentary on the Text attributed to Asser*, Houndmills

Spitzbart, Günter (Hg./Übers. 1997): *Beda der Ehrwürdige, Kirchengeschichte des englischen Volkes*, Darmstadt mary.stuart@kabel/mail.de

Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Gräfling

Renate Laszlo, 56460 Höhn, Postfach 1

Salento ohne Frühmittelalter Italien dunkel bis zum Stiefelabsatz

Gunnar Heinsohn

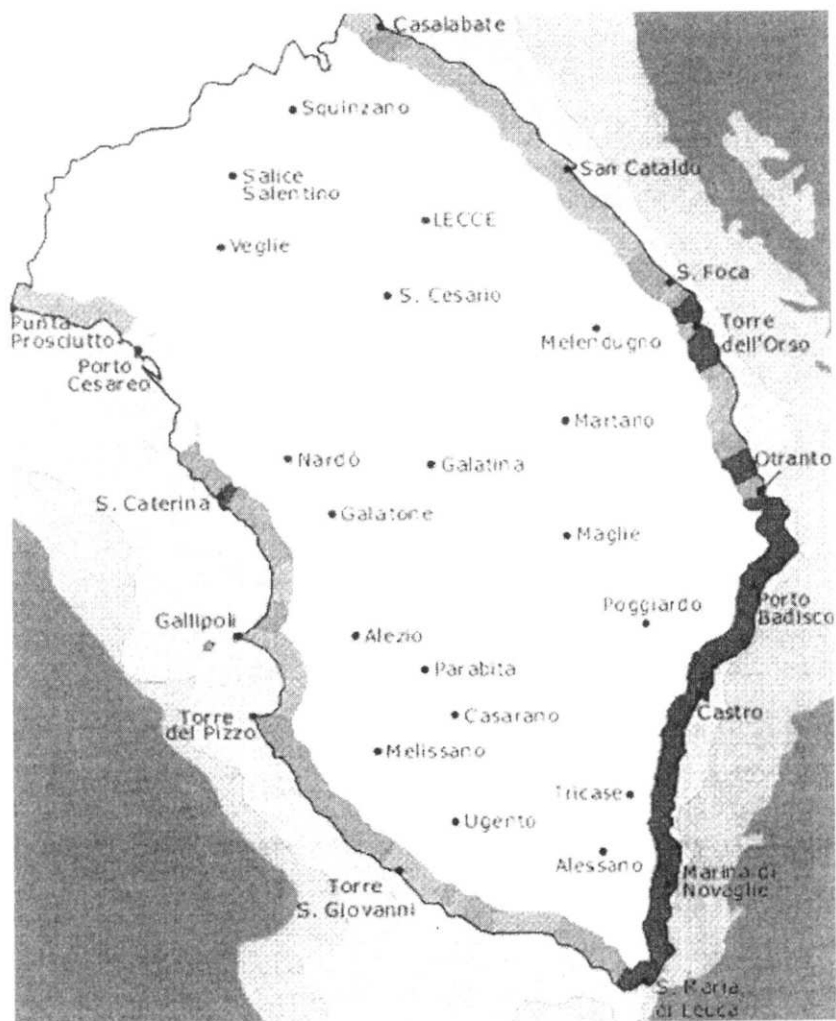
I. Auftakt in Verona

Nicht einmal Verona kann die Sucher nach Italiens Frühmittelalter trösten. Dabei wird von kaum einem Ort mehr Karolingisches gefordert als vom Welsch-Bern des großen Theoderich (454–526). Denn niemand anders als Großkarl soll nach einem Sieg über die Langobarden die Mark Verona begründet und dort im Jahre 781 seinen 773–810 datierten Sohn Pippin als König von Italien eingesetzt haben. Ein Hadrianpapst habe das schmale Haupt des Knaben mit der eisernen Krone der Besiegten geschmückt. Pippin soll sich dann in Verona so wohl gefühlt haben, dass er die Stadt immer häufiger besucht und schließlich zu einer veritablen Hauptstadt Italiens ausgebaut habe. In ihren Mauern seien der karolingischen Renaissance die schönsten italienischen Stücke gelungen, wobei vor allem die Poeten zu glänzen wussten. Das Heldenlied *De Pippine regis Victoria Avarica*, dessen textkritische Datierung allerdings noch aussteht, stamme direkt aus der Stadt und habe einen Pippinsieg über die Awaren im Jahre 796 unsterblich gemacht [MGH I, 116 ff.]. Lediglich des Helden vorzeitiger Tod habe seinen von Großkarl selbst bestimmten Aufstieg in die Kaiserwürde verhindert.

Der Dortmunder Ordinarius für Spätantike und Mittelalter, Alfons Zettler, hat kürzlich noch einmal unterstrichen, warum einfach alles für eine wuchtige archäologische Evidenz Veronas auch im 8. Jh. spricht:

„Wäre Verona nicht an prominenter Stelle in die Heldensagen und in die geistige Welt des Mittelalters eingegangen, würden doch die das Stadtbild beherrschenden antiken Monumente auf den ersten Blick klarmachen, welche bedeutende Rolle ‚Dietrichs Bern‘ in der ältesten Geschichte Italiens gespielt hat. Die Stadt verdankte diese Rolle unter anderem ihrer exponierten Lage an einem Etschübergang im Drehkreuz des oberitalienischen und des transalpinen Verkehrs“ [Zettler 2008, 595].

Und doch sind es dann nicht die Paläste Pippins und seiner Noblen, sondern nur Veronas antike Monumente und danach wieder die Funde ab dem 10. Jh., die zum Staunen einladen. Das frühe Mittelalter hingegen will sich einfach nicht zeigen. Das hat die Reisenden früh beunruhigt. Und selbst die Schriftsteller, denen doch das Fabulieren erlaubt ist, stehen erschüttert vor dem Totalverlust vermeintlich prachtvollster Zeugnisse Großkarls und seiner Sippe.



Die Provinz Lecce bzw. das Salento

Zeitensprünge 2/2009 S. 453

Kasimir Edschmid, der deutschsprachige Bildungsbürger in den 50er Jahren mit seinen Italienbüchern fesselt, hat sich darüber nie beruhigen können: „Kein Mauerrest, kein Fundament, kein Stein ist übrig geblieben von dieser [Pippinschen] Königspfalz, die Blutzugin der kühnsten Erhebungen der jungen Völker des Nordens war, während die Denkmäler der römischen Epoche noch groß und gewaltig sich überall zusammentürmen“ [Edschmid 1957, 19 f.].

Gleichwohl sollen die sehnsuchtsvoll auf Karl rechnenden Leser nicht ganz im Stich gelassen werden, und dafür kommt die Phantasie des Dichters dann doch noch zum Zuge. Karls überhelles Licht nämlich habe so stark geblendet, dass einfach niemand seine Herrlichkeit zu schauen vermochte:

„Den Kaiser selbst haben die frühen Bildhauer nicht dargestellt, sein Leben war zu lang, sein Imperium zu groß, seine Wirkung auf die Welt zu dauernd und ausgeprägt, als dass er so leicht aus dem Strom der Legenden in die Zone der Lebenden hätte treten können ... Aber Meister Nikolaus, der den Theoderich an die Brust von San Zeno meißelte, hat die Paladine des Kaisers, Roland und Olivier, an die Seiten des Domporthales gestellt. [...] Da stehen sie, die Generale, Statthalter, Heerführer Karls ... seine ihm bis auf den letzten Blutstropfen verschriebenen Vasallen, zugleich Wächter des Glaubens wie des Imperiums – wie sie die Phantasie des Bildhauers sah, der zur Zeit der ersten Hohenstaufen an ihren Gestalten formte, ... als ihr Leben schon fast vierhundert Jahre zurücklag“ [Edschmid 1957, 22; Drillingspunkte im Original].

Maestro Nicolao arbeitet in Verona nicht nur an *San Zeno*, sondern verziert auch den Dom *Santa Maria Matricolare* mit einem Portalvorbau in Baldachinform. Belegt sind Werke überdies in Piacenza sowie in Ferrara und Modena, wo er seine Domporthale sogar signiert. Gegen 1135 wird der Beginn seines öffentlichen Schaffens datiert. Ein Blick, der sich von karolingischer Gläubigkeit frei macht, findet mit diesem Meister einen starken Hinweis darauf, dass die multiplen Karls-Herrscher heutiger Historiographie mit dem einen Überkarl mittendrin bis in das 12. Jh. hinein in Norditalien noch nicht bekannt gemacht werden konnten [s. bereits Illig 1998, 383].

Der typische Sagentopos von zwölf Edlen oder Paladinen, die auch der Großkarlsfigur zugeordnet werden, hat in Olivier einen ritterlichen Vasallen, dessen Historizität in der herrschenden Lehre gemeinhin nicht ernst genommen wird. Das Rolandslied (*La Chanson de Roland*) wiederum, in dem er prominent auftritt, hat seine früheste Textfassung in der so genannten Oxford-Handschrift, die seit Beginn der textkritischen Forschung gegen 1108 datiert [Atkinson Jenkins 1919, 571] und heute zwischen 1125 und 1150 gesehen wird. Die mündliche Dichtung vor den Manuskripten wird bis an die Zeit von 1100 herangelegt.

Die sagenhafte Navarra-Schlacht in Roncesvalles, bei der Großkarl im Jahre 788 durch einen quellenlosen Abd-er-Rahman I. (766–788) geschwächt worden sei und Roland sein Leben verloren habe, hat der Autor mit der unstrittigen Navarra-Schlacht von 920 in Valdejunquera gleichgesetzt [Heinsohn 2005], bei der die unstrittige Kalifengestalt Abd-er-Rahman III. (912–961) das Herrschaftsgebiet von León und Navarra schwächt, das als direkter Nachbar aber der ebenso unstrittige Frankenkaiser Karl der Einfache (Carolus Simplex; † 929) beschützt. Als Herr der *Marca Hispanica* lässt er dort bekanntlich Münzen schlagen [Heinsohn 2001].

Roland und selbst Olivier mögen – ungeachtet ihrer dichterischen Stilisierungen – auf der christlichen Seite in der Navarra-Schlacht des 10. Jh. sehr wohl gekämpft haben. Dass der genaue Ort des Valdejunquera-Treffens bis heute nicht gefunden werden konnte, gibt einen zusätzlichen Hinweis darauf, dass es vor dem 10. Jh. nur eine große Navarra-Schlacht zwischen Christen und Arabern gegeben hat, die zwar nicht schon 788, aber gegen 920 dann durchaus bei Roncesvalles stattgefunden haben könnte.

An einen genuin menschlichen Karl glauben die schriftlichen Fassungen des Rolandsliedes übrigens nicht. Sie statten die Figur mit einem Lebensalter von 200 Jahren aus [Vers 524; online]. Überdies kennen sie nur einen einzigen König Karl. Ein karolingisches Pantheon heutiger Aufblähung mit etlichen Kaisern und Königen desselben Namens erwähnen sie nicht.

II. Die uralte Kulturlandschaft des Salento

Das Salento formt mit 100 km Länge und 40 km Breite den Absatz des italienischen Stiefels. Es zeigt Dolmen und Menhire, Bauten der vorrömischen Messapier aus Illyrien im Bereich der Magna Graecia (mit letzten griechischen Sprachinseln bis ins 20. Jh.) und fällt im -3. Jh. unter römische Herrschaft. Auch an frühchristlichen Stätten aus der Zeit vor 600 mangelt es nicht. Die Provinzhauptstadt Lecce, als „Barockflorenz“ gerühmt, ist zumindest für die Zeit ab dem -4. Jh. mit Funden durchaus bestückt. Nichts aber ist

„über die Periode vom 4. bis 11. Jahrhundert bekannt. Es war eine Zeit der Kämpfe, der Plünderungen, der Ausbeutung; eine der düstersten des Mittelalters. Ihre Glanzzeit erlebte die Stadt hingegen im späten Mittelalter“ [Wiki-Lecce 2009].

Das Salento nennt sich gerne auch *Terra d'Otranto*, und in **Otranto** schmerzt die Mittelalterlücke womöglich noch heftiger als in Lecce und vielen anderen Plätzen Europas. Schließlich besetzt es den entscheidenden strategischen Ort für die Kontrolle des gesamten Schiffverkehrs der Adria. Niemals sollte eine solche Lage ungenutzt bleiben. Und doch hat Otrantos Kathedrale *Santa Annunziata* – auf wiederum strategisch bestem und höchstem Platz der Stadt



Seitenansicht der *Cattedrale dell'Annunziata* auf der Akropolis in Castro, ab 1171 [Foto: J. Sidorczak-Heinsohn]

Santa Maria della Croce in Casaranello, 5./6. sowie 11. bis 14. Jh. [Foto: J. Sidorczak-Heinsohn]



Oben: Frühchristliche Mosaiken in der Tonnenapsis von *Santa Maria della Croce* in Casaranello ab 431; Detail [Foto: J. Sidorcak-Heinsohn]

Byzantinische Madonna von 1000 in *Santa Maria della Croce* in Casaranello [Foto: J. Sidorcak-Heinsohn]

und geziert mit Pantaleons Bodenmosaik von fast 1.600 m² aus den Jahren um 1165 – eine stratigraphische Abfolge, die niemand verstehen kann, der die herrschende Chronologie zu glauben hat.

Stratigraphie und Chronologie der Otranto-Kathedrale
nach den Ausgrabungen von 1986–1900

[Gianfreda 1997: s. a. Otranto 2009]

Baubeginn von Santa Annunziata	1080
Rätselhafte Lücke	600–1080
Frühchristlicher Bau	6. Jh.
Domus romana	+???
Messapisches Dorf	-???

Denn „die Geschichte von Otranto ist zum größten Teil die ihrer Kathedrale“ [Antonaci 1954]; was dort also fehlt, kann durch andere Bauten nicht ausgeglichen werden.

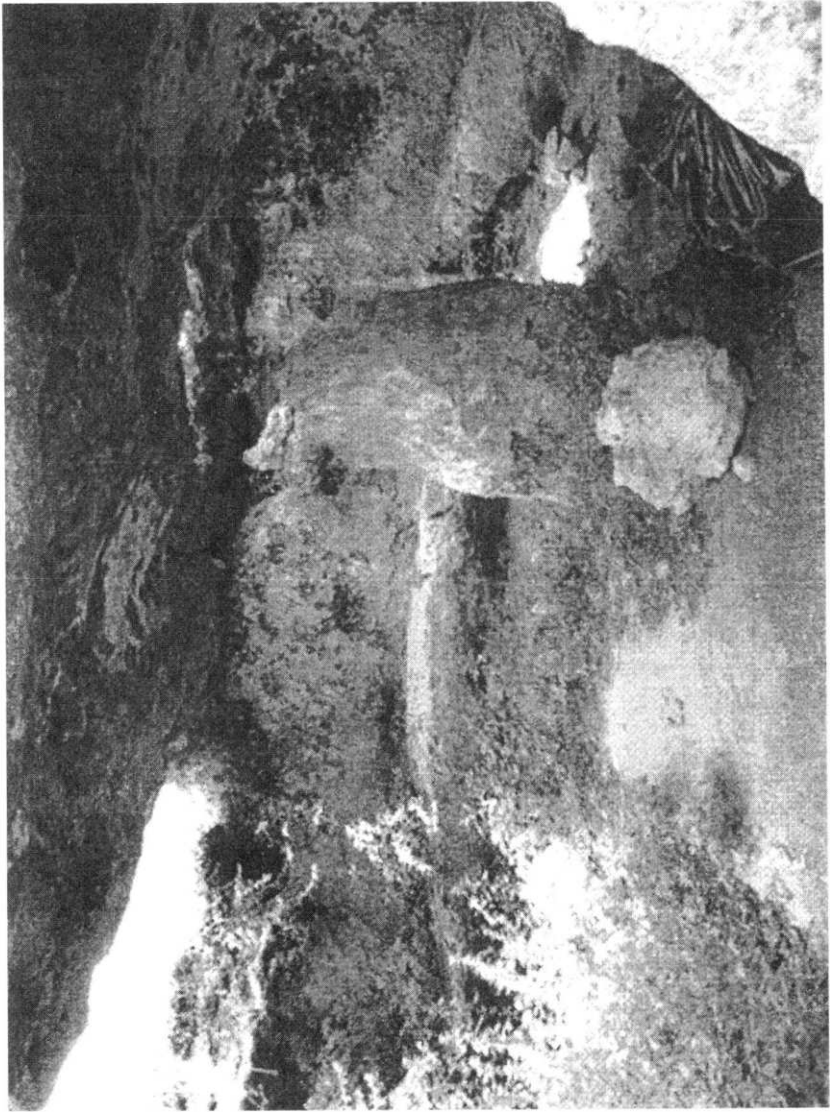
Im adria-strategischen Rang folgt nach Otranto umgehend **Castro**, wo der Sage nach der aus Troia flüchtende Äneas italischen Boden betreten haben soll. Im Jahre -123 wird es als *Castro Minervae* römische Stadt. Ihre erste christliche Kirche auf der berückenden Akropolis wird Papst Leo II. (611–683) zugeschrieben. „Frühste Berichte über Bischöfe aus Castro gibt es aber erst im 9. Jahrhundert“ [Wiki-Castro 2009]. Und real gebaut wird Castros *Cattedrale dell'Annunziata* sogar erst ab 1171.

Das verblüffendste Zeugnis für den direkten Sprung von 6. ins 10. Jh. innerhalb desselben Baus liefert im Salento die Kapelle *Santa Maria della Croce* in **Casaranello** (heute Teil von Casarano). Das Tonnengewölbe der Apsis trägt herrliche frühchristliche Mosaiken, die „Perlen des Salento“, die ab dem 5. Jh. datiert werden [Trinci Cecchelli 1974].

Die byzantinischen Fresken der Seitenschiffe hingegen werden ab 1000 angebracht [Casaranello 2009]. Für die Zeit zwischen beiden Kulturperioden liefert die Kapelle nichts als eine blanke Leere.

Und doch hat das Salento einen Ort, der direkt in das 8. Jh. gehören soll. Er wird nicht sachte vom 6. in das 7. Jh. hochgeschoben oder ebenso verlegen vom 10. ein wenig in das 9. Jh. zurückgelupft, sondern trägt ganz offiziell das Signum „Cronologia sec. VIII-IX“ [Cutrofiano 2009]. Irgendeine Sicherheit aber gibt es für diese Zeitangabe nicht. „Wahrscheinlich“, so heißt es deshalb einschränkend, habe die Kirche „im 8. bis 9. Jahrhundert einer Gemeinde aus dem inneren Kalabrien gedient“ [Cutrofiano 2009].

Es handelt sich um die kaum mehr als mannshohe kleine Höhlenkirche *San Giovanni* bei **Cutrofiano** im Herzen des Salento zwischen Maglie und



San Giovanni di Cutrofiano [Foto: J. Sidorczak-Heinsohn]

Galatone. Mit Dach und umlaufender Bank aus Fels liegt sie in freier Natur direkt unter Straßenniveau und wurde einmal von byzantinischen Fresken an ihren jetzt nackten Wänden geziert

Die ganze Anlage mit ihrem Katakombencharakter ähnelt Einrichtungen, wie man sie aus frühchristlicher Zeit vor 600 kennt, die im Salento auch gut belegt ist. Es ist wohl das Erschauern vor dem archäologischen Nichts für die so wuchtig imaginierte Periode Großkarls, der im Historikerglauben das 8. und 9. Jh. geradezu überirdisch gefüllt habe, das hier zumindest unterirdisch durch die wenigen Buchstaben „8. Jh.“ etwas abgemildert werden soll. Dabei ist nicht einmal der Name *San Giovanni* durch irgendeinen Hinweis zu belegen. Weil eine gleich daneben stehende Kapelle aus dem Jahre 1607 den Namen *San Giovanni* trägt, hat die Steinkammer nebenan denselben Namen erhalten.

Die Behörden des Salento machen ansonsten wenig aus ihrem so ungemein raren 'Beweisstück' für die Existenz der Karlszeit. Pittoresk abgeschirmt durch Unmengen dampfender Müllsäcke und ohne jede Beschreibung direkt am Platze oder auch nur ein Richtungsschild im nahen Cutrofiano muss sich der Fremde über Versuch und Irrtum an die archäologische Kostbarkeit heranpirschen. Dagegen werden die Beschreibungen der Kuratoren präzise und zahlreich, wenn ab dem 10. Jh. – gelegentlich als Ausdruck der Datierungsunsicherheit auch als „9./10. Jh.“ bezeichnet – die Funde reichlich werden: etwa *SS Marina et Christina* in Carpignano Salentino, *San Pietro* in Giuliano, *Santa Marina* in Muro Leccese, *San Mauro* in Sannicola, *Santa Elena* in Uggiano La Chiesa oder die *Cripta della Favana* in Veglie [Guidasalento 2009, 11-29].

III. Können jüdische Quellen Apuliens mittelalterliche Leere füllen?

Jüdisches ist vielfach belegt in Apulien [Ferorelli 1915; Anacleto 2008] – besonders reich in Venosa, der Geburtsstadt des Horaz. Dort sind jüdische Steininschriften seit dem 3. Jh. unstrittig [Colafemmina 1974; Noy 1994]. 54 griechisch oder lateinisch beschriebene Grabsteine aus einer jüdischen Katakombe „datieren vom 3. bis zum 6. Jahrhundert“ [Jewish Venosa 2009]. Für das 7. und 8. Jh. jedoch folgt eine vollkommene und rätselhafte Fundlücke. Ins 9. Jh. werden dann 23 Grabinschriften – diesmal in hebräischer Sprache – datiert. Diese Zeitangabe verblüfft, da in Venosa ansonsten absolut nichts für das 9. Jh. vorliegt.

Die Forschung ist sich dieser Verlegenheit durchaus bewusst und operiert analog zum Wikingerargument für Nordeuropa. Wenn dort im 9. Jh. die prächtig behaupteten Grabsteine, Aborte, Häuser, Kirchen, Burgen und Stadtmauern fehlen, dann sollen sie von Wikingern entfernt worden seien, ohne



Apsisseite von *Santa Maria Maggiore* in Barletta von der Staufferfestung

dass doch begreiflich gemacht werden konnte, wie man auf schlanken Holzbooten hunderttausende Tonnen von Steinmaterial davonrudert. Im Süden werden Sarazenen für vergleichbare Wunder herangezogen. Die 23 späteren Grabschriften gehörten somit „in eine Zeit, als Venosa auf Grund häufiger Verwüstungen vor allem durch Sarazenen einen großen Verfall erlebte“ [Jewish Venosa 2009]. Damit kann die Verwirrung aber nicht ausgeräumt werden, denn nach einer weiteren Totallücke gibt es erst nach 1000 mit der Chronik einer Jerusalemreise durch Ahimaz ben Paltiel wieder hebräische Sprachzeugnisse aus Süditalien.

Wir hatten schon gesehen, dass eine in das 9. Jh. datierte Schrift zum jüdischen Fernhandel mit Einschluss Siziliens und Süditaliens für diese Zeit ohne jede Abstützung steht, während im 11./12. Jh. solcher Handel durch Primärquellen aus der Fostat-Geniza von Kairo als unstrittig erwiesen wurde [Heinsohn 2003]. Nach sachlichem Befund sollten auch die hebräisch beschriebenen Steine von Venosa und die hebräisch überlieferten Texte Apuliens aus der Zeit nach 1000 zusammengehören, so dass auch das jüdische Apulien nicht nur unstrittig im 7. und 8., sondern bis über das 9. Jh. hinaus dunkel bleibt.

IV. Rückkehr aus dem Frühmittelalter über Barletta

Wer vor dem Abschied vom Salento noch einmal die weißsteinigen normannischen Kirchen Apuliens aus dem 11./12. Jh. überblicken und überdies nahe beim Flughafen Bari die letzte Nacht verbringen will, trifft mit Barletta keine schlechte Wahl.

Barlettas Kathedrale *Santa Maria Maggiore* kann mit dem Ruhm des Trani-Domes (*Cattedrale di San Nicola Pellegrino*, ab 1099) oder gar von *San Nicola* in Bari (ab 1087) nicht mithalten. Bei der chronologischen Lücke im Frühmittelalter jedoch ist sie einschlägig, weil die anderen Bauten erst im späten 11. Jh. begonnen werden. *Santa Maria Maggiore* aber wird auf früheren Gotteshäusern errichtet. Das erste, die frühchristliche Basilika *Sancta Maria de Ausilio* stammt aus dem 6. Jh. „Dopo l’abbandono“, also nach einer mysteriösen Aufgabe der zentralen Plätze bis über das Jahr 900 hinaus, wird zu Beginn des 10. Jh. („agli inizi del X secolo“) die zweite Basilika in etwas kleinerem Format als die frühchristliche erbaut. „Proto-romanisch“ („definibile come protoromanica“) wird ihr Stil genannt, weil er noch nicht eigentlich romanisch, sondern eher spätantik bzw. ebenfalls frühchristlich wirkt, was er aber nur bis 600 und nicht mehr ab 920 sein darf. Nach einer normalen Nutzungsdauer folgt dann – datiert auf 1126 – der voll romanische Normannenbau („tipicamente romanica“), dem nach 1160 früheste gotische Elemente hinzugefügt werden [Zitate aus Chiese 2009].

Anders als der Chiese-2009-Eintrag direkt aus Barletta zeigt der Eintrag Wiki-Barletta [2009] zur Barletta-Kathedrale gehörige Unruhe über die Lücke

von gut 300 Jahren. Auch seine Autoren räumen ein, dass nur bis 586 über den Bau wirklich etwas nachgewiesen werden kann. Dann aber wird seine Nutzung auch für das 7. Jh. behauptet. Als Grund kann nicht einmal ein einziger archäologischer Überrest vorgewiesen werden. Stattdessen soll der karolingisch 712–744 datierte Langobardenherrscher Liutprand die fehlenden Steine ausgleichen, obwohl auch für ihn archäologische Zeugnisse vollkommen fehlen. Für das 8. Jh. zeigen sich die *Wikipedia*-Autoren mit den Barletta-Autoren allerdings einig. Die größte frühchristliche Kirche Nordapuliens habe vollkommen brach gelegen. Eine Begründung dafür wird nicht versucht.

Die zweite Basilika-Schicht direkt unter der normannischen will man hingegen nicht erst gegen 920 entstehen lassen, sondern in das 9. Jh. vorziehen. Auch dafür wird nicht einmal das Bruchstück eines Steines vorgewiesen. Man beobachtet hier sehr schön den Versuch, den Horror Vacui vor drei leeren Jahrhunderten dadurch abzumildern, dass man sich aus dem 6. ein bisschen ins 7. Jh. schleicht und zugleich aus dem 10. sich in das 9. Jh. zurück stiehlt. Als potentielle Verteidigungsposition ist ein solches Vorgehen gar nicht unklug, weil man am Ende einmal sagen könnte, dass man bei „existiert im 7. und auch 9. Jahrhundert“ doch die Jahre 601 und 899 gemeint habe. Und der Abstand zwischen beiden Zahlen reiche doch allemal für die drei Jahrhunderte, die es nie gegeben hat.

Den Kuratoren Barlettas selbst allerdings ist zugute zu halten, dass sie sich nicht an solchen chronologischen Manipulationen beteiligen. Ihre Inschriftentafel bei der Kirche *Santa Maria Maggiore* [Kursivtext nach Foto von J. Sidorczak-Heinsohn; Hvhg. GH] steht tapfer zur Lücke:

"The Cathedral of Santa Maria Maggiore, located in the oldest part of the city, ist built on a pre-existing structure: a necropolis of the Daunian-Roman age and two basilica-type buildings of the 6th and 10th · 11th centuries. In its present-day form it is the composite result of complex phases of construction begun in the 12th century and concluded, after a number of stops and starts, at the end of the 17th century. In the middle of the 12th century the church was under construction, as is confirmed by the inscription on a capital in the interior which mentions the donation in 1153 by a certain Muscatus of 200 ducats to buy two columns".

Die Tafel ergibt somit folgende stratigraphisch basierte Chronologie für Barlettas Kathedrale:

<i>Santa Maria Maggiore</i>	1126
<i>Seconda Basilica</i>	920
Rätselhafte Lücke	600–900
<i>Basilica paleocristiana Sancta Maria de Ausilio</i>	6. Jh.

Barlettas chronologische Lücke von mindestens 300 Jahren wiederholt sich bei anderen normannischen Kirchen Apuliens, die ebenfalls auf Vorgängerbauten ruhen. So heißt es von *S. Valentino* in Bitonto aus dem 11. Jh.:

„Die Überreste einer frühchristlichen Kirche, welche der Diözesankirche um **einige Jahrhunderte** vorhergehen, wurden unter dem gegenwärtigen Bau entdeckt“ [Wiki-Bitonto 2009; Hvhg. G.H.].

Die fehlenden Jahrhunderte werden gerne als „Jahre der Dekadenz unter byzantinischer Herrschaft“ neutralisiert [web-Bitonto 2009]. Doch die 1089 begonnene und durch Erdbeben 1743 zerstörte Kathedrale von Brindisi (*Basilica di San Giovanni Battista*) verstört durch eine vergleichbare Lücke zwischen den frühchristlichen Funden und dem Dom aus dem 11. Jh. [Quacquarelli 1991, 93 f.]. Die Diözese Brindisi wird bereits 400 begründet, aber die Erzdiözese beginnt erst um 1000 [Catho 2009]. Die Behauptung einer Dekadenz über Jahrhunderte hinweg auch in diesem römischen und dann byzantinischen Haupthafen für die südliche Adria, von dem die meisten Pilger und Kreuzritter sich gen Jerusalem einschiffen, traut sich niemand. Hier bleibt der chronologische Skandal einmal ungeschönt im Raume stehen.



Inneres von *San Valentino* in Bitonto



Santa Maria Maggiore von Siponto (ab 1020)
Ruinen der frühchristlichen Basilika *San Leucio* in Canosa di Puglia (6. Jh.)

Ein Konkurrenzhafen für Brindisi war das heute in Ruinen liegende **Siponto** (bei Manfredonia), wo 1252 der vorletzte Staufer Manfred (Sizilienkönig 1254–1266) seinem Halbbruder Konrad IV. (Sizilienkönig 1250–1254) die Macht übergibt. *Sipontum* gilt als uraltes, noch vom Apostel Petrus gestiftetes Bistum. Seine frühchristliche Kathedrale wird Sitz so berühmter Erzbischöfe wie San Lorenzo Maiorano († 545; später Patron von Manfredonia; [Vailati 1990]). Durch wundersames Beiziehen der Erzengels Michael soll er 492 das Ende der Belagerung Sipontos durch Odoaker bewirkt haben. Und doch erlebt Siponto nach seiner Blüte im 6. Jh. [D'Angela 1991] mit *Santa Maria Maggiore di Siponto* erst ab 1020 den nächsten Sakralbau. Aber auch diese Kirche wirkt für die Architekturkenner wie eine Konstruktion, die unmittelbar und nicht erst etliche dunkle Jahrhunderte später an die Spätantike von 600 andockt:

„Die Krypta ist zu besichtigen, die aus der Bauzeit des 11./12. Jahrhundert stammen soll. Auch hier haben wir antikisierende korinthische Kapitelle als Hinweis auf die nie wirklich unterbrochene Tradition der klassischen Baukunst in Italien“ [Wiki-Siponto 2009].

Das Bild wiederholt sich in **Canosa di Puglia**. Im Jahre 343 wird die Stadt erstmals als Bischofssitz erwähnt. Bischof Sabinus (514–566) hinterlässt das erhaltene *Battistero di San Giovanni* und auf den Resten eines römischen Tempels die *Basilica San Leucio*. Begraben wird er im seit 2001 ausgegrabenen *San Pietro* [Archeologia 2009].

Nach dem 6. Jh. hört man drei Jahrhunderte lang weder etwas vom Gebrauch dieser Bauten noch von irgendwelchen anderen Zeugnissen für das in der Spätantike so ungemein reich belegte Leben in Canosa. Einmal mehr sollen – gegen 872 – Sarazenen alle Spuren beseitigt haben. Und doch ist nichts im späten 9. Jh. nachweisbar, gegen das die angeblichen Wüter hätten kämpfen können.

Canosas neue Kathedrale *San Sabino* wird ab 1080 zwar nicht auf die Fundamente von *San Leucio* oder *San Pietro* gesetzt, aber auch sie hat frühchristliche Bestandteile aus der Zeit vor 600 [D'Angela 1981] und verstärkt so noch das Rätsel vom Verbleiben dieser herrlichen Stadt in den Jahrhunderten dazwischen. Einmal mehr lässt Apulien den Mittelaltersucher verwirrt zurück.

V. Schlussfolgerungen zu Salento und Apulien

Mit beträchtlichem Bau-, Gräber- und Bilderreichtum imponieren Apulien und seine Salento-Provinz in Spätantike und Frühchristentum (300–600 [als Überblicke etwa Otranto 1991; Volpe 1996; D'Angela 2000]). Zum Frühmittelalter (600–900) jedoch kann Kasimir Edschmids norditalienischer Entsetzensruf „Kein Mauerrest, kein Fundament, kein Stein“ auch auf den Absatz des Stiefels

übertragen werden. Er passte ja auch schon auf Sizilien und Spanien [Heinsohn 2003; 2005] und von dort hoch nach Schweden und zugleich horizontal von Portugal bis Polen.

Mit wirklichem Ernst behauptet selbst die herrschende Lehre bestenfalls Funde im frühen 7. oder im späten 9. Jh. *San Giovanni* bei Cutrofiano will sich einem solchen Verdikt entziehen, weil diese schlichte Höhle nur das bare Minimum menschlichen Einflusses offenbart. Und doch bleibt diese Katakombe für die herrschende Lehre ungemein wichtig, weil doch nur sie direkt in Großkarls himmlisch ausgemaltes 8. Jh. datiert wird.

Ein herausgehauenes Loch im Feldrain wäre dann also alles. Und doch eignet sich auch dieses viel überzeugender für eine frühchristlich-ländliche Glaubensschlichkeit vor 600 denn als Beweis für die 300 Jahre zwischen 600 und 900, für die man ansonsten Überzeugendes nichts hat. Für eine Widerlegung der These, dass aus dem Kalender drei Jahrhunderte des frühen Mittelalters gestrichen werden müssen [Illig 1991], hat ohnehin noch niemand diese gedeckte Grube heran gezogen.

Literatur

- Anacleto, L. (2008), *Gli ebrei in Puglia*, Foggia
- Antonaci, A. (1954), *Hydruntum (Otranto)*, Galatina
- Archeologia (2009) = www.archeologia.unifg.it/ric/scavi/canosa_sp.asp#altomedioevo
- Atkinson Jenkins, T. (1919), „On Alleged Anglo-Normanisms in the Oxford 'Roland'“, in *Modern Philology*, Bd. 16, 569-577
- Belli d'Elia, P. (1989), *Romanisches Apulien*, Würzburg
- Casaranello (2009) = www.comune.casarano.le.it/casaranello.htm
- Catho (2009) = <http://www.gcatholic.com/dioceses/diocece/brin0.htm>
- Chiese (2009) = web.infinito.it/utenti/c/chieseabarletta/CHIESE/CATTEDRALE.htm
- Cutrofiano (2009) = www.iccd.beniculturali.it/medioevopugliese/index.php?it/82/catalogo-iccd/347/cutrofiano-cripta-di-s-giovanni-o-dello-scafurdo
- Colafemmina, C. (1974), „Nova et Vetera nella catacomba ebraica di Venosa“, in *Studi storici*, 87-95
- Colafemmina, C. (2001), *Ebrei e cristiani in Puglia e altrove vicendi e problemi*, Bari
- D'Angela, C. (1981), „Una scoperta altomedievale nella cattedrale di Canosa“, in *Taras*, Bd. 1
- (1991), „Storia degli Scavi della basilica palaeocristiana di Siponto“, in G. Volpe, Hg., *Puglia paleocristiana e altomedievale*, Santo Spirito (Bari), 23-64
- (2000), *La Puglia altomedievale: Scavi e ricerche*, Bari
- D'Angela, V., Volpe, G. (1991), „Insediamenti e cimiteri rurali tra tardo antico e alto-medioevo nella Puglia centro-settentrionale: alcuni esempi“, in *Vetera Christianorum*, Bd. 28, 141-167
- Edschmid, K. (1957), *Italien*, Stuttgart
- Ferorelli, N. (1915), *Gli ebrei nell'Italia meridionale*, Torino
- Gianfreda, G. (1997), *Otranto Nascosta*, Lecce

Guida Salento (212009)

Heinsohn, G. (2001), „Karl der Einfältige (898/911-923). Ist er mit Carolus-Münzen und KRLS-Monogrammen lediglich ein nichtswürdiger Imitator Großkarls oder liefert er das Urmuster für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser?“, in *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661

- (2003), „Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke“, in *Zeitensprünge* 15 (3) 540-555

- (2005), „Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens: Die überzähligen Winths, Alfonso und Abd-er-Rahmans bei Westgoten, Asturiern und Muslimen“, in *Zeitensprünge* 17 (1) 76-97

Illig, H. (1991), „Die christliche Zeitrechnung ist zu lang“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegegenwart* 3 (1) 4-20

- (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München · Düsseldorf (1992)

Jewish Venosa (2009) = www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/judaica/ejud_0002_0020_0_20365.html

Kreutz, B.N. (1991), *Before The Normans: Southern Italy in the Ninth and Tenth Centuries*, Philadelphia

MGH I = *Monumenta Germaniae Historica. Poetae latini aevi Carolini* (1881), Berlin

Noy, D. (1994), „The Jewish Communities of Leontopolis and Venosa“, in Van Henten, J.W., Van der Horst, P.W., Hg., *Studies in Early Jewish Epigraphy*, 162-182

online = Online-Fassung <http://omacl.org/Roland/>

Otranto, G. (1991), *Italia meridionale e Puglia paleocristiane*, Bari

Otranto (2009) = www.comune.otranto.le.it/monumenti/dettagli.php?id_elemento=3

Pisano, G. (2009), „Santa Maria della Croce Casaranello“, www.comune.casarano.le.it/casaranello.htm

Quacquarelli, A. (1991), „Spigolature paleocristiane nel Salento VI“, in G. Volpe, Hg., *Puglia paleocristiane e altomedievale*, Santo Spirito (Bari), 85-112

Trinci Cecchelli, M. N. (1974), „I mosaici in Santa Maria della Croce a Casaranello“, in *Vetera Christianorum*, Bd. 11, 167-169

Vailati, V. (1990), *San Lorenzo Maiorano vescovo e protagonista nella storia di Manfredonia*, Manfredonia

Volpe, G. (1996), *Contadini, pastori e mercanti nell'Apulia tardoantica*, Bari

Wiki-Barletta (2009) = [it.wikipedia.org/wiki/Cattedrale_Santa_Maria_Maggiore_\(Barletta\)](http://it.wikipedia.org/wiki/Cattedrale_Santa_Maria_Maggiore_(Barletta))

Wiki-Bitonto (2009) = http://en.wikipedia.org/wiki/Bitonto_Cathedral

Wiki-Castro (2009) = wikipedia.org/wiki/Diocesi_di_Castro_di_Puglia

Wiki-Lecce (2009) = <http://de.wikipedia.org/wiki/Lecce>

Wiki-Siponto (2009) = <http://de.wikipedia.org/wiki/Siponto>

web-Bitonto (2009) = [http://www.turismo.regione.puglia.it/at/94/comune/185/de/Bitonto-\(Bari\)](http://www.turismo.regione.puglia.it/at/94/comune/185/de/Bitonto-(Bari))

Zettler, A. (2008), „Die Ablösung der langobardischen Herrschaft in Verona durch die Karolinger: Eine Spurensuche“, in U. Ludwig, T. Schilp, Hg., *Nomen et Fraternitas: Festschrift für Dieter Geuenich on his 65th Birthday / Nomen et Fraternitatis. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag*, Berlin · New York, 595-624

Adresse des Autors siehe Impressum

Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge...

Rolf Legler

Replik zu: Heribert Illig (2009): *Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner*, in *Zeitensprünge* 21 (1) 194-219.

Auf der Basis meiner Dissertation *Der Kreuzgang - Ein Bautypus des Mittelalters*, Ludwig-Maximilians-Universität München, 1984, versucht Illig seine Theorie vom erfundenen Mittelalter faktisch zu untermauern. Unglücklicherweise ist gerade diese Dissertation nicht geeignet o. g. Theorie zu begünstigen. Meine rückwärts bis zur angeblichen Gründung von Montecassino im Jahre 529 gerichteten Studien hatten ergeben, dass erstens ein präzise als solcher definierter Bautypus Kreuzgang vor 800 nicht erschließbar ist, weder anhand aufrecht stehender Bausubstanz, noch an archäologisch stringenter Grabungsergebnisse, und zweitens eine architektonische Ausformung dieses später so kanonischen Bauteils eines benediktinischen Klosters zwangsweise gebunden war an eine bauliche Reform der Klosteranlage als solcher: nämlich die Kontraktion aller für die strenge Klausur notwendigen Funktionsräume (oratorium, dormitorium, refectorium und cellarium) zu einer nach außen hin geschlossenen Vierflügelanlage, das sog. Benediktinische Schema. Letzteres ist ebenfalls bis um 800 nicht aufzeigbar.

Für das kurze Intervall von 800 bis ca. 850 ergibt sich statistisch signifikant eine bemerkenswerte Dichte bauarchäologischer und literarischer (incl. des Sanktgaller Klosterplans) Zeugnisse für die Existenz solcher geschlossener Vierflügelanlagen bei benediktinischen Klosteranlagen. Frühformen von hofseitigen Arkadengängen wären allein dort zu suchen. Zwischen dem Abebben der sog. Anianischen Reform und dem 10. Jh. sind weder monastische Vierflügelanlagen noch dort anzunehmende Kreuzgänge materiell belegbar. Dieser Befund gibt keinen belastbaren Hintergrund dafür her, dass die Zeit von 614 bis 911 nicht existiert haben könne.

Da eine detaillierte Korrektur der Interpretationen meiner angebotenen Fakten durch H. Illig sehr aufwendig wäre, begnüge ich mich meinerseits mit einigen weiteren Hinweisen auf die „Phantomzeit“.

Stimmen aus einer nicht existenten Zeit

Die an sich begrüßenswerte kritische und verdienstvolle Arbeit von Illig und wissenschaftlich achtbaren akademischen Mitstreitern hat sicher dazu geführt, die „Quellengläubigkeit“ arrivierter Vertreter der Geschichtswissenschaften ins Wanken zu bringen und zu überfälligen Korrekturen zu bewegen, scheint

sich aber in Hinsicht auf die „Phantomzeit“ nicht nur zu einem Dogma, vielmehr zu einem Axiom zu gerieren, das dem, der aus ebenfalls guten Gründen nicht zur Übernahme der Phantomzeit bereit ist, den Makel des Unzeitgemäßen anheftet.

Ein Axiom gilt aber nur so lange als allgemein verbindlich und gültig, als kein einziges Beispiel gefunden werden kann, das der verbindlichen Aussage des Axioms widerspricht.

Einige wenige Hinweise für die Zeit von 614 bis 911 mögen dafür genügen, dass die angenommene Leerzeit nicht leer, sondern mit Fakten und Personen angefüllt war.

Raum Deutschland

Die erste ‚historische‘ Person, die demnach nicht gelebt haben dürfte, wäre Bonifatius (Konzilsakten, Briefe etc.)

Die Gründung von Lorsch müsste demnach vor 614 oder nach 911 erfolgt sein (vgl. die zeitgleichen Urkunden für Eschau und Lagrasse!)

Per Chronogramm trägt der Tassilo-Kelch die Jahreszahl 777.

Im Straßburger Staatsarchiv berichtet eine nach Expertenaussage authentische Urkunde, dass Bischof Remigius von Straßburg am 15. März 778 das Kloster Eschau gegründet hat (mit einer Zusatzurkunde für die verantwortlichen Dörfer, die damit verpflichtet waren, das Kloster zu unterstützen).

Müstair (vor 806) und seine Grabungsergebnisse (Sennhauser) wären demnach nicht vor 911 anzusiedeln.

Wiederum via Chronogramm ist der Klosterplan von St. Gallen für 819 gesichert.

Zu Frankreich

Für Lerins gälte es, die ganze in sich überzeugende Geschichte dieses ältesten der südfranzösischen Klöster in sich zusammenbrechen zu lassen. Gleiches gilt für St-Victor bei Marseille und seinen Einfluss auf die rhonischen und jurassischen Klöster.

Die merowingische Krypta von Jouarre mit seinen Sarkophagen und Inschriften, die das Gründungsjahr 680 erhärten, dürfte es auch nicht geben.

Die von Pirenne zitierten Warenlisten der Hafendepots von Marseille, Fos oder Narbonne sind für eine Zeit nach 911 wenig sinnvoll.

Ebenso wenig ergibt sich inhaltlich ein Sinn für die in St-Denis um 760 angefertigte *Donatio Constantini*. Nur für diese Zeit ist der Inhalt für beide Seiten sinntragend und zweckdienlich.

Die Krypten von St-Germain in Auxerre und Flavigny sind stilistisch außerhalb der Phantomzeit nur wenig erfolversprechend datierbar (in Auxer-

re existiert noch in situ ein Sturz aus Eichenholz, an dem m. W. noch keine dendrochronologische Untersuchung durchgeführt wurde). Gleiches gilt für St-Germigny-des-Prés, das sich mit dem überlieferten Datum der Weihe von 806 und seinem typisch westgotischen Baustil harmonisch in die Phalanx der geleugneten karolingischen Bauten einsortiert. Im Archiv des Departements Aude (Carcassonne) bekundet eine angeblich authentische Urkunde von der Gründung der Abtei Lagrasse in den Corbières durch Karl d. G. im Jahre 778, mit präzisen Stiftungsangaben, z.B. für einen Weinberg. Die Gründungen von Lorsch, Eschau und Lagrasse fast im gleichen Jahr können sinnvoll eingebunden werden in die Expansionspolitik des ‚großen‘ Karl Richtung Süden und Südosten. Gleiches gilt für Rückeroberung von Barcelona und die Gründung der Abtei Gellone (heute St-Guilhem-le-Desert). Abgesehen davon hätte es die Person Benedikt von Aniane überhaupt nicht gegeben!

Spanien

Noch härter wiegen die Daten für Spanien.

Isidor von Sevilla († 636) müsste nach Abzug der ‚Leerzeit‘ bis 933 korrigierter Zeitrechnung gelebt haben. Die Übernahme seiner Klosterregel in den Klöstern des Bierzo, die es ja nicht gegeben haben kann/darf, wäre ebenfalls ein ‚Phantom‘. Auch die Konzile von Toledo hätten demnach nicht stattgefunden.

Unglücklicherweise für die Vertreter der „Phantomzeit“ gibt es für die Zeit der toledanischen Westgoten bis 711 eine stilistisch in sich geschlossene Gruppe von Bauten, von denen einer durch Inschrift in situ auf das Jahr 661 datiert ist (S. Juan de Baños). Aus ernst zu nehmenden stilistischen Gründen sortieren sich um dieses Datum S. Colomba de Bande, Melque oder S. Pedro de la Nave. Wegen seiner fortschrittlicheren Raumstruktur im Vergleich zu Baños ist für letztere das überlieferte Datum von 691 überzeugend. Das letzte in westgotischer Zeit abgehaltene große Konzil von Toledo (681) fügt sich durch das Datum von Baños überzeugend in diesen Zeitraum ein. Für die Zeit nach 711 haben wir kein einziges Bauwerk dieses westgotischen Typs. Es muss zu Anfang des 8. Jh. etwas politisch und kulturell Einschneidendes in der Geschichte der Westgoten passiert sein.

Asturien im 9. Jh.

Noch im ersten Drittel des 9. Jh. muss es im nördlichsten Spanien zu einem politischen und kulturellen Neuanfang gekommen sein: ‚Auffindung‘ des Jakobsgrabes um 829 und Beginn der sog. asturischen ‚Früh“-Romanik. Vieles dazu galt lange als quellenmäßig nicht gesichert und Gegenstand der Legendenbildung um das Apostelgrab. Das Datum für den Baubeginn des

ursprünglichen Königspalastes, später S. Maria de Naranco, nämlich 846, und die ganze Liste der frühen asturischen Könige, galten als hypothetisch. Doch spätestens seit der Auffindung des Steinsarkophages des bislang nur legendären Bischofs Theodemiro hat sich die asturische Geschichte des 9. Jh. doch sehr gefestigt. Das auf dem Sarkophagdeckel eingravierte Datum: 20. Oktober 847 hat auch Konsequenzen für andere überlieferte Daten. 847 liegt doch zu nahe an dem Baubeginn von S. Maria de Naranco und dem damit verbundenen Königsnamen Ramiro. Das älteste authentische Schriftzeugnis dessen Nachfolgers Alfons III. datiert von 867 und dessen Einweihungsakte für die Jakobskirche vom 6. Mai 899 dürfte das Datengerüst zusätzlich glaubwürdig festigen. Auch die Baudaten für die maurischen Bauten der Mezquita (I und II, vgl. Inschrift an der Puerta S. Esteban) belegen eine synchrone Entwicklung im maurischen Córdoba.

Die Entstehung eines neuen Mischstils mit Elementen aus asturischer und islamischer Baukunst im 10. Jh. (S. Baudelio, S. Miguel de Escalada oder S. Cebrion de Mezote) ist nur vor dem Hintergrund der beiden Vorgängerschulen überzeugend darstellbar.

Langobardisches Italien (8. – 9. Jh.)

Benevent, Hofkirche S. Sofia (Baubeginn 758, 1. Weihe 760)

Cividale, sog. Tempietto (ebenfalls Mitte 8. Jh.)

Krypta von S. Vincenzo al Volturno, nach Aussage der letzten Ausgräber [Mitchell 1996]: „certamente 8. sec.“

Tempio di Clitunno bei Spoleto (Mitte bis 3. Viertel 8. Jh.)

Brescia, Bezirk S. Salvatore, letzte Ausgrabungen 90er Jahre (2. Hälfte 8. Jh.)

Regesten der Seerepubliken Neapel, Amalfi und Salerno und der langobardischen Residenzstädte Capua und Salerno

Neapel, Calendario Marmoreo (836!).

Mögen noch die Hinweise auf die Britischen Inseln (z. B. Beda und die Synode von Whitby, 664) oder die dendrochronologischen Ergebnisse für Kirchen der Rhein-Main-Region [Neusel, ZS 3/2006] die ganz kurz zusammengestellte und erweiterbare Liste ergänzen. Wenn die Anhänger der Phantomzeit-Theorie alle harten Belege wie Baños, Santiago, Neapel u. a. überzeugend aus der Welt schaffen könnten, wäre ein wichtiger Schritt für ihre Theorie getan. Solange materielle Beweise wie o. g. für die Füllung der Zeit zwischen 614 und 911 existieren, wird eine historische Leerung dieses Intervalls zum Kampf eines Don Quichote gegen Windmühlen.

Aachen im Glück ?

Köln · Rowley · P.M. · Legler · Osnabrück
Heribert Illig

Aachen

Jäh brach an der Wurm ein Freudentaumel aus: „Aachens Dom eindeutig von Karl“, „Sicher: Dom ist 1200 Jahre alt. Großes Aufatmen bei Dompropst Helmut Poqué und Dombaumeister Helmut Maintz. Das Alter des Münsters ist jetzt **wissenschaftlich** bestätigt“, frohlockten die Überschriften.

„Der Dombaumeister freut sich über das Ergebnis. Die Geschichte des Doms muss nicht neu geschrieben werden. ‚Nun wissen wir, dass nicht schon (Karls Vater) Pippin mit dem Bau des Doms angefangen hat‘, deutet er andere Denkmodelle an“ [dpa].

Hätte es tatsächlich eine Pippin-Fraktion in Aachen gegeben? Und obendrein noch ein anderes, ungenanntes Denkmodell? Wer mochte es vertreten haben? Nach dem großen Aufatmen gab dann der weißhaarige Dompropst ganz ‚jugendlich-cool‘ preis, was ihn wie die Aachener so in Angst gehalten hatte:

„Eine Frage an Helmut Poqué, Dompropst.

Der Chronologiekritiker Heribert Illig bezweifelt, dass der Aachener Dom so alt sein kann und dass Kaiser Karl überhaupt gelebt hat. Was sagen Sie nun seinen Anhängern?

Poqué: Zunächst: Die Bestätigung durch die Wissenschaftler, dass der Dom tatsächlich 1200 Jahre auf dem Buckel hat, ist eine klasse Nachricht. Die Zweifler sind eindeutig widerlegt. Karl der Große hat gelebt und er hatte auch was mit dem Dom zu tun. (dd)“ [D/N].

Doch nun der Reihe nach.

Der Zweite Weltkrieg hat in mindestens einem Fall nicht einmal einen Scherbenhaufen hinterlassen: Die Funde der Domgrabung von 1910/11 gingen damals fast alle verloren, ihre Dokumentation zum großen Teil. Dass mehr als 100 Tonnen an Grabungsschutt 1910/11 nicht aus dem Gebäude herausgebracht worden sind, scheint zur großen Feuchtigkeit im Untergrund beizutragen. Bei seiner jetzigen Entfernung wird er nochmals bei besseren Lichtverhältnissen gesiebt und mit Metalldetektoren geprüft; Tausende kleiner Objekte sind bereits gefunden. Etwa neun Zehntel stammen aus römischer Zeit, bis hin zu den Münzen und zur Keramik des 5. Jh. Aber es gibt auch spätere Funde, was von großer Bedeutung ist, weil nach Bauende kein Erdmaterial mehr in die Kirche eingebracht worden ist. Vor allem gibt es zwei Premieren:

„Erstmals konnten aber nun Funde der Merowingerzeit (5.–8. Jh.) im Zentrum der Aachener Altstadt nachgewiesen werden. [...]

Einige Keramikscherben lassen sich eindeutig in die karolingische Zeit datieren. Sie müssen vor bzw. während der Bauarbeiten an diese Stelle gelangt sein. Es sind dies, nach dem kriegsbedingten Verlust der Funde der Altgrabungen, die *ersten* karolingerzeitlichen Funde aus dem Aachener Pfalzbereich überhaupt“ [Schaub, 15, 17; Hvhg. III].

Die Karolinger scheinen also den Pfalzbereich weitgehend gemieden zu haben. Aus unserer Sicht sind karolingisch eingeschätzten Keramikreste im 10. Jh. einzuordnen [Niemitz 1994]. Sofern die These stimmt, dass „spätere Bodeneingriffe die Ausnahme und kaum mit nennenswertem Fremdeintrag verbunden war“ und in mindestens einem Joch bei den Grabungen von 1910 noch der erste Estrich intakt gewesen sein soll [ebd.], dann wäre zwei andere Thesen widerlegt: die in unserem Kreis seit langem diskutierte Annahme, es handle sich beim Dom um einen römischen Bau, und die Annahme von Volker Hoffmann [2004; vgl. Niemitz/Illig 2004], es handle sich um einen Bau des frühen 6. Jh. Angemerkt sei, dass Hoffmanns Ansatz weniger als der andere unter den im Fundament verbauten römischen Spolien leidet.

Allerdings 'stören' mehrere Gräber, vermutlich sogar ein merowingerzeitlicher Bestattungsort mit zumindest einem christlich Grab, das dem 7. Jh. zugeschrieben wird [Schaub, 17]: Hätte Karl sie einfach überbauen lassen?

Noch einmal ist der gefundene Denar mit der Umschrift »CARLVS REX FR(ancorum)« und dem Karlsmonogramm anzusprechen [vgl. Illig 2008b, 420 f.]. Er soll über einer ottonischen Gruft aus der Zeit von Heinrich II., aber unter dem intakten Karolingerestrich gefunden worden sein [Schaub, 17]. Demnach hätte man derartige Einbauten nach Bergmannsart per Stollen vorangetrieben? Tatsächlich wurde die Gruft von oben in offener Baugrube errichtet, wie die korrekte Schilderung [Kreft 2009a] bestätigt.

„Einige Funde stammen auch aus nachkarolingischer Zeit. Zum Teil lassen sie sich mit Verlagerungen, etwa aus jüngeren Auffüllungen der Vorhalle oder dem Bereich der gotischen Chorhalle erklären, die beim Wiedereinfüllen z.T. in die Umgangsjоче gelangten“ [Schaub, 18].

Das ist der heikelste Punkt für die Aachener Karlsverehrer, denn spätere Funde unter einem intakten karolingischen Estrich würden diesen zwingend sein Adjektiv kosten! Es scheint ohnehin innerhalb des Oktogons sogar zwei 'karolingische' Estriche übereinander gegeben zu haben [Schaub, 21]. In der Tiefe ist noch mehr gefunden worden. So stand einer der nördlichen Oktogonpfeiler auf 100 bis 150 Eichenpfählen, wohl weil es dort sumpfig war.

„Die Suche nach diesen Bauhölzern ließ Materialproben für eine dendrochronologische Untersuchung erwarten. Zwar wurde einer der Pfähle

erreicht und geborgen, die Anzahl der erhaltenen Jahresringe reichte jedoch nicht für eine genaue Altersbestimmung“ [Schaub, 18].

Dieser Stand der Dinge wird Anfang Juni 2009 publiziert. Nur Tage später gibt es plötzlich sogar zwei datierte Holzproben vom Dom! Obendrein stammt die eine aus dem Fundament, die andere aus dem hölzernen Ringanker in der Kuppel – präziser: aus einem offenbar erst jetzt gefundenen zweiten derartigen Ringanker. Erstaunlich ist die Leistung der beiden Wissenschaftler am Kölner Labor für Dendroarchäologie, Burghart Schmidt und Thomas Frank. Sie mussten zunächst die Holzsplitter „wie ein Puzzle“ zusammensetzen, dann Röntgen- und CT-Aufnahmen fertigen lassen [D/N] und schließlich Schmidts dendrochronologische Standardkurve bemühen. Sie war ganz kurz in dem Film von Klaus Simmering (*300 Jahre erstunken und erlogen* [1996]) zu sehen, ist aber leider nicht publiziert. Schmidt ist seit diesem Film als vehementer Kritiker des *erfundenen Mittelalters* bekannt.

Aachens Stadtarchäologe sieht nun ein Problem (das ein anderer 13 Jahre früher im *erfundenen Mittelalter* [32 f.] vorgebracht und gelöst hat):

„Die logistische Leistung beim Bau war allerdings herausragend, zumal der Steinbau im Aachener Gebiet im fünften Jahrhundert nach der Römerzeit zum Erliegen kam und erst zu Beginn der Karolingerzeit wieder modern wurde“ [D/N].

Die Reportage in der *Aachener Zeitung* vom 3. 6. schildert das durchaus noch dramatischer:

„Schaub betonte überdies, dass es eine schier sensationelle Leistung sei, dieses Bauwerk in derart kurzer Zeit zu verwirklichen. Nach den Römern sei nämlich die Steinbauweise in unseren Breiten in Vergessenheit geraten. Erst die Karolinger hätten wieder darauf zurückgegriffen. So habe es Ende des 9. Jahrhunderts [recte: 8. Jh.] eigentlich gar keine Infrastruktur für einen derartig raschen Baufortschritt gegeben. Vermutlich sei diese auf kaiserliche Anordnung hin in Aachen geradezu aus dem Boden gestampft worden“ [az].

Der Optimist würde sagen: Wenn man etwas schon nicht kann, dann muss man es möglichst rasch machen! Aber wieso eigentlich die jähe Forderung nach karlischer Hektik?

Es dürfte an den Ausführungen von Dombaumeister Maintz in der Pressekonferenz gelegen haben, dass in den anschließend erschienenen Medienberichten verschiedene Daten zum Baubeginn (793 oder 798) und zur Baudauer (10, 15 bis 20 Jahre) mitgeteilt worden sind. Das wiederum liegt wohl an Schmidt und Frank, die für den Fundamentpflock das Fälljahr „793 (plusminus fünf Jahre)“ und für den Ringanker „803 (plusminus zehn Jahre)“ ermittelt haben sollen [az]. Nachdem dies zunächst die einzige Angabe in den

Medien ist, die überhaupt ein (notwendiges) Unschärfe-Intervall nennt, ist auf sie zurückzugreifen (s.u.). Es geht dabei um die fehlende Waldkante des Holzpuzzles: Mangels äußerster Wuchsschichten kann das Fälljahr nicht eindeutig wiedergegeben werden. Außerdem setzt Schaub voraus, dass Eichenholz nur im Fälljahr mit damaligem Werkzeug bearbeitet werden konnte, bevor es eisenhart wird [Silberer].

Das könnte im Maximum eine Bauzeit von 788 bis 813 gestatten, im Minimum eine 'reverse Negativbauzeit' von 798 bis 793. Die Medien entschieden sich für folgende Varianten:

- 798 bis 813 und damit 15 Jahre Bauzeit;
- ab 793 (gemäß der Überschrift „Dom vor exakt 1216 Jahren erbaut“ [westfalen]) bis 813 und damit 20 Jahre [Schaub lt. D/N];
- manchmal sogar nur zehn Jahre [az], wohl von 798 bis 808 gerechnet.
- Zwei Zeitungsartikel stellen ohne Brauenrunzeln fest, dass der Baubeginn bei 793 anzusetzen, doch das Fundamentholz erst 798 geschlagen worden sei [Dünwald; westfalen].

Wenn Dombaumeister Helmut Maintz die Presse verwirren wollte, so ist ihm dies gut gelungen. Wie mir unmittelbar vor Redaktionsschluss (am 28. 7.) bekannt geworden ist, gibt es auch eine später erschienene Angabe, die die genannten wirren Behauptungen einigermaßen ins Lot bringt. Sie ist in der vom Bistum Aachen herausgegebenen *Kirchenzeitung* in einem Artikel von Thomas Kreft [2009b] erschienen:

Laut Thomas Frank als Nachfolger von Burghart Schmidt hatte das Fundamentholz (nur) 57 Ringe, war aber datierbar: der jüngste datierbare Ring stammt aus dem Jahr 781. Aus der Positionierung des Pfahles im ursprünglichen Baustamm errechnete Frank das Jahr **798 ± 5 Jahre** [ebd.]!

Das Ringankerfragment ist bereits 2003 im Kuppelmauerwerk gefunden worden. Bei ihm stammt der jüngste erhaltene Jahresring von 753. Aber moderne Technik erlaubte sogar noch, Abdrücke des Holzes im Mörtel zu gewinnen. Indem man so bis zu 60 Jahre hinzugewann (!), wurde das Fälldatum auf **803 ± 10 Jahre** errechnet [ebd.].

Die weiteren Begründungen haben kein Problem damit, nunmehr in den Bereich der Schriftquellen zu wechseln: Trotz aller „Wissenschaftlichkeit“ (s.u.) hat nicht die Dendrochronologie das allerletzte Wort, sondern die historische Überlieferung. Karl soll gemäß der schriftlichen Quellen 768, dann 788 und ab 794 alljährlich das Aachener Hofgut besucht haben [dpa]. Die Kenner haben auf die mögliche Intervalluntergrenze 788 verzichtet, weil Frank befand: „Eine Datierung in die 780er Jahre ist gänzlich auszuschließen“ [ebd.]. Maintz sah daraufhin doch erheblichen Planungsbedarf für Großkarl: „Man kann davon ausgehen, dass er lange und gut geplant hat“ [FR]. Warum aber mit 793 ein Jahr in Erwägung gezogen wird, in dem er gar nicht in Aachen

weilte, bleibt dunkel. Vielen wäre es lieber, er hätte bis 798 geplant und in diesem Jahr begonnen. Hier kommt die im Fundamentbereich gefundene Münze 'zu Wort', der zwar keine Jahreszahl eingeprägt ist, die aber auf 794 oder später datiert wird.

„Der Fund einer erst ab 794 geprägten Münze besagt, dass die Fundamentgruben 794 noch offen waren. Münze und Holz können später als das Präge- bzw. Fälldatum, nicht aber früher in das Fundament gelangt sein. Dazu passt, dass Karl der Große erst ab 794 jährlich in Aachen weilte“ [ebd. 7].

Das klänge so, als wenn die Fundamentgruben 793 gegraben worden sind, also fünf Jahre nach Karls letztem Besuch. In diesem Fall wäre für die gesamte Planung und Bauvorbereitung kein Lokaltermin für den Kaiser notwendig gewesen. Doch in der nächsten und letzten Spalte des Artikels konstatiert der Berichterstatter: „der jetzt erkennbare späte Baubeginn in den 790er Jahren“ und eine minimale Bauzeit „von etwa einem Jahrzehnt“ [Kreft 2009b, 7]. Wie sich gleich erweisen wird, müssen dann die Fundamentgruben doch bis etwa 798 offen geblieben sein.

Beim Kuppelbalkenrest lässt sich das letzte mögliche Intervall-Jahr – 813 – nicht nutzen, weil die Fertigstellung präzise in Leben und Sterben Karls eingepasst werden muss. Er soll am 28. 1. 814 gestorben sein, und es soll in dieser Kirche anno 812 der Friedensvertrag von Konstantinopel bestätigt worden sein. „Die werden nicht in einem unfertigen Gebäude, in das es reinregnet, getagt haben“, ist sich Mainz sicher“ [D/N]. „Im Jahre 812 war die Kirche bereits vollendet“ [Kreft 2009b].

Zu Aachens Unglück gibt es auch andere Hinweise aus den Schriften. Etwa die Weihe der Pfalzkapelle, die Papst Leo bereits im Jahre 805 vollzogen haben soll, aber in der *Offiziellen Internetseite des Aachener Doms* [aachen] als Legende abqualifiziert wird. Unangenehm ist eine recht konkrete Aussage bei Einhard:

„In derselben Kirche befand sich auf dem Wandstreifen, der im Inneren zwischen den oberen und unteren Bögen verlief, eine Inschrift in roten Buchstaben. Darauf stand, wer die Kirche erbaut hatte. Die letzten Wörter waren KAROLUS PRINCEPS. In seinem Todesjahre, mehrere Monate bevor er starb, bemerkten einige Leute, daß die Buchstaben des Wortes PRINCEPS so ausgelöscht waren, daß man sie nicht mehr lesen konnte“ [Einhard, Nr. 32].

Dies kann nur bedeuten, dass die erhaltene Inschrift im Jahr 813 verblasste, ergo einige Jahre zuvor angebracht worden sein muss, zu einem Zeitpunkt, als aber die Kuppel bereits geschlossen war. Weil das auf einen Kirchenbau im zeitlichen Subminimalbereich hinauslief, spricht man derzeit zu Aachen tunlichst nicht von Einhard. Aber wer sich auf eine Bauzeit von nur einem Jahrzehnt festlegt, könnte natürlich doch die Fundamentgruben 793 graben und

794 schließen und den ganzen Bau 803 beendet sein lassen, um das Jahrzehnt nicht zu überschreiten. Darüber wird zu Aachen noch viel gegrübelt werden.

Schade, dass man dorten nicht die ganze Karlsvita kennt. Sonst hätte man dank seines Biographen Notker gewusst, dass Karl zur Vermeidung von Müßiggang binnen eines einzigen Tages eine Kapelle errichten ließ, für die andere ein Jahr gebraucht hätten [vgl. Illig 1996, 113 f.]. Da konnte er selbstverständlich auch eine große Kirche, für die andere 100 Jahre gebraucht hätten, in einem Jahr errichten. Eigentlich müssten die Aachener fragen: Was hat ER in den restlichen 9 Jahren gemacht? Die Wälder bis Zürich leergejagt, Rom neu erbaut und die Wikinger bis Trondheim gehetzt?

Genug der Leichtfertigkeit. Die Pressevertreter hätten nach dem Wortlaut des Gutachtens von Schmidt und Frank fragen müssen, waren aber wohl zu verwirrt. So weiß die Welt nur von einem Brief seines Kölner Instituts an den Aachener Dombaumeister Maintz, der ihn nicht veröffentlicht hat. Bislang sind also die Baudaten reine Glaubenssache – ein wahres Glück für den Dompropst, eine offene Frage für alle Ungläubige. Aber stünde in dem Brief überhaupt etwas von Belang? Es sei an die Datierungen für Frauen- und Herrenchiemsee erinnert: Hermann Dannheimer zitiert aus Labor-Berichten, die aber lediglich ein paar Zahlen und ein unmögliches Fehlerintervall zu enthalten scheinen [vgl. Illig 2008c, 86 ff.].

Insofern ist einmal mehr festzuhalten, dass Dendro-Labore wie eine *black box* funktionieren: Wer vorne ein Holzstück – selbst in Form eines Puzzles – eingibt, erhält hinten eine Jahresangabe. Sie wird bedingungslos geglaubt und das Unsicherheitsintervall nach Gusto interpretiert. So wird niemals festgestellt werden können, welcher Teil der dendrochronologischen Standardkurve verdoppelnd in die Phantomzeit gelegt worden ist.

Am erstaunlichsten erscheint, dass sich der geballte Sachverstand von Archäologen, Kunsthistorikern, Historikern und Bauarchäologen ohne jeden Widerstand diesem Zahlenlotto beugt. „Nun ist die Geschichte wasserdicht, erstmals wissenschaftlich bewiesen“ [Silberer] oder: „Das Alter des Münsters ist jetzt **wissenschaftlich** bestätigt“ [D/N; deren Hvhg.] – als wären alle geisteswissenschaftliche Beweise wertlose Papiervergeudung, ganz im Sinne Ulrich Kutscheras (s. S. 492). Aber es geht ja ums Eigentliche:

„Dombaumeister Maintz frohlockt noch aus einem anderen Grund: Die Forderung des Herbert Illig [sic], drei Jahrhunderte samt Karl den Großen aus den Geschichtsbüchern zu löschen, ist jetzt endgültig vom Tisch“ [so der Schlusssatz von Krefit 2009b].

Es frohlocken also Dompropst und Dombaumeister gemeinsam. Wer seine eigenen Überzeugungen missachtet, nur um den ‘Gottseibeius’ Illig loszuwerden, der hatte und hat freilich noch immer Angst, viel Angst. Und das mit vollem Recht.

Köln

Die Rettungsarbeiten für das Historische Archiv laufen auf Hochtouren. An die 80 % des Archivgutes sollen bereits geborgen und auf andere Archive verteilt sein, sind doch Tausende von unbezahlten Freiwilligen an der Arbeit. Sie haben die Erstsichtung je nach Erhaltungszustand vorzunehmen, dürfen aber auf keinen Fall irgendetwas lesen – sonst ginge es nicht mehr weiter. Es folgen nach Schätzung der Kulturverwaltung 6.000 Restauratoren-Jahre, sprich 30 Jahre Arbeit, so man 200 Restauratoren dafür einsetzen könnte. Ein Drittel des Bestandes ist unabhängig von seinem aktuellen Zustand verloren, weil es noch gar nicht aufgearbeitet und einsortiert war. Er kann niemals mehr zugeordnet werden [Lorch].

Derweil drückt sich Köln in Gestalt seines offenbar unfähigen Bürgermeisters Schramma – der nicht beschämt abtritt, sondern den Kölnern in völliger Verkennung der Tatsachen seine Wiederwahl verweigert – noch immer an der Unfallsrealität vorbei. Wenn Ministerpräsident Rüttgers konstatiert: „Es gilt als sicher, dass beim U-Bahn-Bau etwas schief gelaufen ist“, dann will das die Stadtverwaltung, die die Kontrolle des Baus der Einfachheit halber den Baufirmen übertragen hatte, noch immer nicht wahrhaben. Dafür plant man bereits „Europas sicherstes Archiv“ für 86 Mio. € – hoffentlich weit abseits von Rhein, U-Bahn-Linien und Braunkohlebergbau. Dazu kommen die Restaurationskosten für die Bestände, die allemal höher liegen werden als die für die Weimarer Amalien-Bibliothek (35 Mio €) [Lorch]. ‘Was ein Glück’, dass gegenwärtig die Kommunen geradezu in Geld schwimmen...

Weitere finanzielle Sorgen macht in Köln derzeit die Archäologische Zone mitsamt dem Jüdischen Museum. Die *Gesellschaft zur Förderung eines Hauses und Museums der jüdischen Kultur* brachte es bislang weder zu einer Stiftung, die als Bauherrin fungieren soll, noch zu nennenswerten Spenden, so dass sie derzeit wie ein Verein zur Vermeidung dieses Baus wirkt [Beucker], obwohl so honorige Menschen wie Graf Benedikt von und zu Hoensbroech, Ministerpräsident Jürgen Rüttgers und WDR-Intendant a.D. Fritz Pleitgen in dem Kuratorium sitzen [Schüler]. Gegenwärtig wird dieses Museum in den Planungen immer kleiner.

Osnabrück

Im Jahre 780, bald nach den ersten drei Jahren Sachsenschlächtereie, soll Karl der Große das Bistum Osnabrück gegründet und Bischof Wiho eingesetzt haben. Fünf Jahre später wäre die erste Kirche, zu Anfang des 9. Jh. dann ein karolingischer Großbau errichtet worden. Noch vor Ende des 9. Jh. entsteht eine gewaltige Kirche:

„Ist Bau II schon auffallend groß, so übertrifft Bau III alle Dome und

Klosterkirchen der Karolingerzeit in Sachsen an Größe und wird im ganzen Frankenreich nur von wenigen übertroffen.“

So wird Uwe Lobbedey zitiert [flickr]. Diese Herrlichkeit ist um 1100 in einem Brand untergegangen; der anschließende Neubau erhielt zwischen 1218 und 1277 seine heutige Gestalt. Da versteht es sich, dass emsig nach den Grundmauern der Karlsgründung, vor allem nach der verschollenen Domburg gesucht wird.

Es versteht sich auch, dass die Archäologen mittlerweile fündig geworden sind. Das Domkloster grenzte einst an den Südflügel des Doms an, im Südflügel des Kreuzgangs verbirgt sich noch ursprüngliches Gemäuer, das über ein Holzkohlenstück aus dem Mörtel auf 667–801 datiert worden ist. Die Archäologin war es zufrieden: Zwar

„sei diese Zeitspanne nicht sehr präzise, aber das Jahr 801 liefere den entscheidenden Hinweis auf die Gründungsphase der Missionsstation Osnabrück. Sogar ein Vierteljahrhundert älter ist ein Fundament“ [Queckenstedt].

Indem sich Ellinor Fischer auf das äußerste Ende des C14-Intervalls kapriziert, kann sie gerade noch das erste Jahr des 9. Jh. absichern. Das fragliche Fundament kann sogar auf „vor 774“ gesetzt werden.

„So frühe Bauten sind bislang noch für kein anderes sächsisches Bistum belegt, was gut zu den späteren schriftlichen Quellen passt. [...]

Und wie der Dom waren auch die angrenzenden Klostergebäude nicht etwa aus Holz, sondern von Beginn an aus Stein errichtet“ [Queckenstedt].

Diese Information ist von höchstem Wert. Landauf, landab schlug mir bei dem Hinweis auf die bestehende Fundarmut im Frühmittelalter ein Hohngelächter entgegen: Wie ich nur in dieser frühen Zeit feste Pfalz- oder Klostermauern erwarten könne, wo doch selbst Kirchen noch aus Holz aufgeführt wurden. Nein, nein, die damaligen Klöster seien allesamt aus hinfälligem Material gebaut und deshalb unauffindbar. Nun denn: Jetzt enthüllt der Spaten, dass es sehr wohl bereits im späteren 8. Jh. festes Mauerwerk gegeben habe – und das keineswegs in den Zentren, sondern in finsterster heidnischer Provinz, noch dazu gleich beim ältesten sächsischen Bauwerk, was Schlüsse auf die nachfolgenden, noch nicht aufgefundenen Klosteranlagen des Landes zulässt! Um hier ein großes Beben zu verhindern, wären die Archäologinnen vor Ort gut beraten, lieber bei klösterlichen Steinmauern des 10. Jh. zu verharren. Die Informationen von Hermann Queckenstedt als Leiter des örtlichen Diözesanmuseum sind leider nicht präzise genug, um auch von einem Kreuzgang aus der Zeit um 801 oder sogar noch früher auszugehen. Aber wir wissen aus dem letzten Heft [Illig 2009], dass es der erste Kreuzgang vor dem 10. Jh. wäre.

Anthony Rowley

Bei diesem Namen wäre nicht unmittelbar zu erwarten, dass ihn ein Teilnehmer an der 10. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie trägt, die 2007 in Klagenfurt stattgefunden hat. Er hat eine klare Meinung zu haarsträubenden Auswüchsen rings um sein Spezialgebiet: „mit solchen Spekulationen muss ein selbstbewusstes Fach mit festem Fundament fertig werden, ohne sie totzuschweigen“ [Rowley, 2]. Deshalb hat er sich mit einiger Verzögerung auch dem erfundenen Mittelalter zugewendet.

Er bringt zunächst die als Originale eingeschätzten Urkunden vor, obwohl er sich hier nicht als Fachmann sieht [ebd. 3], und verweist auf Bernhard Bischoff, der auf eine Art datiert habe, die nicht jeder nachvollziehen könne.

„Wir müssen also wohl schon zugeben, dass unsere Datierungen letztlich Hypothesen sind, die mehr oder weniger plausibel sind im Rahmen all dessen, was wir sonst noch zu wissen glauben“ [ebd. 4].

Klarer gesprochen: Mit Bischoff hat ein Könner, aber auch ein 'Magier' ein Zeitgerüst errichtet, das zwar kaum einer nachprüfen konnte, aber aus Autoritätsgründen geglaubt werden musste [vgl. Illig 2007, 173 ff.].

Rowley liegt die Sprachentwicklung am Herzen. Zunächst könnten regionale Unterschiede, geographische Differenzierungen eine Rolle spielen, doch Rowley kommt zu dem Schluss: „Diatopische Erklärungen kommen also für Illigs Theorie nicht in Frage“ [Rowley, 7], nur um sogleich fortzufahren: „Wie übrigens eigentlich auch für die herkömmliche Theorie nicht“. So bleibt ihm wie mir die diachronische, also historische Entwicklung der Sprache.

Dazu habe ich einen klaren Vorschlag gemacht: die bislang zwischen ca. 770 und 860 angesiedelten Schriften [vgl. Tableau bei Illig 1996, 67] in den 'leeren' Zeitraum zwischen 918 und 1060 zu verschieben, also in die von Hans Jantzen gedehnte 'ottonische Zeit' [Illig 1996, 68]. Demnach stünden den Texten aus bislang 90 Jahren nunmehr sogar 142 Jahre zur Verfügung; es bliebe also ohne jede Abstandsänderung zwischen diesen Pergamenten sogar noch eine Lücke zur frühmittelhochdeutschen Literatur. Dieser einfache Lösungsansatz ist Rowley entgangen; er erwähnt ihn nicht einmal, sondern geht lieber eigenen Interpretationen nach, um mit ihnen meine Grundthese zu belasten. Dabei ist das Problem an den Universitäten längst bekannt. Etwa:

„Die Konstatierung eines Übergangs vom Ah. zum Mhd. berührt das Problem von Periodisierungen in der Sprachgeschichte. Allgemein läßt sich dazu feststellen, daß Einteilungen in Epochen [...] stets Hilfskonstruktionen sind, die sich zwar durch Konvention durchsetzen, zeitlich aber nicht genau zu fassen sind; so muß der Übergang vom Ahd. zum Mhd. für den Verlauf des 10. und 11. Jahrhunderts angenommen werden“ [Siepe u.a.]

Schon in seiner Überschrift bringt Rowley eine Suggestivfrage: „Das »erfundene« Althochdeutsch?“, als hätte ich behauptet, die althochdeutschen Texte seien von irgendjemand später erfunden worden. Wer so souverän an der Vorlage vorbeiinterpretiert und sich lieber in Quisquilien seines Faches ergeht, sollte nicht unbedingt diese Vorlage in Anlehnung an eine Mehlspeise „einen Schmarrn“ nennen [Rowley, 9; seine Hvhg.]. Aber es ist immer wieder schön, wie ganz der Objektivität verpflichtete Wissenschaftler einen ebenso objektiven wie emotionsfreien Text entwerfen, bis sie zuletzt doch sagen *müssen*, was sie wirklich denken. (Richard Wagner lässt Mime so gegenüber Siegfried reden, bis dieser ihn erschlägt.)

P.M. HISTORY

Chefredakteur Sascha Priester hat mir dankenswerterweise im Heft 1/2008 die Möglichkeit gegeben, meine These auch mit eigenen Worten in diesem Magazin vorzustellen. Eineinhalb Jahre später kamen meine Kritiker zu Wort. Allerdings hat *Jens Müller-Bausenik* [= M.-B.] meist ältere Kritiken beigezogen, nur in einem Fall eine aktuelle Befragung durchgeführt bzw. auf eine Arbeit zurückgegriffen, die mir nicht bekannt geworden ist.

Da ging es einmal mehr um Gregors Kalenderreform von 1582. In den *Zeitensprüngen* wie in *Wer hat an der Uhr gedreht?* ist oft genug gezeigt worden, dass die Reform zu kurz gegriffen hat, aber der vom Papst beschworene Rückgriff auf das Konzil von Nicäa nur eine Notlüge war. Denn das Konzil hat sich mit keiner Kalenderreform befasst und auch die Osterterminregel nicht beschlossen. Gleichwohl müssen wir einmal mehr lesen:

„Es stellte sich jedoch heraus, dass sich Gregor nicht auf Caesar bezogen hatte, sondern auf das Jahr 325, in dem das Konzil von Nicaea die Festlegung des Ostertermins (= Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond) beschlossen hatte – ausgerichtet an den damaligen astronomischen Gegebenheiten“ [M.-B. 69].

Leider wird ein Sachverhalt um so mehr geglaubt, je öfter er wiederholt wird; anders wären solche überholte Refrains – selbst einen vatikanischen Kongress samt Publikation ignorierend – völlig unverständlich. Um so mehr freut es mich, dass in der Kalenderreformfrage, zu der ich [1999, 51] befunden habe: „Nur eine Haaresbreite trennt uns von der absoluten Sicherheit“, auch diese beharrlich von meinen Kritikern ignorierte Haaresbreite von Prof. Werner Frank überwunden worden ist (s. Heft 3/2009).

Dann wird Prof. *Rudolf Schieffers* Einwand von 1997 vorgebracht, der Häretiker habe sich „wohl kaum ausreichend klargemacht, über was für Mengen von Quellen er mit großer Geste den Stab bricht“ [M.-B., 69]. Dabei hatte ich zum Einstieg in die Materie die 3.700 Seiten des Münchner Kongresses

über Fälschungen (1986) eingesehen. Die fragliche Anzahl der Fälsficate, von seinem Kollegen Arno Borst ermittelt, steht in der *gedrehten Uhr* [1999, 227; präzisiert Illig 2007, 174].

Auch *Diethard Sawicki* ist wieder dabei, der mangels Sachkenntnis befunden hat, ich sei „letztlich gezwungen, auf ein von ihm [mir; HI] selbst entdecktes »Gesetz der architektonischen Evolution« zurückzugreifen“ [M.-B., 70]. Wir warten aber seit 2002 [159-169] darauf, dass Sawicki zeigt, warum in der romanischen, gotischen oder barocken Baukunst keine Evolution herrscht.

Der Archäologie *Hubert Fehr* aus Freiburg tritt mit einer deftigen Aussage neu in den Kreis der Diskutanten: „Das geht natürlich nicht, dass man einfach die Augen vor dem Material verschließt“ [M.-B., 71] und bezieht sich auf die Reichenau und Ingelheim: „Nach dem »aktuellen Stand der Forschung« stamme die ganze gigantische Anlage im Kern aus der Karolingerzeit“ [ebd.]. Außerdem verweist er

„auf 200 000 bis 500 000 Gräber aus der Merowingerzeit. »Davon allein ein Drittel aus dem 7. Jahrhundert«, mit Grabbeigaben, die sich stilistisch eindeutig in jene Epoche datieren lasse. Mit Skelettfunden und organischen Resten der Holzsärgе, bei denen dendrochronologische Messungen (Jahresringzählungen) unzweifelhaft ein Alter von etwa 1400 Jahren ergaben“ [M.-B., 71].

Da lässt sich mit gleicher Deftigkeit antworten: Das geht natürlich nicht, dass man einfach die Augen vor dem Material verschließt! Für was werden von unserer Seite voluminöse Bücher vorgelegt, nur damit der Archäologe wegschaut? Hätte Fehr das 'Bayern-Buch' von Gerhard Anwander und mir auch nur aufgeklappt, wüsste er, dass wir den Reihengräberfeldern ein Kapitel von 13 Seiten [ebd. 82-94] gewidmet, warum wir ihre zeitlichen Begrenzungen anders sehen und warum wir sie gegenüber der Architektur als nachrangig behandelt haben. Hier hätte Fehr auf fast 1.000 Seiten überreiches Material gefunden, um uns in den letzten sieben Jahren zu widerlegen. Aber weil Fehr wegschauen will, weicht er nach Ingelheim und Reichenau aus. Die Reichenau ist von unserer Seite aus noch nicht bearbeitet worden, aber nicht zuletzt von Günter Lelarge und mir könnte er wissen, dass „die ganze gigantische Anlage“ von Ingelheim keineswegs im Kern aus der Karolingerzeit stammt, sondern zumindest die Kirche vorgängerlos als ottonisch gesehen wird – so korrekterweise auch die Computer-Grafik im selben P.M.-Heft [M.-B. 68] – und dass die Halbkreisanlage nicht karolingisch, sondern römisch ist [Illig/Lelarge 2001]. Auch der Tassilokelchstil – eine 1994 in Ingelheim gefundene Riemenzunge gehört zu ihm – ist längst behandelt und neu datiert [Illig 1996, 133-136].

Die restlichen Einwände sind berechtigt, aber längst vorgebracht und lange beantwortet. Insgesamt wurden sie in den letzten Jahren immer dünner

und substanzloser, so dass sich mit Fug und Recht auf Rowley zurückkommen lässt: „mit solchen Spekulationen muss ein selbstbewusstes Fach mit festem Fundament fertig werden, ohne sie totzuschweigen“. Das große Aufatmen in Aachen hat gezeigt, dass diesem Fach so viel an Fundament fehlt, dass es nun wirklich die meisten Argumente zugunsten der Theorie vom erfundenen Mittelalter totschrweigen muss, um nicht seine Selbstachtung zu verlieren.

Rolf Legler

Der anerkannte Kreuzgangkenner und Autor viel beachteter Bücher fühlt sich von mir [2009] zu Unrecht als Zeuge benutzt (s. S. 469). Das überrascht mich, hat er doch klargestellt, dass bis weit ins 10. Jh. (als frühester Bau eventuell doch St. Pantaleon in Köln, nach 960 [ebd. 202]) kein Kreuzgang in Europa nachweisbar ist – mit einer gewichtigen Ausnahme: etwa 40 Jahre zu Zeiten der anianischen Reform! Ich habe Argumente vorgebracht [ebd. 198-200], warum weder der St. Galler Klosterplan noch die Bauten dieser Zeit aus ihr stammen können, zumal der vorauszusetzende Kreuzgangs-„Urknall“ einigemaßen rätselhaft erschiene. Insofern bleibe ich bei meiner vorgetragenen Meinung, dass der Kreuzgang als Bautypus erst im 10. Jh. entstanden ist.

Legler präsentiert auch eine „erweiterbare Liste“ (S. 470) an Bauwerken, Urkunden und realen Personen, die nach Mainstream-Meinung der These einer frühmittelalterlichen Phantomzeit entgegenstehen und ‘bereinigt’ werden müssen, um als Zeitenspringer keinen vergeblichen Kampf gegen Windmühlen zu führen. Außerdem könnten sich ‘Quellenunläubigkeit’ und ‘Phantomzeit’ als ein Axiom gerieren, das gegen den Mainstream gerichtet sei, obwohl ein einziges Gegenbeispiel genüge, es zu Fall zu bringen.

Freilich schien es mir anfangs wie ein vergeblicher Kampf gegen scheinbar unendlich viele harte Fakten. Um so überraschter war ich, als sich die Karlsherrlichkeit bei kritischer Näherung rasch in nichts auflöste. In den letzten 18 Jahren hat unsere Seite hinreichend deutlich gemacht, dass das herrschende Bild des Frühmittelalters in seinem Kern keineswegs fester fundiert ist als das „Axiom“, wobei es sich bei einem solchen allerdings um einen Grundsatz handeln würde, der weder eines Beweises bedarf, noch durch einen solchen widerlegt werden könnte. Nach Jahren des geduldigen Abarbeitens vorgebrachter Argumente wollen wir diese Gefahr im Auge behalten, aber uns an nur drei Befunde erinnern:

- Die Aachener Pfalzkapelle konnte von keinem Kunsthistoriker und keinem Mediävisten gegen meine Argumente verteidigt werden, weshalb ihre bisherige Datierung kippt und mit dieser auch Karls Aachen samt Karl. (Deshalb gegenwärtig die große Freude über die ‘Rettung’ durch Dendro-Daten; s. S. 473 f.).

- Die 313 schriftlich überlieferten Großbauten, insbesondere die 232 unter Karl erbauten Klöster erwiesen sich bislang zu vielleicht 80 % als archäologisch nicht nachweisbar; das gefährdet das gesamte Karlsreich. Die 1.695 tradierten Großbauten zwischen 476 und 855 sind bislang zu mehr als 90 % archäologisch nicht nachgewiesen; das gefährdet den gesamten mitteleuropäischen Übergang von der Spätantike zur Vorromanik und zerstört den Glauben an Urkunden.
- Bayern als 'Versuchsstation des Karlsuntergangs' zeigt unwidersprochen, dass bislang 96 % aller fürs erfundene Mittelalter tradierten Orte ohne Architekturreste auskommen müssen. Nachdem derzeit in Osnabrück demonstriert wird, dass auch in der tiefsten Provinz zeitgleich bereits in Stein gebaut worden sein soll (s. S. 479), bleiben Merowinger, Karolinger und Agilolfinger flüchtige Schemen.

Schon das genügt, um die herrschende Sicht massiv ins Unrecht zu setzen; da sind die Hunderte unserer Einzelnachweise auf den verschiedensten Gebieten quer durch die Alte Welt und quer durch alle Lebensäußerungen noch gar nicht berücksichtigt. Dabei bemüht sich die Mediävistik seit nunmehr fast 200 Jahren darum, ihr 'Verbundsystem' aus Quellen und nochmals Quellen von Widersprüchen zu befreien und auch in Einklang mit dem archäologischen Befund zu bringen – doch vergebens.

Insofern ist nach 14 Jahren zum Teil heftigen Diskurses zu konstatieren, dass die herrschende Lehre nur weiterbesteht, weil die Mediävisten nicht wahrnehmen wollen, dass sie buchstäblich den Boden unter ihren Füßen verloren haben. Wer aber von ihnen käme auf die Idee, mit rascher Hand dieses Lehrgebäude einzureißen, nur weil nach zwei Jahrhunderten noch immer kein stimmiges Gesamtbild erzeugt ist, noch immer zu viele Widersprüche enthalten sind?

Deshalb können wir, die wir als ganz kleiner Kreis noch kein Zehntel jener Zeit zur Verfügung hatten, getrost Zeit zur Falsifizierung noch bestehender sog. „harter Belege“ einfordern.

Im Übrigen hat unser Kreis mehr geleistet, als der weniger damit Befasste glauben mag. Ich nenne zur obigen Liste nur Stichworte, um die Literaturangaben nicht zu verdoppeln und zu verdreifachen:

Bonifaz wurde im frühen 10. Jh. verortet, für Lorsch's Torhalle ist eine spätere Datierung plausibel gemacht, das Chronogramm des Tassilo-Kelches ist behandelt, Müstair's Grabungsergebnisse sind überprüft, die Zweifel am St. Galler Plan hinreichend verdeutlicht, die Fälschungen rings um St-Denis aufgearbeitet; das älteste Kloster von Lagrasse soll durch Karl rekonstruiert worden sein [wiki → Lagrasse], was für sich spricht. Das Werk Isidors von Sevilla bleibt erhalten, auch wenn es zum Teil dem 10. Jh. entstammen dürfte; für die westgotischen wie für die asturischen Bauten gibt es neue, stimmigere Datie-

rungen; die Fälschungen rund um das Jakobsgrab kennt niemand besser als Legler; die andalusische Fundarmut vor ca. 935 ist aufgedeckt. Cividale ist längst als 'unmöglich' Langobardenbau erkannt, dito Brescia, dito der Tempio di Clitunno. Beda bleibt dem englischen 7./8. Jh. || 10./11. Jh. samt der Synode von Whitby erhalten. Unser Bild vom frühen Mittelalter rundet sich.

Die Zeitschrift *Antike Welt* hat zu ihrem 40-jährigen Bestehen gerade im Heft 4/2009 den Slogan ausgegeben:

„Ob 40 oder 2000 Jahre – jede Zeit hinterlässt ihre Spuren.“

Davon ist die späte Merowinger- und die Karolingerzeit nicht ausgenommen! Nachdem es – und das ist auch ein harter Beleg – um eine hochsignifikante und einmalige Fundarmut nach der Zeitenwende geht – die nach meiner oft begründeten Auffassung de facto eine Fundleere ist –, bleibt das frühe Mittelalter ebenso von der Streichung bedroht, wie der Mainstream vom „Makel des Unzeitgemäßen“.

Literatur

aachen = <http://www.aachendom.de/index223-0.aspx> („Offizielle Internetseite des Aachener Doms“)

AZ (2009): Holzstücke beweisen: Karl der Große hat den Dom in Rekordzeit gebaut; in *Aachener Zeitung-web.de*; vom 3. 6. 17:10

www.az-web.de/sixcms/detail.php?template=az_detail&id=924848

Beucker, Pascal (2009): Jüdisches Museum auf der Kippe; in *taz*, Berlin, 8.6.

D/N s. Dünnwald, Georg / Nawrath, Fabian (2009)

dpa (2009): Aachener Dom 1200 Jahre alt - definitiv; in *Frankfurter Rundschau*, 3.6.

[ww.fr-online.de/in_und_ausland/wissen_und_bildung/aktuell/?em_cnt=1783583&em_loc=1739](http://www.fr-online.de/in_und_ausland/wissen_und_bildung/aktuell/?em_cnt=1783583&em_loc=1739)

Dünnwald, Georg (2009): Aachens Dom eindeutig von Karl. Was lange vermutet wurde, steht jetzt fest; in *Aachener Nachrichten*, unbek. Datum

Dünnwald, Georg / Nawrath, Fabian (2009): Sicher: Dom ist 1200 Jahre alt. Großes Aufatmen bei Dompropst Helmut Poqué und Dombaumeister Helmut Maintz. Das Alter des Münsters ist jetzt **wissenschaftlich** bestätigt; in *Aachener Nachrichten*, vom 4. 6. [= D/N]

Einhard (1981); *Vita Karoli Magni / Das Leben Karls des Großen*; Stuttgart

flickr = www.flickr.com/photos/65817306@N00/sets/1155705/with/3526367979/

Hoffmann, Volker (2004): *Die Pfalzkapelle in Aachen - Plädoyer für eine fiktive Kunstgeschichte*; Vortrag bei der *Kunstgeschichtlichen Gesellschaft* zu Berlin; 7.5.

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden worden sind*; München

- (2002): Hinterweltler aller Art. Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion; in *Zeitensprünge* 14 (1) 150-172 [zu D. Sawicki]

- (2007): Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor; in *Zeitensprünge* 19 (1) 156-184

- (2008a): Wer liegt in diesem Sarkophag? in *P.M. HISTORY* 2/2008,50-55
- (2008b): Aachen ist aufgewühlt; in *Zeitensprünge* 20 (2) 420 f.
- (2008c): *Die Chiemseelöster. Neue Sicht auf alte Kunst*; Gräffelfing
- (2009): Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner. Entwicklung von Bautyp und Orden; in *Zeitensprünge* 21 (1) 194-219
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie*; Gräffelfing
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch? in *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492
- Kreft, Thomas (2009a): Karls Vermächtnis wird saniert; in *Rheinischer Merkur*, 15/2009 (im April)
- (2009b): Karl den Großen gab es doch. Im Aachener Dom wurden Hölzer gefunden, die eine genaue Datierung des Baus ermöglichen; in *Kirchenzeitung*, Aachen, S. 6 f. [nach dem 7. 6. 2009]
- Legler, Rolf (2009): Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge ... ; in *Zeitensprünge* 21 (2) 469-472
- Lorch, Catrin (2009): Geliebt wird, was bedroht ist. Katastrophe und Neubau; in *S.Z.*, 29. 6.
- Müller-Bausenik, Jens (2009): Gefälschte Geschichte: Hat Karl der Große nie gelebt? in *P.M. HISTORY* 6/2009, 66-72
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 16 (2) 40-59
- Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in *Zeitensprünge* 16 (2) 272-278
- Queckenstedt, Hermann (2009): Holzkohle liefert den entscheidenden Hinweis. Archäologen entdecken das Osnabrücker Domkloster: Älteste Baustelle in Sachsen; in *Neue Osnabrücker Zeitung*, vom 11. 4.
- Rowley, Anthony R. (2007): Das „erfundene“ Althochdeutsche? Über Heribert Illigs Kürzung der bairischen und deutschen Sprachgeschichte um 300 Jahre; in *Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft*; Klagenfurt, Jg. 34-35, S. 1-10
- Schaub, Andreas (2009): Archäologie in Aachen 2007/2008; in *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins*, Bd. 110 (2008); Aachen, 7-25
- Schüler, Roland (2009): Nach dem Stadtarchiv nun das virtuelle Jüdische Museum in Köln eingestürzt. Dem Graf sing Haus is fott; in *Neue Rheinische Zeitung, NRhZ-Online*, vom 8. 7. <http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=13984>
- Siepe, Franz u. a. (1975): Protokoll zum Proseminar V bei Prof. Hildebrandt im Sommersemester 1975 am FB 08 der Philipps-Universität Marburg; als Leistungsnachweis eingereicht
- Silberer, Elke (2009): Holzstücke beweisen: Aachener Dom ist tatsächlich 1200 Jahre alt; in *Aachener Zeitung-WEB.DE*, vom 3. 6. 17:01
- Simmering, Klaus (1996): *300 Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung*; Der Film entstand im Auftrag der Wissenschaftsredaktion des MDR; Mönchengladbach
- spiegel = *Spiegel Wissen*: Karl I. der Große www.wissen.spiegel.de/
- westfalen (2009): Aachen ist eine römische Stadt. Dom vor exakt 1216 Jahren erbaut; in *Westfalen-Blatt* Nr. 127, vom 4. 6.

Hat es sich ausgeprotscht ?

Eine fast surreale Szene, geschildert von Heribert Illig

- „Wenn Protsch datierte, war das wie Schäfchenzählen“ [Thomas Terberger].
- „Der hat hundertfach im Labor phantasiert“ [Ein Insider]
- „Protschern wurde zum Synonym für hinbiegen“ [Winfried Henke]
- „Dieses Tricksen nannten wir »mentale Datierung«“ [Bernhard Weninger].
- „Die Regeln mache ich“ [Reiner Protsch; alle laut Schulz].

Avers

1973: Ein junges Genie kommt aus der kalifornischen Kaderschmiede rings um Willard Libby, bestens gerüstet für C14-Messungen aller Art. Zwar noch ohne zweiten Dokortitel, ohne Habilitation und Adelstitel, aber schneidig, sportlich, weltmännisch – die Idealbesetzung für das Frankfurter Institut, selbstverständlich gleich C4-Professur. Bald wird sich internationaler Ruhm einstellen. Und der Professor ist tatsächlich mehr als rühlig. Auf immer mehr alten Knochen klebt das Etikett: proved by Protsch, wie er auch seit 1991 einen Adelstitel führt. Er verschafft sich einen Namen, indem ihm Knochenrekorde gelingen: der nördlichste Neandertaler, der älteste Westfale, der älteste Cro-Magnon Deutschlands u.s.w. Mit 66 Jahren, vorher ließ man ihn nicht gehen, winkt ihm der wohlverdiente Ruhestand.

Revers

Wären da nicht kleine hässliche Untersuchungen vorausgegangen. Bereits 1984 publiziert der Prähistoriker Michael Mehlman im *Journal of Human Evolution* 14 Seiten mit Vorwürfen gegen Protsch – von Schludrigkeit bis zur Faktenverdrehung [Schulz]. Doch keiner reagiert, zumal damals im Frankfurter Institut Bernhard Weninger als erster und einziger die C14-Apparatur zweckbezogen benutzt.

Erst 2001 stellt sich Prof. Dr. Dr. Reiner Rudolf Robert Protsch von Zieten allmählich als Hochstapler der Extraklasse heraus, als der Archäologe Thomas Terberger Protschens Datierungen in Oxford nachprüfen lässt und eine lange Liste völlig falscher Ergebnisse aus dessen Institut vorlegt. Aber die Sache soll hinter verschlossenen Türen ausgestanden werden. Erst 2004 macht DER SPIEGEL die Angelegenheit öffentlich. Der Staatsanwalt ermittelt daraufhin fünf Jahre, bis es im Juni 2009 zur Verhandlung kommt.

Der forensische Gutachter bleibt äußerst wohlwollend: Er hat eine akzentuierte, aber nicht gestörte Persönlichkeit angetroffen, die von Geltungsbedürfnis dominiert wird. Fakten sind bei einer derartigen Ausnahmerecheinung nachrangig: Das Ablegen eines Abitur nicht belegbar? Ist das noch wichtig? Anthropologie „wohl“ in den Vereinigten Staaten studiert? Muss man es so genau nehmen? Einen Doktor per Plagiat erworben? Nun gut. Und deshalb schon im Jahr 2000 mit 27.000 DM bestraft [Schulz]? Aber nein, diese Strafe setzte es nur deswegen, weil der Wiener Dokortitel zu früh dem Adelstitel angefügt worden ist. Und den anderen Doktor, „Ph. D. (UCLA, USA)“, ohne den vorgeschriebenen Zusatz geführt? Tatsächlich? Das Adelsprädikat nicht nachweisbar? Aber kann man jeden urkundlichen Nachweis ständig greifbar halten? Hunderte von C14-Datierungen frei erfunden, einer ganzen Zunft das wissenschaftliche Grab geschaufelt? Darüber hat das Gericht nicht zu befinden, so wenig wie darüber, dass der große Datierungsspezialist seine institutseigene Apparatur gar nicht bedienen konnte. Laut dem Richter ging es keineswegs darum, den Angeklagten „als Felix Krull der Anthropologie zu enttarnen“ [Kim].

Die Ermittlungsbehörde hatte schließlich anderes zu tun: Binnen fünf Jahren hat sie herausgebracht, was schon 2004 bekannt war: Verkauf institutseigener Schimpansenschädel auf Privatrechnung – also Unterschlagung und Verstoß gegen das Bundesnaturschutzgesetz; die besitzanzeigenden Gravuren vom Professor persönlich ausgemeißelt – also Urkundenfälschung; institutseigene Unterlagen (u.a. Akten von Josef Mengele aus dem Dritten Reich) verschwinden lassen – also Urkundenunterdrückung. Aber wer will schon wegen morscher Knochen einen mittlerweile 70-jährigen Ehrenmann ins Gefängnis bringen? Also wird einer der heute üblich gewordenen ‘Deals’ ausgehandelt: Wenn der Angeklagte den Schädel schacher gesteht und dem Gericht weitere Nachforschungen erspart, bekommt er eine Bewährungsstrafe. (Zu dieser Zeit war der „Deal im Gerichtssaal“ noch nicht vom Bundesrat gebilligt. Das hat er erst am 10.7. getan. Dieses laut dem Münchner Ordinarius Bernd Schünemann „Wetterzeichen vom Untergang der deutschen Rechtskultur“ [Prantl] passt zu Protsch wie seine Zigarre zum Porsche.)

„Richter Müller hob in der Urteilsbegründung hervor, dass die Justiz dem Angeklagten keine unziemlichen Vergünstigungen erwiesen habe. Zwar sei das pauschale Geständnis »schmal und nicht von Reue getragen«, es habe aber dem Gericht eine lange Beweisaufnahme erspart. Zudem stellten sich die Vergehen trotz des Aufsehens, das sie hervorgerufen hätten, nicht eben als schwere Kriminalität dar. Es sei auch kein bleibender materieller Schaden entstanden. Protsch habe »die Strafe erhalten, die er verdient hat«, sagte der Richter“ [Kim].

Vorm Gerichtsgebäude schleppt die Polizei derweil das Auto von Protsch ab,

weil er einen Behindertenparkplatz mit einem ungültigen Behindertenausweis beansprucht [Kim].

Der Fall verschwindet nach überlanger Bearbeitungszeit fast geräuschlos von den Schreibtischen. Meinungsführende Zeitungen wie die *Süddeutsche* übergehen den Urteilsspruch, da wohl nicht berichtenswert. Sie hatte schon 2004 viel Verständnis für Protsch gezeigt [Rückspiegel, 2004].

Und die Universität? Sie handelt erbarmungslos. Gleich nach dem Urteil lässt sie die Aufgabenbeschreibung von Prof. Protsch im Internet löschen. Fünf Jahre war die überlange Liste nach Schließung seines Instituts noch im Netz geblieben, mit allen Fähigkeiten des Hochstaplers, mit seiner Telefonnummer [vgl. Illig 2004, 497]. Und jetzt die Löschung! Was für ein Schritt!

Und die Anthropologen? Vor fünf Jahren sprach eine Außenseiterin dieser Zunft, nämlich die Kunsthistorikerin und Archäologin Dagmar Aversano-Schreiber: „Protsch reißt im Fallen eine komplette Chronologie inklusive aller darauf aufbauenden Theorien mit in den Abgrund.“ Also müssten sämtliche Frankfurter Datierungen überprüft werden. Doch wer das geglaubt hatte, der sucht im Internet vergeblich eine Liste, welche Datierungen ausgemustert werden müssen; es bleibt nur die vom SPIEGEL bereits 2004 veröffentlichte Liste [vgl. Illig 2004, 498].

Unterm Strich darf festgehalten werden: Wenn sich ein psychopathologischer Fall über dreißig Jahre lang fortsetzt, dann liegt das nicht nur an einer geltungsbedürftigen Person, sondern mindestens ebenso an ihrer Umgebung – hat sich doch schon bei ihrer Einstellung die Universität Ruhm, Ansehen und Forschungsgelder versprochen. Genug andere haben ebenso gedacht.

Kontrovers

Aus unserer Sicht der Menschwerdung ist ein Detail interessant. Von Thomas Terbergen, der zusammen mit Martin Street dem Frankfurter Pseudo-Paläoanthropologen in Neuwied auf die Schliche gekommen ist, sollen zwei Statement und ein Kommentar zitiert werden:

„Von den wenigen jungpaläolithischen Menschenresten brechen immer mehr weg“ [Schulz].

„Die Anthropologie ist dabei, ihr Bild vom modernen Menschen in der Zeit zwischen 40.000 und 10.000 Jahren vollständig zu revidieren. Professor Protschs Arbeit schien zu beweisen, dass moderne Menschen und Neanderthaler koexistierten und möglicherweise sogar gemeinsame Kinder hatten. Dies scheint nun wertlos [rubbish]“ [scepdic; Übers. HI].

Der Anthropologe Günter Bräuer, der diese Hybridtheorie vertrat, räumte ein: „Schade, da hab ich mich vertan“ [Schulz]. Freilich vertrat nicht Bräuer allein diese These, und sie wird auch durch vermischtes Fundgut beider Menschen-

arten gestützt. Insofern wird es noch darum gehen, ob Heinsohns Thesenanschlag: „Neandertalerfrauen haben Säuglinge des Jetztmenschen geboren.“ [Heinsohn 2003, 61, zurückgehend auf 1980] durch Protschens Erfindungsgabe beeinträchtigt oder des tragfähigen Bodens beraubt wird.

Literatur

- Aversano-Schreiber, Dagmar (2004): Ein eigener Kosmos [Leserbrief]; in *Der Spiegel*, 36/2004, S. 14
- Harding, Luke (2005): History of modern man unravels as German scholar is exposed as fraud; in *The Guardian*, 19. 2.
www.guardian.co.uk/science/2005/feb/19/science.sciencenews/
- Heinsohn, Gunnar (1980): Früheste Sozialstrukturen des *homo sapiens sapiens*. - Eine Spekulation in zwölf Thesen; in *Diskussionsbeiträge zur Politischen Ökonomie*; Nr. 24, 34-44, Universität Bremen
- (⁵2006): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Gräfelfing
- Illig, Heribert (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; in *Zeitensprünge* 16 (3) 497-502
- (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalderdebatte; in *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124 [S. 122 f. zu Protsch]
- Kirn, Thomas (2009): Überführung eines Hochstaplers. Bewährung für Protsch von Zieten; in *FAZ.NET*, vom 26. 6. 2009
- Prantl, Heribert (2009): Der Deal im Gerichtssaal wird Gesetz; in *SZ*, vom 11.7. rückspiegel = Spiegelkolumne Rückspiegel in *DER SPIEGEL* 45/2004, 30.10., S. 226
scepdc = www.scepdc.com/protsch.html (2009)
- Schulz, Matthias (2004): Anthropologie. „Die Regeln mache ich“; SpiegelOnline, 17.8.

Abschied vom Darwinismus

Seit Jahrzehnten erwartet: Joachim Bauers Ansatz

Heribert Illig

Bauer, Joachim (2008): *Das kooperative Gen. Abschied vom Darwinismus*; Hamburg, 223 S., ohne Abb. [= B.]

Allenthalben nimmt der Streit zwischen Kreationisten und Darwinisten immer wüstere Formen an. Mittlerweile sollen Stadtbusse in vielen Großstädten die Wahrheit ins Volk bringen, dass es keinen Gott gibt. Der stimmstärkste Verkünder eines neuen Rationalismus ist Richard Dawkins [vgl. Diebietz], von dem *taz*-Autor Helmut Höge als „Ultra-Darwinist“ oder „vom Goebbels der Darwinisten“ spricht, hat er doch die Polemik in seinen Buch *Der Gotteswahn* maßlos überzogen.

„»Wir wissen jetzt, dass Individuen nur als Vehikel für das Überleben der Gene von Bedeutung sind«, so lautet sein zentraler Glaubenssatz. Für seine Religionskritik bringt er darüber hinaus ein speziell dafür ausgedachtes kulturelles Pendant zum Gen – das »Mem« in Anschlag. Dieses wird durch Erziehung im Individuum gleichsam eingepflanzt“ [Höge].

Sein deutsches Pendant ist Ulrich Kutschera [vgl. Illig], von einem Historiker als „McCarthy aus Kassel“ bezeichnet, weil er einen „mitunter brachialen Kampf gegen die Kritiker der Evolutionstheorie“ führt [Kissler]. Dieser einzige Lehrstuhlinhaber für Evolutionsforschung in Deutschland rückt

„die gesamte Geisteswissenschaft in die Nähe des Privatvergnügens. Er nennt sie »Verbalwissenschaft« und scheidet sie scharf von der »Realwissenschaft«“ [Kissler].

Das Credo von Kutschera lautet: „Nichts in den Geisteswissenschaften ergibt einen Sinn außer im Lichte der Biologie“. Es ist eine peinliche Verballhorung der Aussage des russischen Genetikers Theodosius Dobzhansky: „Nichts in der Biologie ergibt einen Sinn außer im Lichte der Evolution“ [Kissler]. Unter Kutscheras Credo soll ein „Neuer Humanismus“ entstehen, vor dem dringend zu warnen ist. Alexander Kissler hat Kutscheras Grenzen bereits gezogen:

„Lassen sich seine Worte [zur Wertlosigkeit der Geisteswissenschaften] im Experiment überprüfen? Und was legitimiert ihn, der die Vertrautheit mit dem naturwissenschaftlichen ‚Methodenarsenal‘ fordert, zu einer solchen Standpauke auf erkennbar fremden Gebiet?“

Nachdem sich streitlüsterne Evolutionsbiologen daran machen, den Kreationismus an Fundamentalismus noch zu übertreffen, ohne die Qualität ihrer Argumente zu verbessern, ist es eine tiefe Befriedigung und ein reiner Genuss, endlich einen Text lesen zu können, den ein viele Jahre lang in der molekular- und neurobiologischen Forschung tätiger Mediziner verfasst hat: unaufgeregt, aber klar in der Aussage sowohl gegen Kreationismus wie gegen Darwinismus einstiger oder heutiger Prägung. Prof. Joachim Bauer argumentiert auf der Basis des Genoms, hält aber gar nichts von Interpretationen à la Dawkins, nichts von biologischen Maschinen à la Kutschera und weist drei darwinistische Dogmen zurück:

- Veränderungen in bestehenden Arten folgen dem Zufallsprinzip;
- sie treten ausschließlich langsam-kontinuierlich bzw. linear auf,
- die Selektion setzt ausschließlich auf maximale Fortpflanzung [B.15].

Dem egoistischen Gen Dawkins' setzt Bauer einen konträren Entwurf entgegen. Nicht nur für ihn

„erweist sich das Genom als ein mit einem biologischen Sensorium ausgestattetes Organ mit einer beachtlichen Fähigkeit, sich anzupassen und sich, angestoßen durch Veränderungen der jeweiligen Umwelt, selbst zu verändern. *Gene bzw. Genome folgen drei biologischen Grundprinzipien (die sich, nebenbei bemerkt, außerhalb der Biosphäre nicht finden lassen): Kooperativität, Kommunikation und Kreativität*“ [B. 17: alle Hvhg. von J.B.].

Wesentlicher Baustein sind die Transpositionselemente, die man bislang als Junk DNA, Gen-Müll oder „als »selbtsüchtiges« (nicht dem Organismus dienendes) genetisches Material betrachtet. Doch das Gegenteil ist der Fall“ [B. 25]. „*Wann* Transpositionselemente aktiv werden, *welche* Gene sie umsetzen und *wie* sie dies tun, ist jedenfalls nicht dem bloßen Zufall überlassen“ [B. 27]. Darwins Vorliebe für den Zufall verliert hier die Grundlage. Dabei wüsste die Biologie seit Barbara McClintocks Erkenntnissen über Mais – 1950 erstmals publiziert – längst Bescheid, ohne allerdings zu begreifen. Die Forscherin hat das biologische Prinzip erkannt, „dass Genome sich unter dem Einfluss von Stressoren selbst verändern können“ [B. 29]. Von da trägt Bauer in dichter Kette die Entdeckungen vor, die unsere Erkenntnisse über Gene, Genom und ihr Zusammenspiel innerhalb und mit der Zelle grundlegend verwandelt haben sollten, aber noch immer von der herrschenden Dawkins-Doktrin ignoriert oder niedergehalten werden. Apropos:

„Die von Richard Dawkins als Startpunkt des Lebens postulierten egoistischen »Replikatoren« (seine Bezeichnung für die Vorläufer von Genen) haben nie existiert, sie sind ein Phantasieprodukt. [...]

Dieses Phantasieprodukt führt als »Mem« seither allerdings ein kurioses Eigenleben“ [B. 35].

Das Entstehen lebender Systeme benötigte RNS (Ribonukleinsäuren) und Proteine (Eiweiße). Sie können sich wechselseitig synthetisieren; obendrein kann RNS Baupläne von Proteinen speichern. Leben beginnt also mit dem Erkennen und Übermitteln von Information [B. 33]. Hinzu traten DNS-Sicherungskopien, aus denen die Gene entstanden [B. 37]. Sie sind aber keineswegs »egoistisch«, sondern unterliegen „der uneingeschränkten Regie der Zelle“ [B. 38], zumal die Genregulation fast immer über mehrere Genschalter je Gen erfolgt [B. 39].

So bekommt der abfällig behandelte 'Gen-Müll' Inhalt und Wert. Die ca. 23.000 Gene des Menschen machen nur 1,2 % des Erbgutes (Genom) aus. Etwa 43 % bestehen aus den Transpositionselementen. Hinzu treten besondere Gene, mit denen die Zelle ihren Bedarf an unterschiedlichen Typen von RNS deckt: als Boten-, Werkstatt-, Transfer- und Kontroll-RNS [B. 41 f., 83].

Neben den anfänglichen Archäazellen gab es Bakterien. Zwischen beiden Gruppen war die Weitergabe genetischer Information möglich (so genannter horizontaler Gentransfer). Doch eines Tages nahmen die Archäazellen Bakterien in sich auf und ließen sie zu einem Teil ihres eigenen Zellorganismus werden (Endosymbiose). So entstand die eukaryontische Zelle, aus der die Körper sämtlicher Tiere und Pflanzen bestehen.

„Der einzige »Nachteil« dieses spektakulären Ereignisses ist: Es passt in keiner Weise zu den Dogmen des Darwinismus, weshalb es in den Texten darwinistischer Autoren entweder nicht erwähnt oder zur Ausnahme erklärt wird. Die Endosymbiose fügt sich – wie vieles, was in der Evolution noch folgen sollte – weder ins Darwin'sche Dogma der langsam-kontinuierlichen Entwicklung, noch lässt sie sich zum Produkt eines Zufalls geschehens erklären. Vielmehr war sie offenbar ein im biologischen System als Möglichkeit angelegter, dem biologischen Grundprinzip der Kooperativität folgender Schritt“ [B. 52 f.].

Festzuhalten ist: „*Die Evolution ist keine Entwicklung von Einzelkämpfern (weder einzelkämpferischer Individuen noch einzelkämpferischer Spezies), sie ist eine Entwicklung von biologischen Systemen*“ [B. 54].

Bekanntlich gibt es zwei Phänomene, die sich eigentlich ausschließen sollten: Arten bleiben nachweisbar viele Jahrmillionen konstant und stabil. Andererseits lässt sich beobachten, dass Fortentwicklung in geologischer Sicht rasend schnell erfolgen kann.

„Zu bestimmten Zeitpunkten der Evolution aber sind – in der Regel in allen jeweils vorhandenen Spezies – Entwicklungsschritte des Genoms zu beobachten, denen eine schubartige Aktivität von Transpositionselementen innerhalb der Genome zugrunde liegt“ [B. 30].

Ursache waren geophysikalische Megaereignisse. Eine erste (Komplett-)Vereisung wird vor 2,5 Mrd. Jahren vermutet. Vor 640 Mio. Jahren gab es einen

ähnlichen Zustand, bei dem das Leben unter der Eisdecke der Meere überwinden musste [B. 49 f.]. Danach erfolgte jeweils „ein gewaltiger Evolutionsschub“ [B. 57], im zweiten Fall als „Kambrische Explosion“ bezeichnet [B. 144]. Als Ursachen für Massenausrottungen sieht Bauer intensiven Vulkanismus und Meteoriteneinschläge [B. 105]. Wie reagieren Organismen darauf? Geschehen jedes Mal zufällige Variationen, die dann evolutionär selektiert werden? Bauer [58 f.] konstatiert: „Anstatt eines Gottes waltet und gestaltet nun der Zufall als Säulenheiliger der Gemeinde“.

„Vielmehr verläuft die Selbstveränderung der Organismen nach erkennbaren, im biologischen System selbst angelegten Prinzipien. *Das im Falle der »kambrischen Explosion« im Vordergrund stehende Variationsprinzip ist das der genetischen Duplikation*“ [B. 66].

„*Was neue Arten entstehen ließ, waren vom Genom selbst ausgehende Umbauprozesse innerhalb der genomischen Architektur, die sich gemäß inhärenten (im Genom selbst verankerten) Prinzipien abspielten. Genomische Umbauprozesse, die der Evolution zugrunde liegen, sind – sowohl hinsichtlich des jeweiligen Zeitpunkts als auch der Art ihres Ablaufs – nicht völlig zufällig, sondern folgen biologischen Regeln, sie sind »gebahnt«.* Dies bedeutet nicht, dass sie vorbestimmt sind“ [B. 72].

Stabil gebliebene Segmente des Genoms – die Grundarchitektur der Körperbaugene eingeschlossen – setzen daher zwingend einen aktiven Prozess der Selbststabilisierung des Genoms voraus [B. 80].

„Entscheidende Grundlage für die Bildung neuer Spezies sind also nicht Anhäufungen von zufälligen Mutationen, sondern von der Zelle veranlasste, vom Genom selbst ausgehende Veränderungen der genomischen Architektur, die darauf abzielen, die vorhandenen biologischen Optionen (Handlungsmöglichkeiten) zu erweitern, indem existierende genetische Elemente neu kombiniert oder – unter Erzeugung von Duplikationen bereits vorhandener Teilelemente – zu einem komplexeren System erweitert werden. [...]“

Wären Bakterien – gemäß der darwinistischen Doktrin – in ihrer Abwehr gegen Antibiotika auf in ihrem Genom zufällig auftretende Mutationen angewiesen, hätten wir heute in den Krankenhäusern keine Probleme mit sogenannten nosokomialen Keimen, stattdessen wären Bakterien dort schon lange ausgerottet“ [B. 87].

„Werden die Umgebungsbedingungen für Bakterien ungemütlich genug, steigert sich die Wahrscheinlichkeit, dass genetische Veränderungen eintreten, um das bis zu Zehntausendfache“ [B. 94 f.].

Bauer erkennt hier ein entscheidendes Defizit der modernen Biologie: Sie hat sich ein Bild des Lebens erzeugt, in dem Lebewesen und ihre Gene „wie komplett autistische Akteure, ja im Grunde wie physikalische Objekte zu

betrachten“ sind [B. 89 f.]. Man könnte so weit gehen, vielen Biologen zu unterstellen, das „bios“ bei ihrem Forschen zunehmend zu ignorieren, ja zu bekämpfen. Auf den Seiten 183 bis 190 umreißt Bauer in knapper Form die neue, postdarwinistische Theorie, eine bestechende Zusammenfassung, die dem Buch vorbehalten bleiben soll.

Wer sich der Wirkung darwinistischer und soziobiologischer Scheuklappen entziehen kann, der wird beobachten, wie stark gegenwärtig die Dogmatisierung des Darwinismus voranschreitet: Im Falle Darwins

„lassen sich – im Gegensatz zu seiner unangefochtenen Abstammungslehre – mehrere auf seiner Theorie gründende Vorhersagen nicht mehr aufrechterhalten, unter ihnen: die Entwicklung von Arten durch langsam-kontinuierliche, zufällige Veränderungsprozesse; der Kampf der Arten ums Überleben als Teil der Selektion; Artenuntergang durch kontinuierliches Aussortieren derer, die sich im Kampf nicht behaupten oder weniger Nachkommen als andere zeugen; Selektion (im Sinne des darwinistischen Konstrukts) als alleiniges Gestaltungsprinzip der Evolution. Nachdem sich die Hinweise auf die Notwendigkeit einer grundlegenden Korrektur der darwinistischen Theorie häufen, vollzieht sich der Wechsel von der Theorie zum Dogma. Dass wissenschaftliche Daten von zahlreichen Gutachtern maßgeblicher internationaler Fachzeitschriften nur dann zur Veröffentlichung angenommen werden, wenn sie von den Autoren im Sinne der darwinistischen Lehren interpretiert (oder uminterpretiert) werden, kann nicht mehr als eine vorübergehende, behelfsweise Überlebensstrategie zur Aufrechterhaltung dieses Dogmas sein“ [B. 127 f.].

Es wird wenig nützlich sein, Darwin oder die von Kutschera propagierte *New Synthesis-Theorie* unter strikten ‘Artenschutz’ zu stellen und jeden Zweifler mit Strafen zu überziehen. Noch verstiegener wirkt der biologistische Allmachtsanspruch, wie ihn Kutschera formuliert hat, der den Geisteswissenschaften sogar die Wissenschaftlichkeit abspricht [B. 193]. Dabei zeigen sich doch längst ganz andere Tendenzen, die freilich dem Darwingläubigen ein Gräuöl sind.

„Beobachtungen der modernen Gen- und Genomforschung (insbesondere die Transpositionselemente und das System der RNA-Interferenz betreffend) nähern die Biologie heute wieder ein Stück weit den Positionen Lamarcks an“ [B. 120].

Bauer untersucht anschließend weitere biologische Fehlentwicklungen wie die von Konrad Lorenz und seinem Aggressionstrieb-Postulat [B. 147], der als allseits bekannter und verehrter Nobelpreisträger völlig in Vergessenheit geraten ist. Ebenso beschäftigt sich Bauer mit dem Lebensweg von Charles Darwin, seinem entschiedenen Ehrgeiz bei gleichzeitigem Rückzug aus dem

öffentlichen Leben, aber stetigen Krankheitsattacken. Er stellt u.a. klar, dass Darwin durchaus Sozialdarwinist war, der im Gefolge von Malthus sozialen Wohltaten sehr kritisch gegenüberstand und von einem untereinander geführten Vernichtungskampf ausging [B. 15 f.].

Das klar geschriebene, die komplizierten biologischen Sachverhalte verständlich erklärende Buch wird als Wegweiser dienen, mit dem die Biologie aus ihrer Sackgasse herausfinden kann. Auf so einen Gen-orientierten Ansatz warten wir, seitdem Velikovsky [1956] seine Gedanken zur kataklystischen Evolution vorgetragen hat. Er konnte damals auf praktisch keinen biologischen Impuls zurückgreifen (nur McClintocks erster Aufsatz war bereits 1950 erschienen, wurde aber von den Biologen eher als „crazy“ eingestuft [B. 11]). Nunmehr gibt es innerhalb der Biologie eine Richtung, die Darwins Ansatz entscheidend verbessert – man darf und muss sagen: neu schreibt. Das erleichtert auch unsere Position: Gegenwärtig ist jeder Darwinismuskritiker ein potentieller Kreationist; Zweifel an den überlangen Datierungen der Erdperioden bringen ihn gleich nochmals in diesen Geruch, selbst wenn er niemals das Alte Testament als Grundlage biologischer Überlegungen nutzen würde.

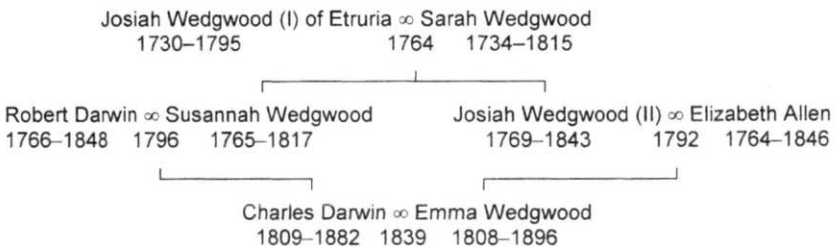
Wir dürfen gespannt sein, ob sich in absehbarer Zeit etwas am dogmatischen Darwinismus ändern wird. Bekannt ist bereits, dass Bauers Buch im kommenden März als Taschenbuch erscheinen wird. Aber es wäre unklug, wegen ein paar Euros so lange mit der Lektüre zu warten.

Literatur

- Diebitz, Stefan (2007): Deus ex machina. Die Bibel des Intelligent Design ist jetzt auf Deutsch erschienen; in *Zeitensprünge* 19 (3) 787-797
- Höge, Helmut (2009): Gott ist in jeder Tomate. Der Ultra-Darwinist Richard Dawkins prügelt stets auf die Kreationisten ein - erst recht im Darwin-Jahr 2009. Und langweilt die Welt dafür beständig mit seinem erbärmlichen Rationalismus; in *taz*, Berlin, vom 10. 1.
- Illig, Heribert (2006): Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; in *Zeitensprünge* 18 (1) 213-238
- McClintock, Barbara (1950): The origin and behavior of mutable loci in maize; in *PNAS* 36:344
- Velikovsky, Immanuel (¹1956): *Earth In Upheaval*; Garden City/NY [deutsch: *Erde im Aufruhr*; 1980, Frankfurt/M., Kap. 15: Kataklystische Evolution, 239-260]
- Der Rezensent kann auf das einschlägige, Bauer möglicherweise bestätigende Werk von Joan Roughgarden: »*The Genial Gene*«. *Deconstructing Darwinian Selfishness*; Berkeley 2009, The University of California Press, nur hinweisen. (Es wurde in der FAZ vom 15. 7. durch Thomas Weber besprochen, war aber nicht mehr rechtzeitig erhältlich.) Nicht zuletzt möchte er Robert Zuberbühler danken, der ihn auf das Werk von J. Bauer hingewiesen hat.

Charles Darwin (12. 2. 1809 – 19. 4. 1882)

Der große Naturforscher spross nicht nur aus der Stammlinie der Darwins, die mit seinem Vater Robert einen der angesehensten Ärzten des Königreichs und mit seinem Großvater Erasmus ein die Deszendenztheorie vorwegnehmendes Multitalent als Naturforscher und Dichter aufzuweisen hatte. Es gab auch die Linie der Wedgwood, mit denen die Darwins durch insgesamt acht Heiraten verbunden waren. Bei ihnen bildet Josiah Wedgwood als Patriarch gewissermaßen den Wurzelstock; er baute die familieneigene *Churchyard Pottery* zur Wedgwood-Porzellanmanufaktur aus und führte sie als königlicher Hoflieferant zu ausgesprochenem Erfolg.



Josiah Wedgwoods Frau Sarah war seine Cousine, wie Charles Darwins Frau Emma seine Cousine ersten Grades war. Das mag manchen Gedanken über Inzucht, Abstammung, vielleicht auch das Überleben des Stärkeren im Hause Darwin-Wedgwood genährt haben.

Nähren konnten der „gentleman scientist“ Charles Darwin und seine Ehefrau ihre zehn Kindern dank ihrer Einkünfte aus der Wedgwood Manufaktur, die ihnen gleich von zwei Seiten aus zuflossen, wie auch die fünfjährige Fahrt auf der *Beagle* (1831–1836) durch Josiah Wedgwood II. empfohlen und zum großen Teil finanziert worden ist. So waren Steingut, Keramik und Porzellan aus dem Hause Wedgwood eine der Voraussetzungen für das Entstehen von *Über das Entstehen der Arten*.

Es mag der von Darwin immer wieder beschworene Zufall gewesen sein, der dazu führte, dass fast exakt 200 Jahre nach seiner Geburt und 150 Jahre nach Erscheinen seines Hauptwerks in diesem Jahr der mittlerweile irisch-britische Porzellan- und Kristallglas-Konzern *Waterford Wedgwood plc* Insolvenz anmelden musste und seine deutsche Tochterfirma *Rosenthal AG* mitriss. Ob das auch für Darwins Evolutionstheorie gelten wird?

Schema nach <http://www.darwincountry.org/explore/001660.html>

Dacqués Erdzeitalter, achtzig Jahre später Aktualismus und Katastrophismus

Heribert Illig

Edgar Dacqué (1878–1945) schien eine geradlinige, fast zu glatte Laufbahn auszuschreiten. Geboren in Neustadt an der Weinstraße, entschied er sich 1897 für München – wie sich zeigte, nicht nur für das Studium von Paläontologie und Geologie, sondern auch für den universitären Fortgang. 1903 promoviert, wurde er 1914/15 Professor für seine Studienfächer und erhielt die Leitung der *Paläontologischen Sammlung* des Bayerischen Staates. So wäre sein Leben 'geordnet' gewesen. Doch 1924 leistete er sich ein 'Skandalbuch': *Urwelt, Sage und Menschheit*. Ein Jahr später trat er von seiner Lehrtätigkeit zurück, behielt aber die Sammlungsleitung, während das Buch bis 1941 in neun Auflagen für Aufsehen sorgte.

Was war geschehen? Der evangelische Christ, der sich auch mit theosophischem Gedankengut beschäftigte, gerierte sich als massiver Kritiker von Darwins Evolutionslehre, die nun einmal ein klare Absage an den teleologischen Leitgedanken der Christen war. Dacqué ging soweit, dass er den Menschen nicht nur zum Ziel, sondern auch zum Ausgangspunkt der Artentwicklung erklärte, indem er auf Mythen und Sagen der Menschheit zurückgriff. Daraus entstand eine höchst eigenwillige Vorstellung: In jedem Erdzeitalter sei der Mensch in zeitgemäßem 'Kostüm' aufgetreten: im Erdaltertum als amphibisches, geschupptes Wesen (Adamit), im Erdmittelalter wie ein aufrecht schreitender Dinosaurier mit Scheitelauge, als Säugetier im Tertiär (Noachit).

Als Paläontologe war ihm klar, dass er für diese mehr als skurrile Vorstellung Fossilien vorweisen müsste. In Ermangelung dieses Materials griff er auf die Trittsiegel des bis heute ohne Skelettreste auskommenden „Handtieres“ (Chirotherium) zurück und erklärte sie zu menschlichen. Ansonsten hätten die menschlichen Vorformen hauptsächlich auf dem untergegangenen Gondwana-Kontinent gelebt und seien deshalb nicht nachweisbar. Aus dem reichen Schatz an Sagen, Mythen und Märchen ließen sich hingegen seine Vorstellungen gut unterfüttern, dürften sie doch ohnehin daraus geschöpft sein.

Dies gehört nach meiner Meinung in das Kuriositätenkabinett. Dacqué hat ab da gewissermaßen zweigleisig publiziert, wie die unten angefügte Werk Auswahl demonstriert: Hier das magische Weltbild, dort die naturwissenschaftliche Weltsicht. So veröffentlicht er 1930 ein grundsolides, „gemeinverständliches, aber keineswegs populäre[s] Studien- und Lesebuch“ [VII] über *Die Erdzeitalter*. Hier argumentiert er durchgehend für Aktualismus und

Katastrophismus, ohne sein Buch von 1924 auch nur einmal zu erwähnen. Im Schlussabschnitt resümiert er:

„Fassen wir nun zusammen, was wir von der Vorweltgeschichte und ihrer Erforschung verlangen, von der wir am Anfang sagten, sie bleibe noch im aktualistisch-unrhythmischen Prinzip stecken und häufe deshalb äußerlich Tatsachen und Probleme, deren Erklärung immer weniger statt immer leichter möglich werde, so ist es Folgendes. Die rein physikalisch-mechanische Darstellung des Beobachteten behält ihren Platz. Sie wird in Zukunft auch das Außerirdische [gemeint ist das Sonnensystem; HI] mit einbeziehen. **Dadurch wird sie vom Aktualismus wieder zur Berücksichtigung des Katastrophalen kommen** und nun beide Komplexe zu einem Wissen um das wellenförmige, um das rhythmische Geschehen vertiefen. Sie wird die Geschehnisse in kosmischer Verflechtung sehen und vermag damit zu erkennen, inwiefern alle die charakteristischen und rätselhaften geologischen Vorgänge — Land- und Meereswechsel, Klimawechsel, Faltengebirgsbildung, Massenschichtung gleicher Art auf oft Hunderte von Metern Mächtigkeit — die betonten Ausschläge von Wellen sind, deren flachere Züge oder Knotenpunkte aktualistisch betrachtet, die selbst aber katastrophal aufgefaßt werden sollen“ [D. 543; Hvhg. HI].

Es folgt eine Passage aus diesem Werk von 1930. Nur hier geht er auf die Zeitdimension der Erdentwicklung ein; ansonsten muss selbst seine „Erdgeschichtliche Zeittabelle. Formationstabelle“ — das gängige Schema von Kambrium bis Quartär — ohne jede Zeitangabe auskommen. In seinem ‘Skandalbuch’ von 1924 gab er einen modifizierten Zeitrahmen mit Ober- und Untergrenze: 80 – 132 Mio. Jahre ab dem Erdaltertum, wobei er Tertiär und Quartär maximal 8 Mio. Jahre einräumt, gegenüber damals wie heute angesetzten 60 Mio. Jahren [E. Dacqué 1927: *Urvwelt Sage und Mensch*; München, 340]. Diese Gedanken kontrastieren durchaus jene permanente Steigerung des Alters von Erde, Sonnensystem und Universum, wie sie in der zweiten Auflage von *Chronologie und Katastrophismus* wieder vorgestellt wird.

Zeiten und Zeitfolgen im Aufbau der Erdkruste

Edgar Dacqué [Die Erdzeitalter; 1930, 121-129]

Wir haben also bisher kein anderes Mittel, die Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit von Formationsbildungen über die Erde hin zu verfolgen, als die Fossilien. Es war freilich von jeher das Streben der Erdgeschichtsforschung, sich von diesem in mancher Hinsicht unsicheren Faktor in der Rechnung unabhängig zu machen und irgendein Kriterium zu gewinnen, wonach

man eine absolute Zeiteinteilung und exakte Parallelisierung des Entfernten durchführen könnte. Ein Weg dazu wäre aufgetan, wenn es gelänge, die weltweiten Veränderungen im Stand der Meere oder die in den erdgeschichtlichen Epochen wechselnden Gebirgsfaltungen irgendwie mit kosmischen Vorgängen, die sich vielleicht berechnen ließen, in Zusammenhang zu bringen. So hat man erwogen, ob nicht der Wechsel in der Stellung der Erdachse zu ihrer Bahn oder die in sehr langfristigen Perioden wechselnde Exzentrizität der Erdbahn größere Meeresbewegungen oder Krustenbewegungen, wie sie die Erdgeschichte von Zeit zu Zeit bietet, erklären könnte. Wäre dies der Fall, so bekäme man für diese sich wiederholenden Ereignisse eine astronomische Zeitbegrenzung und würde dann sowohl die Gleichzeitigkeit gewisser Ereignisse unmittelbar und ohne Zuhilfenahme der Fossilien erkennen, wie man auch ein absolutes Zeitmaß für die Dauer geologischer Epochen damit hätte.

Die verschiedenen Versuche hierzu sind bisher praktisch ergebnislos geblieben. Vor allem wohl deshalb, weil die Bewegungen der Erdrinde doch von manchen Ursachen abhängig sind, die nicht nur im Weltraum liegen, sondern auch innerirdischer Herkunft sind. Aber selbst wenn die innerirdischen, die Erdrinde umgestaltenden Vorgänge ihrerseits wieder von kosmischen Vorgängen und Periodizitäten bestimmt wären, was immerhin wahrscheinlich ist, so würde doch deren Auswirkung kaum mit solch mathematischer Genauigkeit vor sich gehen können oder gegangen sein, daß man auf dem angedeuteten Wege zu befriedigenden Ergebnissen in der Zeitberechnung kommen würde.

Auch eine annähernde Schätzung der wahren absoluten Zeitdauer der Epochen und einzelnen Zeitstufen, also eine Schätzung auch der Zeitlänge, welche die Gesamtheit der Formationen oder einzelne Schichtsysteme zu ihrer ehemaligen Ablagerung brauchten und woraus sich dann die Dauer der uns bekannten Formationsfolgen und damit der Erdgeschichte ergäbe, läßt sich bis heute nicht mit irgendeiner Sicherheit anstellen. Zwar hat man verschiedene Versuche gemacht und Methoden hierfür ausgearbeitet, ist aber dabei nur gelegentlich vielleicht für Einzelercheinungen zu irgendeinem einigermaßen brauchbaren Ergebnis gekommen. Man kann derartige Versuche in mehrerlei Richtungen anstellen. Entweder zunächst nur Vorgänge berechnen, die sich auf kleinstem Raum jetzt vor unseren Augen abspielen, noch mitten im Werden sind und bereits in diesem Sinne ihre übersehbare Wirkung teilweise hinter sich haben; oder man kann mehr ins Große gehen und aus gewissen, an hervorragenden Beispielen gewonnenen Zahlen nun ganze erdgeschichtliche Formationen oder wenigstens Sedimentkomplexe danach zeitlich abschätzen.

Das erstere erstreckt sich auf die Beobachtung von Flußerosionen und Seezuschüttungen. So wurde in Nordamerika versucht, aus dem Grad der

Abbröckelung und Rückwärtsverlegung des Niagarafalles sowohl die Dauer für die Entstehung der Schlucht, wie auch die künftige Dauer bis zur völligen Rückverlegung an den Eriesee zu ermessen. damit wäre ein Maß zugleich für die seit der letzten Eiszeit dort verstrichene Zeit gewonnen, weil der Fall seitdem sich entwickeln konnte. Aber die Ergebnisse schwanken zwischen 7000 und 35000 Jahren. Zahlen für die Ausfüllung von Schweizer Seen wurden schon oben angegeben. Aber schon diese einfachen Berechnungen kranken daran, daß wir noch nicht die Spur exakter Unterlagen für einen Klimawechsel und für die Beurteilung der Niederschlagsmengen seit so langen Jahrtausenden haben. Wenn, wie es für die Eiszeit und Nacheiszeit wahrscheinlich ist, allein schon durch die Abschmelzungs Vorgänge der Eismassen ganz andere Wassergewalten anzusetzen sind, oder wenn es langfristige Wetterperioden gibt, in den en die Niederschlagsmengen ganz anders sind als heute, so fallen solche Berechnungen sofort dahin. Wir wissen z.B., daß ganz andere klimatische Bedingungen auch lange nach der Eiszeit in weiten Gebieten herrschten. Ob in geschichtlicher Zeit sich hierin Veränderungen ergaben und in welcher Richtung, ist noch durchaus ungewiß. Kurz man steht selbst mit so engfristigen, am leicht beobachtbaren Objekt gemachten Berechnungen noch auf durchaus unsicherem Boden.

Nicht anders ist es mit der Berechnung von Sedimentmächtigkeiten. So wollte man aus der Dicke der paläozoischen Formationen in Nordamerika, nach einem Vergleich mit heutigen Sedimentanhäufungen, einen Ablagerungszeitraum von etwa 18 Millionen Jahren berechnen und für die ganze erdgeschichtliche Zeit seit dem Paläozoikumsanfang etwa 27 Millionen Jahre. Hier läuft man völlig im Dunkeln. Denn wer wollte alles das in Ansatz bringen können, was an mannigfachen Bodenbewegungen, Gebirgsfaltungen, Klimaänderungen, kosmischen Einflüssen in heute vielleicht noch nicht einmal geahnten Richtungen mitgesprochen haben dürfte?

Als in Südschweden das Eis der Eiszeit abschmolz und aus ihm Flüsse entströmten, bildeten sich tonige Schichtungen, welche jeweils im Sommerhalbjahr durch das vermehrt ablaufende Wasser abgelagert wurden. Immer ging von Jahr zu Jahr das Eis mehr zurück, und so wanderten die Tonschichten landeinwärts und liegen nun auf ungeheueren Erstreckungen dachziegelartig übereinander. Die ältesten treten daher nur ganz im Süden zutage und führen dort auch Fossileinschlüsse, welche auf eine ältere Zeit deuten als die mehr und mehr nordwärts sich anschließenden, mit Fossileinschlüssen einer jüngeren Zeit. So wagte man es, durch genaue Verfolgung der Schichtbänder, die man zum Teil, wo sie nicht sichtbar waren, durch künstliche Grabungen anschnitt, Stück um Stück zu zählen und will so 12000 Jahre seit dem Abschmelzungsbeginn des Eises ermittelt haben.

Wo man bisher versucht hat, die absolute Zeitdauer bestimmter Ablage-

rungen zu berechnen, also nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten und deduktiv ins Weite schweifte, sondern das unmittelbar Gegebene, die gegenständlich vorliegende Schichtbildung auf den Zeitablauf hin zu prüfen, worin sie entstand, haben sich auffallend geringe Zahlen ergeben. So hat Rothpletz für die im Maximum 25 m mächtigen fränkischen lithographischen Kalkschiefer äußerstenfalls einen Ablagerungszeitraum von 500 Jahren errechnet. In diesen Kalkschiefern sind oftmals Horizonte mit sehr hinfalligen Organismenabdrücken erhalten, z.B. Quallen, die an der Luft sofort zerfallen und solche ausgezeichneten Körperabdrücke nicht hätten liefern können, wenn sie nicht rasch überdeckt worden wären. Es haben also einzelne Kalkbänke von mindestens 5 cm Mächtigkeit sich außerordentlich rasch niedergeschlagen. Faßt man die einzelnen Lagen in dieser 25 m mächtigen Serie auch bloß als Jahresbetrag der jeweiligen Aufschüttung auf, was außerordentlich wenig wäre, und multipliziert man dieses Durchschnittsminimum mit jenem Mächtigkeitsbetrag der ganzen Schichtenstufe, so ergibt sich ein Maximum von 500 Jahren, das vielleicht sogar halbiert werden darf, in dem sich die ganze Kalkschiefermasse abgesetzt hat.

Mächtiger sind andere Stufen der Juraformation. Im höheren Teil, im weißen Jura Schwabens, haben wir einen ziemlich regelmäßigen Wechsel von Kalkbänken und Tonlagen. Zu unterst bilden die Kalkbänke zur Zwischenlagen in den mächtigeren Tonlagen; allmählich reichern sich die ersteren an, die letzteren werden enger, und zuletzt sind es eng geschichtete Kalkbänke mit feinen tonigen Zwischenlagen. Pompeckj hat nun folgende Überlegung angestellt: Der Wechsel der Sedimentlagen entspricht einer wechselnden Zufuhr vom Lande her. Diese muß rhythmisch gewesen sein, denn sie spiegelt sich im Rhythmus der regelmäßig wechselnden Sedimentbänke wieder. Es ist der wechselnde Wasserzufluß, der den wechselnden Materialzufluß bedingt, und so erscheint der Rhythmus in der Schichtenbildung als letzthin bedingt durch klimatische Rhythmen. Jahreszeitwechsel kommt hierfür nicht in Betracht, sondern sicher größere Klimaperioden. Nach unserer Erfahrung über die Einbettung der Fossilien können diese Intervallen [sic] der Schichtenbildung nicht allzu groß gewesen sein, sonst würden uns die Fossilien nicht so zahlreich und gut erhalten in jenen Sedimenten vorliegen. Denn wenn es auch, wie im vorhergehenden Fall bei den Lithographenkalken, keine Weichkörperabdrücke sind, denen wir in den tieferen Stufen begegnen, so sind es doch zarte Kalkschalen vornehmlich von Ammonshörnern, die gleichfalls nicht erhalten geblieben wären, wenn sie nicht verhältnismäßig rasch eingebettet worden wären. Die regelmäßig wechselnde Schichtung kam vielleicht von klimatischen Wellen, wie etwa die 35jährigen Brücknerschen Perioden, und so errechnet man unter Zugrundelegung dieser Zahl für die Aufhäufung der rund 30 m mächtigen Gesteinsbänke einer bestimmten Weißjurastufe nur einen

Zeitraum von 3000 Jahren. Und selbst wenn man längere Klimaperioden annimmt, bliebe die Ablagerungsdauer erstaunlich kurz.

Die Schlußfolgerung ist, wie auch die Voraussetzung der Rechnung freilich reichlich unsicher. Denn wie darf man erwarten, daß solche Rhythmen gerade jetzigen Wetterperioden entsprächen und daß zu damaliger Zeit die in den letzten Jahrzehnten beobachteten und höchstens für die Nacheiszeit gültigen Periodizitäten bestanden — vor Jahrmillionen, wo wir doch wissen, daß damals auch ganz grundlegend andere allgemeine Klimazustände auf der Erde herrschten und von einer Zonenbildung wie heute überhaupt keine Rede war. An allen solchen Erwägungen kranken von vorneherein alle absoluten Zeitberechnungen, wenn auch eine andere, wie die von Wagner für das Muschelkalkmeer gegebene, mehr den wirklichen Verhältnissen Rechnung tragen dürfte. Im Muschelkalkmeer gab es Austernriffe. Eine Generation über der anderen, eine Lage über der anderen, jede Schale noch nicht 1 mm dick und etwa 1 cm Durchmesser. Etwa 20—30 solcher Schälchen bilden oft kaum 1 cm vertikaler Riffmasse. Nehmen wir für das Wachstum solcher Muscheln zwei Jahre an, so wäre ein kopfgroßes Riff schon 2000 Jahre lang gewachsen. Nun wissen wir aber von derartigen Muschelriffen, daß sie unbedingt rascher wachsen, als die Sedimente ringsum sich aufhäufen. Ist also rechnungsgemäß ein Riff von 2 m Höhe 10000 Jahre alt, so hätte auch eine Sedimentlage von 1 m Dicke dieselbe Ablagerungsdauer. Nach der Mächtigkeit der in Betracht gezogenen Gesamtschichtfolge des Muschelkalkes wäre er in rd. 1200000 Jahren abgelagert worden. So geistreich diese Überlegung ist, so fehlen auch hier wieder alle Sicherheiten des Rechnungsansatzes. Denn wer sagt denn, daß die Austernriffbildung mit der übrigen Sedimentbildung verglichen werden kann? Es können sich zeitweise ungeheuer rasch mächtig geschichtete Sedimente ablagern, und dann kann in Ruheperioden sich wieder eine Austernbank bilden, bis die Sedimentation von neuem angeht und rasch sich das Schichtmaterial aufhäuft. Ja viele Tatsachen der Fossilhaltung sprechen in allen Formationen dafür, daß die periodisch gehäuften Schichtbildungen rasch vor sich gingen und daß gerade Austern- und sonstige Riffe einen momentanen Stillstand der Sedimentation bedeuten.

Das Bedenkliche bei allen solchen, aus Schichtrhythmen angestellten Berechnungen ist stets, daß man nicht weiß, ob denn die Ablagerungsbedingungen für Sedimente früherer Epochen stets die gleichen waren. Wir werden (Kap. 10) noch Gründe finden, daran zu zweifeln. So haben wir aus den heutigen Meeren bisher nicht ein einziges Beispiel finden können für eine rhythmische Sedimentation von solcher Ausdehnung und Mächtigkeit, wie sie die meisten früheren Formationen bieten. Die Klimaverhältnisse haben, wie wir bestimmt wissen, einschneidend gewechselt; die Erdrinde hat Epochen stärkster Beunruhigung und Bewegung gehabt, die heute so gut wie völlig schwei-

gen. Da mußten oft in kürzester Zeit ungeheure Sedimentationen vor sich gehen, zumal in den älteren Epochen, als noch kein ausgiebiger oder überhaupt noch kein Pflanzenwuchs die Länder besiedelte und alles verwitterte Material, wie auch weiche Schichtmassen dann bei besonderen Wetterkatastrophen in kürzester Zeit ins Meer verfrachtet werden konnten. Sodann ist es gar nicht ausgeschlossen, daß im Lauf der geologischen Epochen auch kosmisches Gesteinsmaterial und kosmisches Wasser der Erde in größeren oder geringeren Mengen zugeführt wurde, was, wenn es sich irgendwie bestätigen sollte, ebenfalls zu einer anderen Auffassung über die Zeitdauer selbst mächtiger vorweltlicher Ablagerungen führen würde.

Auch aus dem Zerfall radioaktiver Mineralien in andere Stoffe in Helium und Blei, ist ein Berechnungsversuch für geologische Zeiten gemacht worden. Man kann messen, wieviel Helium in einer bestimmten Zeit aus dem Zerfall radiumhaltigen Urans hervorgeht; leichter ist dies mit dem Blei durchzuführen, das sich als Zerfallsprodukt durch ganz verschiedenes Atomgewicht vom gewöhnlichen Blei unterscheidet, in solchem Vorkommen also sehr gut von den zufälligen Bleibeimischungen unterscheiden läßt. Ermittelt man nun in einem solchen, dem Boden frisch entnommenen Mineral die darin vorhandenen Mengen von Zerfallstoffen, so läßt sich theoretisch daraus das erdgeschichtliche Alter des Minerals feststellen. So bestechend und scheinbar exakt auch diese Methode ist, so haftet auch ihr den Nachteil an, daß sie mit viel zu dürftigen Voraussetzungen arbeitet. Man weiß weder, in welchem Zustand und unter welchen Umständen solche Mineralien geworden sind; man weiß nicht, woher sie ihren Radiumgehalt haben und wann er sich gebildet hat; man weiß nicht, was für Vorgänge im Innern der Kruste sich in geologischen Zeiten abspielten, die auf die Bildung des Radiums, wie auf den Zerfall von entscheidendem Einfluß gewesen sind. es ist also eine laboratoriumshafte, die Natur durchaus vergessende Weise, die sich in ihrem Unwert zur rechten Beurteilung erdgeschichtlicher Geschehnisse in nichts unterscheidet von älteren Berechnungen, welche etwa aus dem Erstarren eines glühenden Schmelzflusses oder der Abkühlung einer glühenden Kugel das Alter der Erde, ja das der Sonne vergleichsweise berechnen wollten und damit zu so wenig natur-echten Vorstellungen, wie der Kontraktion des Erdkörpers und seiner schließlichen Endabkühlung gekommen sind. Mathematik und Berechnungen haben der Natur gegenüber nur dort Wert und Sinn, wo man alle wesentlichen Voraussetzungen des Geschehens kennt; andernfalls täuschen sie dem Forscher, der sie benützt, eine Exaktheit vor, die zwar für die Rechnung als solche, nicht aber für die Erkenntnis des Geschehens in der Natur gilt.

Neuerdings hat man es von verschiedenen Seiten her unternommen, die von Astronomen nachgewiesene Periodizität der Sonnenstrahlung mit Intervallen eiszeitlicher und nacheiszeitlicher Ablagerungen und Abtragungs-

flächen in Zusammenhang zu bringen und mit der Dauer der Eiszeitphasen auch die der ganzen Diluvialepoche zu berechnen. Unter der Voraussetzung, daß die erst seit wenigen Jahrzehnten angestellten Beobachtungen über Strahlungsschwankungen des Zentralgestirns langfristige Bedeutung haben, daß sie nicht selbst nur augenblickliche Wellen ganz andersartiger Periodizitäten sind, konnte man durch Anwendung dieser Methode immerhin zu vorläufig befriedigenden Zahlen kommen, deren Wert dadurch gestärkt wird, daß verschiedene Forscher, unabhängig voneinander und an verschiedenen Objekten sich versuchend, zu wesentlich gleichen Ergebnissen gelangten. Die ganze Eiszeit würde beispielsweise nach den Untersuchungen von Soergel in Mitteleuropa etwa 600000 Jahre betragen haben; seit dem letzten Eishochstand wären etwa 26000 Jahre vergangen. Dies stimmt wiederum einigermaßen mit den oben erwähnten Zahlen der Niagara-Erosion zusammen, wenn man deren Durchschnitt mit 20000 Jahren ansetzt, die seit dem Ende der Gletschervorstöße in dortiger Gegend verfließen wären, als der Fluß damals in sein jetziges Bett hineingelenkt wurde und die ausarbeitende Wirkung seines Wassers am Schluchteingang bei Lewiston begann.

Wie vorhin schon angedeutet, ist das Grundübel aller solcher geologischen Zeitberechnungen die Ungewißheit, in der wir uns über die Stärke der meteorologischen und den Charakter auch der astronomischen Vorgänge, selbst in der eben erst verflissenen letzten erdgeschichtlichen Phase befinden. Vollends über die Abtragungs- und Niederschlagsverhältnisse in älteren Epochen ist uns noch nichts unbedingt Zuverlässiges bekannt, das sich als Grundlage solcher Berechnungen verwenden ließe. Zwar steht die Erdgeschichtsforschung methodisch auf dem Standpunkt, es seien die heutigen Zustände und Veränderungen maßgebend für die Beurteilung der Vergangenheit und alles frühere erdgeschichtliche Geschehen sei lediglich eine Häufung und Steigerung des jetzigen. Aber damit hat man wohl eine viel zu schmale Basis für das ungeheuere Gebäude vorweltlicher Gegebenheiten. Denn wir wissen und sehen es deutlich, daß es in den Zeitaltern der Vorwelt Zustände gab, wofür die heutigen irdischen und kosmischen, gerade vorübergehend etwas stabilisiert erscheinenden Zustände kein maßgebendes Vorbild sein können. Ist doch nicht zu verkennen, daß beispielsweise die jetzigen, wie die eiszeitlichen Klimazustände — um nur dieses Eine zu erwähnen — besondere Extreme sind, denen gegenüber es durch unendlich lange Epochen der Vorzeit über die ganze Erde hin, auch in den Polarzonen warm oder wenigstens für ein ausgebreitetes Tier- und Pflanzenleben durchaus erträglich war, wofür wir in den heutigen Gegebenheiten keine Erklärungsmöglichkeit sehen, wir können drehen und deuten, wie wir wollen.

Mit dem Begriff „Zeit“ aber und der versuchten Abmessung erdgeschichtlichen Geschehens nach „Jahren“ denken wir stets an den derzeitigen Umlauf

der Erde um die Sonne, meinen darin einen objektiven Maßstab des Zeitablaufes zu haben. Doch dies auf vorweltliche Epochen ohne weiteres zu übertragen, bringt abermals ein falsches Element in alle Berechnungen, weil es ausgeschlossen ist, daß sich zu früheren Zeiten das Planetensystem, also der Zustand der Sonne, die Umläufe der Planeten, die Monde alle im gleichen Verhältnis befanden wie heute, und daß etwa die schicht- und gesteinsbildenden Faktoren in gleicher Art wirkten wie unter den derzeitigen astronomischen und meteorologischen Bedingungen.

Fassen wir die Ergebnisse kurz zusammen, so können wir immerhin mit Walcott sagen, daß die geologisch-historische Zeit zwar lang, aber nicht von undefinierbarer Länge ist; sie kann mit Zehnern von Jahrmillionen, aber nicht mit Hunderten oder Tausendern gemessen werden, wie es vielfach phantastisch wohl ausgesprochen wurde. So eigentümlich es klingt, kommt es doch für die Gesamtdauer auf einige Millionen von Jahren in der Berechnung nicht an, weil es schon ein großer Fortschritt ist, zu wissen, in welchen Maximalgrenzen sich ungefähr die künftigen Ergebnisse bewegen werden. Nimmt man — was aber immer noch ein durchaus unsicheres Ergebnis bleibt — vergleichsweise die Mächtigkeit der großen Formationen als ein Maß für ihre gegenseitige Zeitdauer, so läßt sich sagen, vielleicht mit einigem Recht, daß sich die Tertiär- und Quartärzeit zu den drei Epochen Kreide, Jura und Trias etwa verhält wie 1:5. Nach derselben Schätzung würden sich die drei letztgenannten Alter zu dem darunterliegenden Perm bis mit Kambrium wie 5:12 verhalten. Setzt man nach ziemlich übereinstimmenden und auf verschiedenen Wegen versuchten Berechnungen für den Abschnitt der Erdneuzeit etwa 5 Millionen Jahre an, so betrüge die Spanne Kreide—Triaszeit 25 Millionen, die Spanne Perm—Kambrische Zeit 60 Millionen, die ganze Zeitspanne vom Beginn des Erdaltertums bis heute also etwa 90 Millionen Jahre. Nach der oben erwähnten Methode mit den radioaktiven Substanzen käme man für denselben Gesamtzeitraum auf etwa 700 Millionen Jahre.

Nach der bisher üblichen Einteilung umfaßt das Erdaltertum die Formationen vom Kambrium bis mit Perm, das Erdmittelalter die Formationen Trias, Jura und Kreide; die Erdneuzeit Tertiär und Quartär. Es sind dies zufällige Grenzen, die sich durch die geschichtliche Entwicklung der Formationsuntersuchungen in Europa seit Ende des 18. Jahrhunderts so ergeben haben. Wenn man die Entwicklung der Pflanzenwelt, statt die der Tierwelt zugrunde legt, so kann man von einem Paläo-, Meso- und Käno-phytikum sprechen, muß dann aber die Grenzen anders ziehen, wie unsere Tabelle anzeigt. Da nun die Natur kein Schema kennt, so wird man mit jeder solchen rein konventionellen Einteilung irgendwo nicht zufrieden sein. Ebenso läßt sich natürlich vielfach streiten, ob man die eine und andere Formation so oder anders begrenzen soll. Denn oftmals gibt es Übergangsschichten zwischen zwei größeren Zeitaltern.

Da ja, wie schon oben erwähnt, das Zeitschema auf europäischem Boden entstanden ist, und zwar in außeralpinen Gebieten, so gibt es teils in den Alpen, teils anderwärts auch Schichtserien, die einen kontinuierlichen Übergang aus der einen in die andere Formation bilden. So kann man vielerorts etwa Jura und Kreide oder Karbon und Perm nicht trennen. Es ist aber dilettantenhaft, einerseits zu meinen, die Formationen bzw. Zeitalter seien absolute Zeiteingrenzungen, andererseits sich in Gelehrtenstreit zu begeben, um die Grenzen der Formationen gegenseitig zu verschieben.

Werkauswahl von Edgar Dacqué

- 1903: *Der Descendenzgedanke und seine Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit*; München
- 1903: *Mittheilungen über den Kreidecomplex von Abu Roash bei Cairo*; Stuttgart
- 1904: *Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist*; Stuttgart
- 1912: *Die fossilen Schildkröten Ägyptens*; Jena
- 1912: *Geologische Aufnahme des Gebietes um den Schliersee und Spitzingsee in den bayerischen Alpen*; München
- 1915: *Grundlagen und Methoden der Paläogeographie*; Leipzig
- 1919: *Geographie der Vorwelt (Paläogeographie)*; Leipzig
- 1919: *Geologie (Teil 1: Allg. Geologie)*; Berlin [1920: *Teil 2: Stratigraphie*; Berlin]
- 1921: *Vergleichende biologische Formenkunde der fossilen niederen Tiere*; Berlin
- 1924: *Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie*; Mü
- 1926: *Paläogeographie*; Leipzig
- 1926: *Natur und Seele. Ein Beitrag zur magischen Weltlehre*; München
- 1928: *Leben als Symbol. Metaphysik einer Entwicklungslehre*; München
- 1929: *Katastrophe der Urwelt* (Sonderdruck o.O.)
- 1930: *Die Erdzeitalter*; München
- 1930: *Spuren der Vorwelt. Gesammelte Aufsätze*; München
- 1932: *Lebensform und Todesform der Hochschulwissenschaft*; Berlin (Artikel)
- 1933: *Natur und Erlösung*; München
- 1933: *Leitfossilien. Wirbellose des Jura*; Berlin
- 1934: *Vom Werden des Erdballs*; Leipzig
- 1935: *Organische Morphologie und Paläontologie*; Berlin
- 1936: *Aus der Urgeschichte der Erde und des Lebens. Tatsachen und Gedanken*; Mü
- 1938: *Das verlorene Paradies. Zur Seelengeschichte des Menschen*; München
- 1939: *Das Bildnis Gottes*; Leipzig
- 1939: *Die Fauna der Regensburg-Kelheimer Oberkreide (mit Ausschluß der Spongien und Bryozoen)*; München
- 1940: *Die Urgestalt. Der Schöpfungsmythus neu erzählt*; Leipzig
- 1940: *Der Mensch im unendlichen All*; München
- 1942: *Leitfossilien. Wirbellose der Kreide*; Berlin
- 1944: *Aus den Tiefen der Natur*; Büdingen (posthum erschienen 1949)
- 1948: *Werk und Wirkung. Eine Rechenschaft*; München

Funde, Befunde und Interpretationen

gesammelt und gegeben von Heribert Illig

Zur Granitbearbeitung

„Wie mühsam war es, aus dem harten Granit der großen runden Findlinge Quadersteine zu meißeln! Zunächst hat man den kugelförmigen Findling gespalten, in dem man ihn angebohrt hat, wie man an einem Quaderstein an der Stiftskirche von Wildeshausen [...] noch ablesen kann. Dazu wurden primitive Drillbohrer verwendet, die aus einem Stab mit einer unteren Eisenspitze und einer um den Stab geschlungenen Schnur bestanden. Die Eisenspitze hatte zwar durch ständiges Schmieden die Härte von Stahl, musste aber wieder nachgeschärft werden, bis das Bohrloch tief genug war. Dort hinein schlug man trockene Holzkeile, die man wässerte. Dadurch erzielte man eine Sprengwirkung, wie sie auch durch eingefülltes Wasser und nächtlichen Frost erreicht werden konnte. [...]

Die Granitquadermauern sehen wegen der großen Härte der Steine unvergänglich aus, sind aber dennoch für Schäden anfällig. Das liegt vor allem daran, dass man die gespaltenen Findlinge keineswegs an allen sechs Seiten sorgfältig behauen hat, sondern lediglich an der Sichtseite. Die daran anschließenden Flächen wurden nur in einer Tiefe von ungefähr 20 Zentimetern geglättet, um ein Auflager nach oben und unten zu gewinnen. [...] Wegen des schlecht auf der dichten Granitoberfläche haftenden Mörtels und des geringen Auflagers neigen die schweren Steine zum Verkanten und schließlich zum Herausfallen“ [Kiesow, 66].

Dies schreibt Prof. Dr. Dr.-Ing. E.h. Gottfried Kiesow, Leiter der *Deutschen Stiftung Denkmalschutz* in der von ihr herausgegebenen Zeitschrift *Monumente. Magazin für Denkmalkultur in Deutschland*, Heft 5/6-2009, in dem Artikel: „Vom Findling zum Granitquader. Wie die Landschaft den Kirchenbau beeinflusst hat“ [64 ff.]. Als Beispiel dienen ihm romanische Kirchen im Küstengebiet der Nordsee, für die man als Baumaterial Granitfindlinge gewählt hat. Obwohl die Alte Welt damals doch schon seit geraumer Zeit das Eisen kannte, bleibt die Bearbeitung äußerst mühsam und auf das Allernotwendigste beschränkt.

Insofern treten die Ägypter des sog. Alten Reichs um so plastischer vor uns, die keineswegs in der Eisenzeit, sondern in Kupfersteinzeit und anfänglicher Bronzezeit große, präzise abgeschrägte Granitquader am laufenden Kilometer – wie für Mykerinos' Pyramide – bearbeitet haben.

Kalenderwirrwarr und Siebenschläfer

Die *Süddeutsche Zeitung* brachte am 16.6. dieses Jahres einen Leserbrief von Klaus-Jürgen Tenter, der grundfalsch über die Auswirkungen der Gregorianischen Kalenderreform auf die Fest- und Feiertage informierte, ungewollt ironisch mit dem Titel *Die neue Siebenschläfer-Regel*. So etwas sollte nicht, kann aber vorkommen; wirklich unerfreulich ist, dass die Zeitung keineswegs bereit war, die von ihr verbreiteten Irrtümer aufzuklären, zumal sie gleichzeitig das konkurrierende *Wikipedia* [→ Siebenschläfertag] hätte korrigieren können, das zumindest bis zum 26. 7. demselben Irrtum unterlag, auf den Tenter zurückgegriffen haben dürfte.

„Bei den Bauernregeln, die besagen, dass sich am Siebenschläfertag das Wetter der nächsten sieben Wochen entscheidet, ist zu bedenken, dass sich die Kalendertage vor der gregorianischen Kalenderreform im jahreszeitlichen Verlauf stetig verschoben haben. Bis zum Zeitpunkt der Umsetzung der Reform in Deutschland (zwischen 1582 und 1700) war die Differenz zum seither gültigen Kalender auf 10 Tage gewachsen. Wenige Tage nach der Einführung in den letzten (protestantischen) Gebieten wäre mit dem julianischen 29. Februar 1700 ein 11. Tag fällig gewesen. Je nach Entstehungszeit der Regel könnte der damalige 27. Juni also heute einem späteren Datum entsprechen, bis hin zum 7. oder 8. Juli. Diese Überlegung trifft natürlich nur zu, wenn die Bauernregel vor Einführung der Kalenderreform aufgestellt wurde.“ [wikipedia]

Mein Leserbrief vom 16. 6., der am 25. 6. abgelehnt worden ist, berichtigt den wesentlichen Irrtum:

„Bis 1582 hatten wir wegen Cäsar binnen 400 Jahren drei Schalttage zuviel. Dementsprechend fiel die Kalenderzählung gegenüber der astronomischen Situation in diesem Zeitraum um drei Tage zurück. Im Reformjahr wurde eine bessere Schaltregel eingeführt und die Kalenderzählung mit einem Sprung fortgesetzt: auf den 4.10. folgte unmittelbar der 15.10. Damit war der insgesamt nachhinkende Kalender samt Fest-, Feier- und Namenstagen wieder an der richtigen astronomischen Stelle (Bezug zum Frühlingsäquinoktium am 21.3.).

Was den Siebenschläfertag am 27.6. angeht, so lag er vor, so liegt er nach der Reform unverändert auf diesem Datum. Auch unmittelbar vor der Reform wurde er am 27.6. begangen, doch das war 10 Tage zu früh. Heute liegt alles wieder richtig in den Jahreszeiten. Es kann also keine Rede davon sein, dass er heute eigentlich auf den 7.7. fielen, wie das Herr Tenter und Wikipedia behaupten.

Ein auslösendes Element für die Kalenderreform war übrigens, dass damals Ostern nicht mehr in die Zeit des ersten Grüns, sondern manchmal

bereits in die erste Heuernte fiel. Das sorgte unter Bauern wie Städtern für Unruhe, denn wenn der Himmel aus dem Ruder läuft...“

Nachdem *Wikipedia* [→ Siebenschläfertag] hier gründlich desinformiert, sind auch die weiteren, dort genannten Details, die für die Chronologiekritik von Interesse sind, vorzulegen:

„Seinen Namen verdankt der Siebenschläfertag einer alten Legende. Danach hatten sieben junge Christen in der Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Decius (249–251) in einer Berghöhle nahe Ephesus Zuflucht gesucht. Sie wurden entdeckt und lebendig eingemauert. Der Legende nach starben sie nicht, sondern schliefen 195 Jahre lang. Am 27. Juni 446 wurden sie zufällig entdeckt, wachten auf, bezeugten den Glauben an die Auferstehung der Toten und starben wenig später.

Die Legende wird erstmals im 6. Jahrhundert schriftlich dokumentiert, Gregor von Tours (538–594) übersetzte sie erstmals ins Lateinische. Es gibt mehrere syrische und griechische Varianten. Auch der Islam (Koran, Sure 18) erzählt eine Version dieser Geschichte“.

Für die Chronologiekritik hat Uwe Topper [1/1994] die Siebenschläferlegende erstmals argumentativ beigezogen und verschiedene Schlafdauern berichtet. Entscheidend ist, dass die Legende nachweislich bereits im 6. Jh. schriftlich fixiert war – sowohl im griechischen wie im lateinisch-westlichen Raum. Auch der arabische Raum kennt sie durch den Koran. Klaus Weissgerber vertieft in diesem Heft seine Überlegungen zur Lebenszeit Mohammeds, zur Hidschra und zur Koran-Entstehung. Demnach wäre die Sure 18 ebenfalls vor der Phantomzeit 614||911 geschrieben worden (wenn wir außer Acht lassen, dass wir keine Schriftquellen aus Mohammeds 7. Jh. kennen). Ob freilich die präzise Angabe über 300 verschlafene Sonnenjahre – respektive 309 Mondjahre – schon in der Urfassung stand, kann nicht beantwortet werden.

Auf jeden Fall lässt sich schließen, dass der Zeiteinsprung im frühen 7. oder im 10. Jh. nicht ad hoc ausgedacht worden ist, sondern auf eine erzählte Zeitrelativität zurückgreifen und sie in die Realität eines Jahres umsetzen konnte, das nun 1000 n. Chr. benannt worden ist. Das war um so leichter, als West- wie Ostkirche ebenso wie der Islam diese philosophisch-religiöse Überlegung bereits gekannt haben.

Kaaba und Sanyal

Klaus Weissgerber schreibt in diesem Heft über Mekka und die Kaaba. Günter Lüling hat in diesem Bau ein frühchristliches Heiligtum erkannt. Andere wie Mithu M. Sanyal [2009] erkennen etwas ganz anderes:

„Und selbst der patriarchalische Islam feiert heimlich den Vulva-Kult. Die Pilgerstätte in Mekka war vor Mohammed ein matriarchalischer Vulva-Tempel.

Das Verblüffendste für Mithu Sanyal war der schwarze »Meteorit« in der Kaaba in Mekka. »Den wollen alle Pilger berühren, küssen als Ziel ihrer Pilgerfahrt nach Mekka. Dieser schwarze Meteorit ist von einem silbernen Band umkränzt. Und das bildet die Vulva nach. Man sieht das auch sofort ganz deutlich. Tatsächlich ist auch die Kaaba in Mekka ursprünglich in vor-islamischer Zeit das Heiligtum der Göttin Al-Lat, aus der dann später Allah wurde.« [Borchmeyer]

Über den Gehalt von Sanyals Ausführungen, die immerhin als Dissertation vorliegen, lässt sich eigentlich überhaupt nicht streiten, wie Franz Siepes Rezension [2009] klarstellt.

Borchmeyer, Florian (2009), ZDF, Sendung *aspekte*, vom 13. 2.
<http://aspekte.zdf.de/ZDFde/inhalt/8/0,1872,7515336,00.html>
<http://www.humanistische-aktion.de/sex.htm>

Sanyal, Mithu (2009): *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts*; Berlin
Siepe, Franz (2009): Vulgärfeministisches Geraune. Mithu M. Sanyal exhibiert das weibliche Genitale; in *Glanz & Elend Magazin für Literatur und Zeitkritik*
<http://www.glanzundelend.de/Artikel/sanyal.htm>

Minoisches Matriarchat

Eine Bastion des Matriarchats wankt. Auf Kreta wurde erstmals eine ca. 40 cm hohe Jünglingsstatuette aus Gold und Elfenbein gefunden, also ein Kouros. Diese Figur steht nunmehr gleichrangig den 'Schlangengöttinnen' gegenüber, die seit dem Knossos-Ausgräber Arthur Evans das minoische Matriarchat verkörpern. Dem widersprachen zwar die äußerst maskulinen Stierspiele genauso wie der schon von Homer genannte König Minos, aber das ließ sich mit Matrilinearität erklären. Der Kouros zöge natürlich jeden Fälschungverdacht auf sich, so er im Antiquitätenhandel aufgetaucht wäre. Doch der verbrannte und zertrümmerte Torso ist aus millimetergroßen Fragmenten rekonstruiert worden; seine Wiederherstellung ist video-dokumentiert, wie der kanadische Archäologe Alexander MacGillivray betont. Handelt es sich um den kretischen Zeus?

Wie im Gegenzug wurden zwei Schlangengöttinnen 'abgeräumt'. Das vielleicht berühmteste Exemplar dieser stark taillierten, barbusigen, schlangenumwundenen Figurinen stand im *Museum of Fine Arts* in Boston. Das tut es nicht mehr, seit eine C14-Messung nicht -15. Jh., sondern +15. Jh. ergab und die Figur als Fälschung der Zeit um 1900 erkannt war. Es dürfte sich um jene Figur handeln, die kurz vor 1914 in Boston unter mysteriösen Umständen aufgetaucht ist und die Evans endgültig zur Symbolfigur des Matriarchats erklärt hat. Eine andere Figur 'verschwand' im *Royal Ontario Museum* in Toronto, weil die dortige Göttin pikanterweise einen goldenen Penischutz trägt.

Nun müsste die Lebensarbeit von Arthur Evans neu geprüft werden. Bekannt sind seine eigenwilligen Betonrekonstruktionen in Knossos, seine Absicht, die minoische Kultur zur ältesten Mittelmeerkultur zu erheben und dafür beim 'Skandal von Encomi' entschieden für die Beibehaltung dunkler Jahrhunderte zwischen minoischer und archaisch-griechischer Kultur zu kämpfen. Diese Aufgabe ist bereits von der Archäologin Juliane Hummel [1996, 299-344] erfolgreich geleistet worden. Sie stellte klar, dass für das Matriarchat aus archäologischer Sicht fast nichts spricht, dagegen fast alles dafür, dass Evans auf den Spuren von Bachofen [Mutterrecht, 1861] sein Knossos und Kreta rekonstruiert hat, bis hin zum Megaron der Königin und ihrem Badezimmer [ebd. 300].

Als er die minoische Kultur entdeckte, regierte Queen Victoria gerade 63 Jahre und konnte als Vorbild dienen, genauso wie der Jugendstil, der sich – siehe etwa Gustav Klimt – sehr schnell bei Altgriechenlands Motiven bediente und umgekehrt die beiden Freskenrestauratoren Emile und Edouard Gilliéron befruchtete [ebd. 315, 317, 331]. Als Evans in Knossos zwei stark restaurationsbedürftige Frauentorsi fand, mussten es die Göttin und ihre Priesterin sein. „In seiner Abhandlung über die Verehrung der Göttin verwies Evans auf ähnliche Figuren, die in Museen in Boston und Toronto vorhanden waren“ [ebd. 335]. So hat sich (s. o.) Evans an Fälschungen orientiert, die sich wiederum an seinen ersten Rekonstruktionen, sprich Erfindungen orientiert haben. „Bis heute ist das Matriarchat mit archäologischen Quellen weder zu beweisen noch zu widerlegen“, resümiert Röder [1996, 375].

Bauer, Christian (2007): Göttinnen-Dämmerung; in *FocusOnline Wissen*, vom 13. 9.
Röder, Brigitte / Hummel, Juliane / Kunz, Brigitte (1996): *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht*; München

*

„War ein mittelalterlicher König, der seine kranke Ehefrau für einen Kriegszug zurücklassen musste, und ihr einen besorgten Brief schrieb, nichts anderes als ein bürgerlich Liebender in der Moderne? Martina Hartmann legt diesen Schluss in einem neuen Buch über die »Königin im frühen Mittelalter« nahe, als sie auf ein Schreiben Karls des Großen an seine vierte Gemahlin Fastrada zu sprechen kommt [...] In der Tat sind persönliche Äußerungen dieser Art sehr selten, und man fragt sich, wer dem illiterate Franken für die lateinischen Zeilen seine Worte und seine Feder geliehen haben mag, [...] die Königinnen des fünften bis neunten Jahrhunderts bleiben hier blasse Schemen, nicht weil die Quellen, sondern weil der Autorin Mut und Gabe zur Erzählung fehlten.“

Borgolte, Michael (2009): Männliche Mediävistik. Wie geht es der Königin? in *FAZ*, 11. 5.

*

„Übrigens wird es seit 1999 kühler, bisher um 0,2°C, und unser Klimapopulist Mojib Latif sagte im TV, die globale Erwärmung mache eben halt eine Pause von 10 bis 15 Jahren. Die Ursache kenne man nicht, es sei eben natürlich. Aber das IPCC [*Intergovernmental panel on climate change*] beweist wissenschaftlich, dass es 2050 um 5,6°C wärmer als 1900 sein wird und dass wir die Temperaturzunahme auf 2°C begrenzen können, wenn wir den CO₂-Ausstoß vermindern.

Die Klimahysteriker sind tatsächlich nicht auf den Mund gefallen: »Das Vereinigte Königreich hat den kältesten Winter seit 13 Jahren erlebt«, meldet das UK Met Office (Britischer Meteorologischer Dienst) jetzt. Und setzt hinzu: »Die globale Erwärmung hat den Winter davor bewahrt, noch kälter zu werden.« Es lebe die Wissenschaft!«

Rainer Olzem in den *Aachener Nachrichten*

*

Andreas Birken [2006, 515] hat bereits darauf hingewiesen: Vor gut 70.000 Jahren explodierte der Vulkan Toba auf Sumatra und dezimierte die damalige Menschheit massiv. Bojanowski [2009] wies jetzt wieder auf diese Katastrophe hin, bei der von 50- bis 100.000 Individuen weltweit nur wenige Tausend überlebt haben. Damals entstand ein „evolutionärer Flaschenhals“, aus dem heraus gemäß Stanley Ambrose, 1998, die weitere Menschheitsentwicklung dramatisch eingesetzt hat. Die vulkanologischen Ergebnisse sind 2009 durch Alan Robock bestätigt worden. Insofern liegt hier ein kataklystischer Evolutionsschub vor, der wohl noch dichter an unserer Gegenwart liegt, weil es sich um schlecht kalibrierte Eisbohrkerndatierungen handelt.

Birken, Andreas (2006): Supervulkane. Die nächste Katastrophe kommt bestimmt; in *Zeitensprünge* 18 (2) 514-516

Bojanowski, Axel (2009): Die größte Krise der Menschheit. Neue Spuren belegen die These, wonach ein gewaltiger Vulkanausbruch vor 72000 Jahren nur wenige Tausend Individuen weltweit überleben ließen in *Süddeutsche Zeitung*, 16. 6.

*

Demnächst erhältlich: Paul Höfer: **Die Varusschlacht. Ihr Verlauf und ihr Schauplatz** (²2009; ¹1888). Neu ediert von Helmut Förster, Gerhard Kroos und Andreas Otte, Reihe MW-Wissenschaft, Münster; 372 S., Pb., 24,95 €

*

Voraussichtlich Anfang Oktober erscheint die aktualisierte Neuauflage von Heribert Illig: **Chronologie und Katastrophismus**. Über Titel, Erscheinungstermin und Preis werden die Internet-Seiten (s. Impressum) informieren.

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Kerner, Martin (2009): Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst,** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): Die Sumerer gab es nicht.** Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht?** Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Illig, Heribert (2005): Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.** 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2003): Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit** Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Heinsohn, Gunnar (2000): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser.** 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-
- Illig, Heribert (1996): Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfindenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften** 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 21, Heft 2, August 2009

- 259 Editorial
- 260 Heribert Illig: Räder · Wagen · Wege. Scheibenrad, Speichenrad und Streitwagen
- 276 Volker Heinitz: Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt
- 285 Klaus Weissgerber Die frühen Pharaonen I (Aegyptiaca XV)
- 312 Werner Benecken: Stab · Faden · Lehm. Die Entstehung antiker Ornamente
- 354 Andreas Otte: Varianische Variationen
- 362 A. Otte: Paul Höfer: *Die Varusschlacht*. Eine reichlich verspätete Rezension
- 369 V. Friedrich / W. Nöller / K.A. Seel: Das Römerlager im unterfränkischen Kronungen. Örtlichkeit und Rechtslage
- 374 Z. A. Müller: Zur Identität der „Arianer“ (Teil I)
- 398 K. Weissgerber: Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII)
- 428 Renate Laszlo: Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit
- 452 Gunnar Heinsohn: Italien bis zum Stiefelabsatz: Das Salento ohne Frühmittelalter
- 469 Rolf Legler: Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge ...
- 473 H. Illig: Aachen im Glück? Köln · Rowley · P.M. · Legler · Osnabrück
- 488 H. Illig: Hat es sich ausgeprotst? Eine fast surreale Szene
- 492 H. Illig: *Abschied vom Darwinismus*. Seit Jahrzehnten erwartet: Joachim Bauers Ansatz
- 499 H. Illig: Dacqués Erdzeitalter, achtzig Jahre später. Aktualismus und Katastrophismus
- 509 Funde, Befunde und Interpretationen
- 515 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233